Historisch-kritische

Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglied.

Zweyter Theil.

Preßburg,
bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Inhalt des zweyten Theils.

Lit. C.

Caffee. S. 3
Calas, Jean. 7
Cam = hi. 21
Capazelli. 25
Cardinal, Peter. 31
Carnavale, Michele. 33
Carouge. 35
Carstens. 40
Casimir. 48
Castruccio. 49
Catinat. 50
Cecco. 58
Cederhielm. 59
Celten. 61
Cervantes. 64
Chaja Ajas. 67
Chamberlain. 71
Chatelet. 72
Chatre, (Claudius de la) 73
Checq. 78
Chelonis. 79
Chineser. 81
Christenthum. 105
Christian II. 107
Cibo, Catherine. 109
Clairon. 111
Clues. S. 113
Cochinchina. 116
Cole. 122
Coma. 125
Comödie. 128
Cometen. 131
Compaß. 132
Concini. 136
Constantin d. Gr. 137
Constantinopel. 142
Cook. 150
Cortes. 156
Cosmopoliten. 158
Coventry. 161
Crebillon. 162
Crillon. 163
Cujaz. 170

D.

Dagueſſeau. 173
Dalailama. 178
Damer. 179
Danby. 181
Dandamis. 183
Daniel d. Säulenhei= lige. 184
Dante. 194
Dataria. 195

Dauphin, Ludw. S. 196
Dec. 203
Degenfeld. 204
Demokrit. 207
Demuth. 211
Deprez. 212
Derwische. 214
Derwischenfett. 219
Descartes. 220
Desfontaines. 221
Despotismus. 225
Diogenes. 229
Dioklezian. 235
Dörfling. 238
Domestiken. 246
Dominikus, d. heilige. 254
Dufrenoi, Frau v. 255
Dummheit. 557

E.

Edikte. 261
Eduard d. Bekenner. 263
Eginhard u. Emma. 269
Egoismus. 272
Egypten. 272
Ehe. 277
Ehebruch. 282
Ehemonathe. 289
Ehre. 291
Ehrgeiz, der falsche. 295
Ehrtrieb. S. 297
Eifersucht. 300
Einbildungskraft. 305
Einbildung. 307
Einnehmer. 312
Einsamkeit. 315
Einsiedlerleben. 320
Eitelkeit. 322
Elend. 326
Elisabeth (Kön. von Engl.). 329
Eltern. 335
Embryo. 337
Eminenz. 339
Empfindeley. 340
Empfindsamkeit. 340
Empfindung. 342
Enthusiasmus. 345
Epiktet. 346
Epikur. 350
Epopee. 355
Erasmus (Desiderius). 364
Erziehung. 369
Esquimaux. 376
Essäer. 378
Essex. 380
D. Eßighändler. 381
Euripides. 388
Exequien. 393
Eyer. 394

C.

C.

Caffee.

Was dieser für Unheil angerichtet, und wie dieses arabische Getränk die europäischen Länder vom Gelde entblößet, viele Haushaltungen ruinirt, und verschiedene neue Arten von Krankheiten veranlasset, ist von Politikern und Medizinern schon verschiedentlich dargethan worden. Es verdient aber auch meinen Lesern bekannt gemacht zu werden, wie dieses Getränk gleich bey seinem ersten Gebrauche, bald erlaubt, bald abgeschaft worden.

Man hält gewöhnlicherweise dafür, daß ein gewisser Molhac mit Namen Chadely, der

erste Araber war, welcher sich des Caffees bediente, um sich von einer unaufhörlichen Schlafsucht zu befreyen, welche ihn an seinen nächtlichen Gebeten verhinderte. Seine Dervische ahmten ihm nach, ihr Beyspiel bewog die Weltleute ein gleiches zu thun.

Man bemerkte sehr bald, daß dieses Getränk das Blut durch eine sanfte Bewegung reinigte, die melancholischen schweren Dünste zerstreute, und den Geist aufheiterte; und selbst diejenigen, welche es eben nicht nöthig hatten, bey Nacht zu wachen, bedienten sich dessen. — Von den Ufern des rothen Meers kam er nach Medina, Mecca, und durch die Pilgrime in alle mahometanischen Länder.

In diesen Gegenden, wo die Sitten nicht so frey, wie bey uns, sind, wo die Eifersucht der Männer, und die strenge Einsamkeit der Weiber die Gesellschaft nicht so angenehm und lebhaft machen, kam man auf den Einfall, öffentliche Häuser zu errichten, wo man Kaffee schenkte.

Die Caffeehäuser der Perser arteten sehr bald aus, die jungen Georgierinnen waren zu gefällig. Als aber Abbas II. diese Ausschweifungen vertilgt hatte, wurden diese Häuser ein ehrbarer Aufenthalt für müßige Leute, und ein Erquickungsort für beschäftigte Männer. Die

Politiker unterhielten sich allda mit Neuigkeiten, die Dichter lasen ihre Verse vor, und die Molhacs hielten Reden, wofür sie gewöhnlicherweise etwas Allmosen empfiengen. *)

So ruhig lief es in Konstantinopel nicht ab. Kaum hatte man die Caffeehäuser geöfnet, als sie jedermann eifrig besuchte. Man konnte gar nicht wieder heraus kommen. Der große Mufti, voll Verzweiflung, daß seine Moscheen verlassen wurden, entschied, daß dieses Getränk mit unter dem Gesetze Mahomeds begriffen wäre, welches die starken Getränke verbietet. — Die Regierung, welche dort dem Aberglauben, dessen Schlachtopfer sie manchmal ist, oft dienet, ließ sogleich die Häuser verschließen, die dem Mufti so sehr mißfielen, und trug sogar den Polizeykommissarien auf, sich dem Gebrauche dieses Getränks in dem Innern der Familien zu widersetzen. Eine offenbare Neigung triumphirte über diese Strenge. Man fuhr fort, Caffee zu trinken, und selbst diejenigen Oerter, wo er geschenkt wurde, waren bald darauf viel zahlreicher, als ehemals.

*) Heutiges Tages sind die Caffeehäuser gewöhnlicherweise die Sammelplätze politischer Kannengießer und müßiger Pflastertreter.

In der Mitte dieses letzten Jahrhunderts besuchte der Großvezier Kuproli verkleidet die Caffeehäuser. Da fand er eine Menge mißvergnügter Leute, die, überzeugt, daß die Regierungsgeschäfte würklich die Geschäfte eines jeden Privatmannes sind, mit vielem Eifer davon sprachen, und mit einer ausserordentlichen Verwegenheit die Aufführung der Generale und Minister beurtheilten.

Von da gieng er in die Weinschenken. Sie waren voll von gemeinen Leuten, meistens Soldaten, die, gewohnt die Vortheile des Staats für die Vortheile des Landesfürsten anzusehen, den sie in geheim anbeteten, sangen, von ihren Liebeshändeln und ihren Heldenthaten sprachen. Diese letzten Gesellschaften, die nichts böses nach sich zu ziehen schienen, konnten seiner Meinung nach geduldet werden; aber er hielt die ersten für einen despotischen Staat gefährlich. Er unterdrückte sie, und Niemand hat es bishero gewagt, sie wieder aufzurichten *). Dieser Be-

*) Man pflegt nun auf den Märkten und Hauptgassen der Stadt große Caffeetöpfe auf einer Kohlpfanne herum zu tragen, und den Vorübergehenden anzubieten. Die Liebhaber treten in den ersten besten Laden ein, dessen Eigenthümer es ihnen gern gestattet, daß sie sich da eine Tasse einschenken lassen.

Befehl, der sich nicht über die Hauptstadt des Reichs erstrecket, vermindert derowegen keineswegs den Gebrauch des Caffee, und hat zu einem der stärksten Verschleiße Anlaß gegeben.

Jean Calas.

Der Mord dieses Unglücklichen, der zu Toulouse den 9ten März 1762 mit dem Schwerdt der Gerechtigkeit verübt worden, ist eine der sonderbarsten Begebenheiten, die die Aufmerksamkeit unsers Zeitalters verdienen. Bey dieser seltsamen Begebenheit betraf die Frage Religion, Selbstmord und Kindesmord: es kam darauf an, ob ein Vater und eine Mutter ihren Sohn erwürgt hätten, um Gott zu gefallen; ob ein Bruder seinen Bruder, ein Freund seinen Freund erwürgt habe, und ob die Richter sich nicht vorzuwerfen hätten, daß sie einen unschuldigen Vater auf dem Rade sterben lassen, oder eine Mutter, einen Bruder, einen Freund, alle des Verbrechens schuldig, hätten schonen sollen? —

Jean Calas, 68 Jahr alt, trieb seit 40 Jahren die Handlung zu Toulouse, und wurde von allen denen, die mit ihm gelebt haben, für einen guten Vater gehalten. Er war ein Protestant, so wie seine Frau und Kinder auser

einem, der seine Religion abgeschworen hatte, und dem der Vater einen kleinen Gehalt gab. Er schien so weit entfernt von dem abgeschmackten Fanatismus zu seyn, der alle Bande der Gesellschaft zerreißt, daß er seines Sohns Luis Calas Religionsveränderung billigte, wenn er von der Wahrheit seines neuen Glaubens wirklich überzeugt wäre, und daß er seit 30 Jahren eine sehr eifrig katholische Magd duldete, die alle seine Kinder erzogen hatte.

Einer der Söhne des Jean Calas, Marc Antoine, hatte studirt; man hielt ihn für einen unruhigen, finstern und heftigen Menschen. Da er sich aber zur Handlung nicht schickte, und auch nicht als Advokat zugelassen wurde, weil dazu Certifikate, daß man katholisch ist, erfordert werden, die er nicht erhalten konnte; so beschloß er, sein Leben zu endigen, gab dies Vorhaben selbst einem seiner Freunde zu verstehen, und befestigte sich in seinem Entschlusse, indem er alles las, was nur über den Selbstmord geschrieben war.

Endlich eines Tags, da er sein Geld im Spiel verloren hatte, wählte er denselben zu Ausführung seines Vorhabens. Ein Freund von seiner Familie und ihm selbst, Namens Lavaisse, ein junger Mensch von 19 Jahren, der wegen seiner edlen und sanften Sitten bekannt war, Sohn eines berühmten Advokaten

zu Toulouse, kam denselben Abend (1761 den 12ten October) von Bourdeaux, und speiste von ungefähr bey dem Calas. — Der Vater, die Mutter, Marc Antoine, ihr ältester Sohn, Pierre, ihr zweyter Sohn, speisten zusammen. Nach dem Essen gieng man in einen kleinen Saal; Marc Antoine verschwand; endlich gieng der junge Lavaisse fort. Als er, und Pierre Calas, der ihn begleitete, herunter kamen, fanden sie unten bey einer Niederlage den Marc Antoine an einer Thür hängen, und sein Kleid auf dem Tische liegen. Sein Hemd war nicht einmal in Unordnung, seine Haare sehr ordentlich, und an seinem Leibe fand man nicht die geringste Spur einer Wunde, oder eines Schlages.

Man übergeht alle kleinen Umstände, von denen die Advokaten Rechenschaft gegeben haben, sowohl als den Schmerz und die Verzweiflung des Vaters und der Mutter, deren Geschrey von den Nachbaren gehört wurde. Lavaisse und Pierre Calas auser sich selbst, liefen nach Wundärzten und den Gerichten.

Indessen, da sie dieser Pflicht ein Genüge thaten, Vater und Mutter heulten und wehklagten, versammelte sich das Volk von Toulouse um das Haus. Das Volk ist abergläubisch und höchst ungestüm; es sieht seine Brüder, die nicht von seiner Religion sind, für

Ungeheuer an. — Zu Toulouse war es, wo man Gott feyerlich für den Mord Heinrichs III. dankte, und es beschwor, denjenigen zuerst niederzustoßen, der davon reden würde, den großen, den guten Heinrich IV. zu erkennen. — Diese fanatische Stadt begeht noch alle Jahre feyerlich in einer Prozession und mit Freudenfeuern den Tag, wo sie vor 200 Jahren 4000 ketzerische Bürger ermordete. Vergebens haben schon 6 Befehle des Conseil dies verhaßte Fest verboten; immer haben sie die Toulouser wie Floralspiele gefeyert.

Ein schwärmerischer Kopf unter dem Volke schrie, daß Jean Calas seinen eigenen Sohn Marc Antoine, gehangen habe. Dieses wiederholte Geschrey wurde im Augenblick allgemein. Einige setzten hinzu: daß der Verstorbene den nächsten Morgen die Abschwörung hätte thun sollen, und daß ihn seine Familie und der junge Lavaisse aus Haß gegen die katholische Religion ermordet habe. Den Augenblick zweifelte niemand mehr; die ganze Stadt war überzeugt, daß das bey den Protestanten ein Glaubensartikel sey, daß ein Vater und eine Mutter ihren Sohn ermordeten, sobald er sich bekehren wolle u. s. w.

Herr David, Kapitoul von Toulouse, der von diesem Gerüchte ermuntert, sich durch eine schleunige Exekuzion ein Ansehn geben wollte,

ver-

verfuhr wider alle Regeln und Verordnungen. Die Familie des Calas, die katholische Magd, und Lavaisse wurden in Ketten und Banden gelegt. — Obschon Marc Antoine ein Protestant war, begrub man ihn doch mit der größten Pracht in der St. Stephanskirche, und hielt ihm, als einem Märtyrer, eine hohe Messe. Nie hat eine Kirche eines wahren Märtyrers Fest mit größerer Pracht begangen; aber diese Pracht war schrecklich. Man hatte ein prächtiges Trauergerüste aufgerichtet; ein Skelet, das man beweglich gemacht, und das den Marc Antoine Calas vorstellte, der in der einen Hand einen Palmzweig, und in der andern die Feder hielt, mit der er die Abschwörung der Ketzerey unterschreiben sollte, und die würklich das Todesurtheil seines Vaters unterschrieb.

Nun fehlte dem unglücklichen Selbstmörder nichts weiter, als die Kanonisation. Das Volk sah ihn für einen Heiligen an. Einige ruften ihn an; andere beteten auf seinem Grabe; wieder andere foderten Wunder von ihm, und noch andere erzählten diejenigen, die geschehen waren. Ein Mönch riß ihm einige Zähne aus, um dauerhafte Reliquien zu haben. Eine Betschwester, die ein wenig taub war, versicherte, daß sie den Klang der Glocken gehört habe. Ein vom Schlage gerührter Prie-

ster wurde geheilt, nachdem er ein Brechmittel eingenommen, alle diese Wunder ließ man gerichtlich niederschreiben.

Dreyzehn Richter versammelten sich alle Tage, um den Prozeß zu endigen. Man hatte und konnte keinen Beweis gegen die Familie aufbringen; aber ihre verschiedene Religion diente statt alles Beweises. Sechs Richter *) beharrten lange darauf, den Jean Calas, seinen Sohn und den Lavaisse zum Rade, und die Frau des Jean Calas zum Scheiterhaufen zu verdammen. Sieben andere, ein wenig mäßiger, wollten wenigstens, daß man eine Untersuchung anstellen sollte. Der Streit war wiederholt und anhaltend. Einer der Richter, de la Salle, der von der Unschuld der Angeklagten, und der Unmöglichkeit des Verbrechens überzeugt war, sprach sehr lebhaft für ihr Bestes, setzte den Eifer der Menschenliebe dem Eifer der Strenge entgegen, und ward der öffentliche Sachwalter des Calas in allen Häusern von Toulouse, wo das beständige Geschrey der gemißbrauchten Religion das Blut dieser Unglücklichen verlangte. Ein andrer Richter, der durch seine Heftigkeit bekannt ist, sprach mit

*) Diese waren in die Zunft der weißen Brüderschaft eingeschrieben, und waren folglich fanatischer noch, als die übrigen.

mit eben so viel Hitze gegen die Calas, als der erste zu ihrer Vertheidigung. Endlich machte die Sache so viel Lärmen, daß sie genöthigt waren, einer den andern als Richter zu verwerfen, und sich beyde aufs Land zu begeben.

Zum Unglück hatte der dem Calas günstige Richter die Delikatesse, in seiner Verweigerung zu beharren, der andere hingegen kam, seine Stimme wider die zu geben, die er nicht richten sollte; und diese Stimme war es, die die Verdammung zum Rade vollbrachte; denn es waren acht Stimmen gegen fünf, indem einer von den gegenseitigen sechs Richtern nach vielem Wortwechsel endlich zu der strengsten Partey übergieng. Jean Calas, dieser acht und sechzig jährige Greis, wurde also zum Rade verdammt.

Es fällt in die Augen, daß, wenn ein Mord hätte können begangen werden, alle Beklagte gleich schuldig hätten seyn müssen, weil sie einander nicht einen Augenblick verlassen hatten: es fällt in die Augen, daß sie es nicht waren; es fällt in die Augen, daß der Vater allein es nicht seyn konnte; und doch verdammt das Urtheil den Vater allein, auf dem Rade zu sterben. Der Grund des Urtheils war eben so unbegreiflich, als alles übrige.

Bey der Marter, wo man ihm durch die Qualen die Namen seiner Mitschuldigen heraus zu pressen suchte, antwortete er: „Wo kein Verbrechen ist, können keine Mitschuldige seyn. Ich habe weder meinen Sohn ermordet, noch ermorden lassen: ich bin eines so abscheulichen, unerhörten Verbrechens so wenig schuldig, als die übrigen Beklagten.“

Die majestätische Standhaftigkeit, mit der der Greis zu seinem Tode gieng, und die unüberwindliche Gewalt der Tugend fieng an, in den Herzen verwirrte Gefühle des Mitleids und der Reue hervor zu bringen. Als er den unglücklichen Wagen bestieg, sagte er zum Volke: „Ich bin unschuldig.“ Indem er vor seinem Quartiere vorbey gebracht wurde, grüßte er Jedermann, den er kannte. Ehe der Henker sein Amt verrichtete, nahte sich der Pater Bourges, umarmte und drückte ihn in seine Arme, und sagte: „Mein lieber Bruder! Ihr habt noch einen Augenblick zu leben. Bey dem Gott, den ihr anbetet, auf den ihr hoffet, und der für euch gestorben ist, beschwöre ich euch, der Wahrheit die Ehre zu geben.“ — „Ich habe sie gesagt“ versetzte Calas, und hob seine Augen gen Himmel. Hierauf warf er auf diesen Geistlichen einen Blick des Erstaunens und der Zärtlichkeit: „Wie, sagte er — auch Sie können glauben, daß ein Vater seinen Sohn

habe

habe umbringen können? Hierauf erhob der Henker auf ihn sein schreckliches Eisen. Bey diesem Anblick schauderte das ganze Volk. Jeder Schlag, der den Calas traf, tönte im Grunde der Seele wieder, und Thränenströme stürzten, wie wohl zu spät, aus aller Augen.

Der erste Schlag entriß dem Leidenden einen sehr mäßigen Schrey; die andern erhielt er ohne die geringste Klage. Als man ihn hierauf aufs Rad gelegt, betete er aufs neue zu Gott, und flehte ihn an, seinen Richtern seinen Tod nicht zuzurechnen, erhob sich durch seine eignen Leiden zu den erhabensten Betrachtungen, und rief dem Pater Bourges die rührenden Worte zu: „Ich sterbe unschuldig; Jesus Christus, die Unschuld selbst, starb noch einer grausameren Todesstrafe. Gott straft an mir die Sünde des Unglücklichen, der sich selbst hingerichtet; er straft ihn an seinem Bruder und an meiner Frau; er ist gerecht, und ich bete ihn in seinen Züchtigungen an. — Aber der junge Fremdling, dem ich eine Ehre zu erzeigen glaubte, indem ich ihn Abends zu Tische bat; dieser gute Jüngling, der Sohn des Herrn Lavaisse, wie hat ihn die Fürsehung mit in mein Unglück verwickeln können?“

Indem er noch redete, stürzte sich der Capitoul David, um sein Werk zu krönen, zu dem Schaffot hin, und schrie: „Bösewicht!

siehst du den Scheiterhaufen, der bald deinen Leib zu Asche verzehren soll? Rede die Wahrheit!“ Statt aller Antwort kehrte Calas mit vieler Mühe seinen Kopf weg, und sah den Henker an; dieser schlug, und der Unschuldige gab seinen Geist auf *).

Jetzt waren die Richter aufs äusserste beschämt. Sie sahen sich genöthigt, ein zweites Urtheil zu fällen, das dem ersten eben so sehr widersprach; die Mutter, seinen Sohn Pierre, den jungen Lavaisse auf freyen Fuß zu stellen. Da ihnen aber ein Richter zu Gemüthe führte, daß dies Urtheil jenes nothwendig aufheben müßte, daß sie sich selbst verdammten, daß, da alle Beklagte beständig zu der Zeit der vorgegebenen Mordthat beysammen gewesen wären, die Loslassung aller Ueberlebenden die Unschuld des hingerichteten Vaters unwidersprechlich bewiese, so faßten sie den Entschluß, den Pierre Calas, seinen Sohn, zu verbannen. — Diese Verbannung schien eben so widersprechend als alles übrige — denn war er unschuldig? warum that man dies? war er schuldig? warum richtete man ihn nicht auch hin?

Pierre

*) Siehe die Spec. Facti aus den Schriften der beyden Advokaten, des Herrn l'Oiseau de Mauleon und Herrn Elie de Beaumont.

Pierre Calas begegnete, indem er aus der Stadt gieng, einem bekehrenden Abbee, der ihn wieder zurück nach Toulouse brachte. Man sperrte ihn in ein Dominikanerkloster ein, und hier zwang man ihn, alle Gebräuche des katholischen Glaubens zu vollstrecken. Dies war zum Theil, was man wünschte, und die Religion, die man zu rächen geglaubt, schien befriedigt zu seyn.

Man nahm der Mutter die Töchter; sie wurden in ein Kloster gesperrt. Diese Frau, mit dem Blute ihres Gatten beynahe überströmt, die ihren ältesten Sohn todt in ihren Armen gehalten, den Zweiten verbannt, sich ihre Töchter entrissen und ihres ganzen Vermögens beraubt sah, war nun allein in der Welt, ohne Brod, ohne Hofnung, und durch das entsetzliche Unglück, das sie betroffen, dem Tode selbst nahe. Einige Personen, die alle Umstände dieser schrecklichen Begebenheit reiflich überlegten, fanden sie so gesetzwidrig, daß sie in die Madam Calas, die in eine Einsamkeit geflüchtet war, dringen ließen, ihr erlittenes Unglück vor den Thron zu bringen *). Sie konnte sich damals nicht aufrecht erhalten, sie verzehrte

*) Besonders war Herr von Voltaire einer derjenigen, die ihre Feder, Börse und Credit anwendeten, um dieser unglücklichen Familie Recht zu verschaffen.

verzehrte sich; da sie überdies von Geburt eine Engländerin, so schauderte sie bey dem bloßen Namen der Stadt Paris. Sie glaubte, die Hauptstadt des Königreichs müsse noch weit schlimmer, als Toulouse seyn. Endlich überwand die Pflicht, das Andenken ihres Mannes zu retten, ihre große Schwachheit. Sie kam zu Paris in einem Zustande an, wo sie glaubte, ihren Geist aufgeben zu müssen. Sie erstaunte, als sie Zutritt, Hülfe, Thränen fand.

Die Vernunft siegt in Paris über den Fanatismus, so groß er auch seyn mag, statt daß dieser in der Provinz fast allezeit über die Vernunft siegt. — Herr de Beaumont übernahm ihre Vertheidigung, und setzte ein gerichtliches Bedenken auf, das von funfzehn Advokaten unterschrieben wurde; Herr L'oiseau verfertigte mit nicht weniger Beredsamkeit einen Vortrag zum Besten der Familie; Herr Mariette entwarf eine juristische Bittschrift, die die Ueberzeugung in alle Gemüther trug. — Paris und ganz Europa waren von Mitleid gerührt, und foderten, nebst dieser unglücklichen Frau, Gerechtigkeit. Das Urtheil war lange vorher von der ganzen Welt gesprochen, ehe es vom Conseil unterzeichnet wurde.

Das Mitleid drang bis zu dem Ministerium. Man gab der Mutter die Töchter wieder;

der; man sah sie alle drey in Trauerflohr und in Thränen gebadet, selbst ihren Richtern Thränen erpressen.

Indeß versammelte sich den 7 März 1763 der ganze Staatsrath zu Versailles zur Untersuchung. Man meldete dem Könige, daß alle Stimmen, auch nicht eine ausgenommen, dahin giengen, daß das Parlament von Toulouse dem Konseil die Akten des Prozesses einschicken sollte, und der König genehmigte es. — Allein bis zum Endurtheile vergiengen noch 2 ganzer Jahre. Die Madam Calas und ihre Töchter giengen zwischen dieser Untersuchungszeit freywillig wieder ins Gefängniß.

Endlich erklärten funfzig Maitres des requêtes die ganze Familie des Calas mit einhelliger Stimme für unschuldig, und empfahlen sie der wohlthätigen Billigkeit des Königs. Der Herzog von Choiseul unterstützte diese unglückliche Familie nicht allein mit seinem Gelde, sondern erhielt auch von Sr. Majestät 36000 Livres, wovon die tugendhafte Magd, die in Vertheidigung ihrer Herrschaft die Wahrheit standhaft vertheidigt hatte, 3000 Livres erhielt.

Den 9. May 1765 wurde dieses authentische Urtheil, wodurch man diese unglückliche Familie rechtfertigte, und ihr Schicksal änderte, bekannt gemacht. Dieser 9. May war

eben der Tag, wo jener tugendhafte Vater der Familie hingerichtet worden war. Ganz Paris lief mit Haufen herzu, um sie aus dem Gefängniß gehen zu sehen, und rang die Hände mit Thränen bey ihrem Anblick. Man klatschte den Richtern, als sie vorüber giengen, zu, und überhäufte sie mit Segnungen; statt daß man die Richter zu Toulouse mit Verwünschungen brandmarkte. — Es wurde der Familie erlaubt, ihre Gerechtsame weiter zu suchen, Advokaten anzunehmen, und von den Toulouser Richtern die Unkosten, die Schadloshaltung, sammt dem Interesse wieder zu fodern — die diese ihnen freywillig hätten anbieten sollen. — Ihr Andenken sey aus dem Buche aller Redlichen und Menschenfreunde ausgelöscht — gebrandmarkt mit Schande für die Nachwelt! — —

Der junge Lavaisse verfertigte selbst eine Klage, die für würdig gehalten wurde, neben des Herrn von Beaumont seiner zu erscheinen. Man bot ihm die Freyheit an, wenn er nur hätte sagen wollen, daß er die Familie der Calas während der Zeit, da Vater und Mutter den Sohn sollten erwürgt haben, nur einen Augenblick verlassen habe. Man drohte ihm mit der Todesstrafe. Allein lieber wollte er sterben, als eine Lüge sagen. — Er wurde auch mit Ehren freygesprochen. Allein welche Bezahlung

für

für so viel unschuldig erlittenes Leiden? Gott allein wird der Vergelter seyn! —

Cam-hi.

Einer der berühmtesten Kaiser in China — traf einsmals, als er auf der Jagd war, und sich von seiner Begleitung ziemlich weit entfernt hatte, einen armen alten Mann an, der bitterlich weinte, und über ein außerordentlich Unglück betrübt zu seyn schien.

Von dem Zustande gerührt, in welchem er ihn sah, nähert er sich ihm, und fragte ihn, ohne sich zu erkennen zu geben, was ihm fehlte? „Ach, gnädiger Herr! sagte der Alte, Sie können mir doch nicht helfen, wenn ich Ihnen mein Unglück schon ganz entdecke.“ — „Lieber Alter, versetzte der Kaiser, fasset nur Muth! vielleicht kann ich euch nützlicher seyn, als ihr glaubt, sagt mir doch nur, was euch fehlt.“

Weil Sie es denn wissen wollen, fuhr der Alte fort, so vernehmen Sie die wahre Ursache meines Elends:

„Ein Aufseher eines kaiserlichen Lustschlosses fand mein kleines Landgütgen, das nahe bey diesem Schlosse liegt, für sich überaus vortheil-

haft, und bemächtigte sich desselben, unter dem Vorwande, daß es des Kaisers Wille sey. — Da ich nun meinen kleinen Unterhalt aus diesem Gütchen gezogen, und nun desselben beraubt bin, so bin ich dadurch in die elendesten Umstände versetzt, und in meinen alten Tagen an den Bettelstab gebracht worden. Ein solches tyrannisches, höchst ungerechtes Verfahren reitzte mich zur Ungeduld — ich klagte allzu laut — man hinterbrachte es dem Aufseher, und der Tyrann, noch nicht zufrieden, mir mein Stückchen Brod geraubt zu haben, nahm mir noch meinen einzigen Sohn, der die Stütze meines Alters, und die Krone meines Lebens war, und machte ihn zu seinem Sklaven.

Solche Ungerechtigkeiten, mein Herr! fuhr der Alte fort, gehen in den weitläuftigen Staaten meines gnädigsten Herrn vor, und das Schlimmste dabey ist, daß nicht das Mindeste von solchen Greuelthaten vor seine Ohren kommt."

Der Kaiser ward von dieser Erzählung so gerührt, daß er mit dem Vorsatze, ein Verbrechen dieser Art, das man unter seinem Schutze begieng, auf der Stelle zu bestrafen, den Alten sogleich fragte: ob es noch weit nach diesem Lustschlosse sey, — von welchem er redete? und da dieser ihm antwortete, daß es nicht viel über eine halbe Meile sey, so sagte der Unbekannte

bekannte zu diesem Alten: „Ich bin entschlossen, mit dir dahin zu gehen, um den Aufseher anzuhalten, dir dein Guth wieder heraus zu geben, und deinen Sohn auf freyen Fuß zu stellen. —“

„Ach! sprach der Alte, bedenken Sie doch, was ich Ihnen gesagt habe; der Mann ist ein Favorit des Kaisers; es wäre für Sie und für mich gleich gefährlich, wenn Sie ihm dieses zumuthen wollten. Mit mir würde er nachgehends nur noch ärger verfahren, und Sie würden schwerlich ohne Beleidigung von ihm wegkommen.“

„Beunruhiget euch deswegen nicht, mein guter Alter, sprach der Kaiser, ich hoffe, unsere Bemühung werde einen besseren Ausgang haben, als ihr vermuthet.“ Der Alte hielte es also nicht für gut, sich länger zu widersetzen; er wandte nur noch ein, daß er seines schwachen Alters wegen zu Fuß mit dem Pferde nicht zugleich fortkommen könne. — „Ich bin jung und stark, sprach der Kaiser, setzt euch also auf mein Pferd, ich will neben euch zu Fuße gehen. Der Alte wollte sich auf keine Weise bereden lassen, dieses Anerbieten anzunehmen. — „So setzt euch denn hinten auf, erwiederte der Kaiser.“ — Der Alte that es endlich nach vielen vergebens vorgebrachten Entschuldi-

schuldigungen, und so kamen sie beyde an den Ort.

Der Kaiser fragte gleich nach dem Oberaufseher; er kam, und erschrack nicht wenig, seinen Herrn in eigner Person vor sich zu sehen. Er fiel sogleich vor ihm zur Erde nieder. Der Kaiser machte ihm die gerechtesten Vorwürfe, und schalt ihn einen ungerechten Verwalter. Er mußte auf der Stelle dem Alten sein Landgütchen wieder zustellen, und seinen Sohn alsobald frey lassen.

Kaum war dies geschehen, so ließ der Kaiser zur wohlverdienten Strafe dem ungerechten Verwalter den Kopf abschlagen. Er gieng noch weiter — zu einer Entschädigung erhielt der unglückliche Alte den Platz und die Stelle seines ehemaligen Verfolgers, mit der wohl gemeinten Erinnerung, in Ausübung seiner Pflichten gewissenhaft zu seyn, und bey seinem gegenwärtigen Glücke immer dahin zu sehen, daß nicht ein Anderer von seinen Ungerechtigkeiten einst den gleichen Vortheil einärndten möge, den er heute von den Ungerechtigkeiten eines Andern eingeärndtet hätte. — Der Kaiser soll damals erst 16 Jahr alt gewesen seyn.

Capazelli, (Albergati) Markese.

Ist Verfasser verschiedener Theaterstücke, die sehr viel reizendes an sich haben. Sein Lustspiel Amor non puo celarsi &c. (die Liebe läßt sich nicht verbergen) ist ein Produkt, das wenig seines gleichen hat, und deshalb verdient sein Innhalt bekannter zu werden:

Der Graf Claudio Arnolfi verheyrathete sich wider den Willen seines Oheims, von dem er sein ganzes Glück erwartete, und der ihm auch nach dem Tode seiner Gemahlin noch nicht verziehen hatte; sowohl er, als sein Sohn, wurden enterbt; nur die Kinder, welche er aus einer zwoten Verbindung haben sollte, sind zu Erben bestimmt, im widrigen Falle sollte das ganze Vermögen dem Fiskus heimfallen. —

Da der Graf Claudio so beträchtliche Güter nicht ganz verlieren wollte, entschloß er sich nach einigen Jahren, auf Anrathen seines Bruders Aurelio, wieder zu heyrathen; er warf seine Augen auf die Tochter des Markis Rustici, seines alten Freundes; sein Vortrag wird angenommen; der Markis, der sich an einem andern Orte aufgehalten hat, macht sich mit seiner Tochter Rosaura auf den Weg, die Heyrath zu schließen.

Der Graf ließ seinen Sohn Valerio von der Paduaner Universität zurückkommen; seit

seiner Ankunft scheint er in eine tiefe Melankolie versenkt zu seyn, welche selbst die Feste, die man in seines Vaters Hause vorbereitet, nicht zerstreuen können. Diese Melankolie stürzt ihn in eine schleichende Krankheit, wogegen die Aerzte kein Mittel finden, und die seinen Vater in Verzweiflung bringt.

Der Graf Aurelio, einer von der besonderen Gattung der Philosophen, welche die Vernunft und Munterkeit mit einander zu vereinigen wissen, muthmaßet, daß die Liebe einigen Antheil an dem Zustande dieses jungen Menschen haben müsse. Allein der getreue Diener, dem man aufgetragen hatte, ihn nach Padua zu begleiten, und alle seine Unternehmungen zu beobachten, weiß von keinem Liebesverständniß, von keiner Bekanntschaft mit irgend einem Mädchen, da er doch seinem jungen Herrn stets zur Seite war.

Der Zustand des Valerio, den man für verlohren hielt, erfüllte das ganze Haus mit Traurigkeit und Klagen, wo alles wegen der nahen Verbindung seines Vaters hätte freudenvoll seyn sollen.

Die Braut kömmt an, der Vater kann sich nicht entschließen, seinen Sohn zu verlassen, und ihr entgegen zu gehen; er trägt es also seinem Bruder Aurelio auf, der immer voll

guter Hofnung ist, und dessen Charakter mitten unter diese traurigen Begebenheiten Munterkeit verbreitet.

Rosaura wird bey ihrer Ankunft mit Entzücken aufgenommen, sie scheint mit ihrem bestimmten Gemahl vergnügt zu seyn, der seinerseits bedauert, daß die Bestürzung wegen der Krankheit seines Sohns ihm nicht erlaubt, sich ganz mit seinem Glücke zu beschäftigen. — Sie hat Mitleiden mit seinem Zustande, und sein Schmerz kontrastirt sehr gut mit der etwas rauhen Standhaftigkeit des Markis Rustici, der in einem Vater nichts als Rechte und Ansehn kennt, ohne die Nachsicht und Güte mit einzumischen, und sie zu mäßigen.

Man dringt von allen Seiten in den Valerio, seinen Schmerz nur auf einige Augenblicke zu überwinden, um seinen Vater nicht so sehr zu betrüben, der ihn seiner Braut vorzustellen wünschte; er thut sich endlich Gewalt an, kleidet sich an, und um seine Kräfte zu versuchen, begiebt er sich, während die Gesellschaft im Garten ist, in einen Saal zu ebner Erde, wo er sie vom Fenster aus sehen kann.

Man entdecket ihn, sein Vater läuft auf ihn zu, umarmt ihn; alle eilen herbey; auf einmal sieht er Rosauren von sich gegen über; beyde thun zugleich einen lauten Schrey, wor-

über

über die ganze Gesellschaft erstaunet; Claudio hält dieses bey seinem Sohne für eine Wirkung des Hasses gegen das schöne Geschlecht, und bey Rosauren für Erstaunen, welche in ihr dieser erste Anblick ihres Stiefsohns erweckt haben könne.

Dieser Auftritt ist mit so viel Geschicklichkeit, und so natürlich herbey geführt worden, daß man wenig Beyspiele davon finden wird. — Beyde Liebende, denn nun ist es nur noch für die Schauspieler ein Geheimniß, entdecken sich nicht ganz.

Der einzige Graf Aurelio, der sie hört, beobachtet sie im Stillen, und denkt darüber nach; seine Zweifel verschwinden Stufenweise; das strenge Betragen des Markis, der seine Gründe hat, mehr davon zu wissen, weil er sich zu Padua wegen seiner Krankheit einige Tage aufhalten mußte, sein spottender Ton, in welchem er mit seiner Tochter redet, klären den Aurelio endlich auf.

Vergebens sucht er durch seine Feinheit aus dem Mund des Markis etwas zu erfahren; dieser antwortet ihm, daß wenig daran gelegen sey. Aurelio findet aber gerade das Gegentheil; dieser Sohn, der Nebenbuhler seines Vaters, dem er ungezweifelt vorgezogen wird, beunruhiget ihn; er hat gesehen, wie stark sein

Bruder

Bruder Rosauren liebt, und vermuthet ihn nicht in einer Verfassung, seinen Wünschen zu entsagen. Er nöthiget das Kammermädchen der Rosaura zu einer Entdeckung.

Dieses ist einer der lustigsten Auftritte, den man nur sehen kann, und der auf einen der rührendsten folgt. Er hört, daß die Krankheit des Markis zu Padua seiner Tochter etwas mehr Freyheit gelassen habe, sich an einem Fenster aufzuhalten, wo man in eine abseitige Gasse sehen konnte; daß sie bey dieser Gelegenheit den Valerio, und er sie gesehen, beyde mit einander geredet haben, ohne daß sich eines dem andern zu erkennen gab, wezu sie eine heimliche Zusammenkunft bestimmt hatten, wobey aber Valerio nicht erscheinen konnte, weil ihn sein Vater plötzlich abgerufen hatte; der alte Markis muthmaßete etwas davon, wodurch er sehr aufgebracht wurde. Rosaura, die den Valerio reizend fand, aber nicht wußte, ob er ihrer Liebe würdig wäre, überließ sich ihrem Schicksale.

Als Aurelio von diesem Umstande unterrichtet war, suchte er seinen Bruder auszuforschen; er findet ihn in einer für seinen Sohn sehr vortheilhaften Lage; allein, da er immer fürchtete, Claudio würde sich nicht entschliessen können, Rosauren zu entsagen, so will er ihm eine schlaflose Nacht ersparen, und

schickt

schiebt es auf den andern Tag auf, ihn von der wahren Beschaffenheit der Sache zu unterrichten.

Valerio will sich diese Nacht zu Nutzen machen, um das väterliche Haus zu fliehen, und das Glück seines Vaters nicht zu stöhren. Seine Gesinnungen sind rechtschaffen, zärtlich und rührend; der Streit seiner Leidenschaften zerfleischet sein Herz, und macht auf den Zuschauer den empfindlichsten Eindruck; er bemächtigt sich des Bedienten, welcher die Schlüssel hat, nimmt sie ihm mit Gewalt ab, hält ihn mit einer Hand, damit er ihn nicht verrathen kann, und schreibt mit der andern das letzte Lebewohl an seinen Vater; in diesem Augenblick kömmt sein Oheim; er wendet sowohl Ansehn als Zärtlichkeit an, um ihn zurück zu halten, endlich gelingt es ihm.

Claudio, der über diesen Lärmen aufwachet, kömmt auch dazu; — ein sehr rührender Auftritt — während welchem der Brief des Valerio auf dem Tische liegt. Der Vater sieht ihn, nimmt, liest, und findet das Geheimniß seines Sohnes, der darüber erschrickt, ihm zu Füßen fällt, um Verzeihung bittet, und ihm schwört, eine Liebe zu ersticken, die ihn nur zum Zorn reitzen kann. Der zärtliche Vater umarmt ihn, und giebt ihm ein neues Zeug-

niß

niß von seiner Liebe, indem er ihm verspricht, Rosauren abzutreten.

Nun kömmt es noch darauf an, die Einwilligung des Markis zu erhalten. Der aufgebrachte Alte ist entschlossen, ganz mit Claudio zu brechen, weil seine Tochter ohne seine Einwilligung geliebt hat. Er glaubt, daß es seiner Ehre nachtheilig wäre, seinem Freund eine Gemahlin zu geben, deren Herz einem andern zugehörte. Aurelio versucht es, ihn zurück zu führen, und es gelingt ihm, allein er giebt seinen Willen nur mit vielem Murren dazu.

Der Stoff zu diesem Stück zeiget die Quelle deutlich an, woraus der Verfasser geschöpft hat. Die Krankheit des Antiochus Soter, die Geschicklichkeit des Arztes Erasistrates, welcher den Bewegungsgrund erräth, und das Opfer, welches er seinem Vater macht, haben den Stoff zu diesem Lustspiel gegeben, den man nicht schöner benutzen kann.

Cardinal, (Peter)

Troubadour aus dem 13ten Jahrhundert — von Geburt ein Edelmann von Pui in Velai, sollte Domherr bey der Kathedralkirche zu Pui werden;

werden; er entsagte aber diesem Stande, um der Juvenal seines Jahrhunderts zu werden.

Sein vornehmstes Verdienst war, die Menschen gut zu kennen, und sie mit Stärke, obgleich etwas dunkel, zu schildern. Er liebte Anfangs, wie alle Troubadours *), allein er brach frühzeitig mit der Galanterie, und das Ernsthafte seiner Warke, so wie die Achtung, welche er sich dadurch, ungeachtet seiner Satyren, zuzog, beweisen, daß die Eitelkeiten der Welt, denen er Anfangs sein Kanonikat aufgeopfert hatte, nicht die Triebfedern seines Betragens waren. Er hatte keinen Stand verschonet, und daher wurde er auch von seinen Feinden immer beunruhiget. Bey dieser Gelegenheit verfaßte er folgende kleine Erzählung, welche erzählt und gelesen zu werden verdient.

„Es geschah einsmals, ich weiß nicht in welcher Stadt, daß ein Regen fiel, der alle diejenigen zu Narren machte, welche davon naß wurden, und es wurden es alle, bis auf einen Einzigen, der in seinem Hause schlief. Bey seinem Erwachen regnete es nicht mehr; er gieng aus, besuchte seine Mitbürger, und fand sie mit dem abentheuerlichsten Ausschweifungen beschäftigt; der eine war gekleidet, der

andere

*) Troubadours, waren Minnesänger aus dem 12. und 13ten Jahrhunderte.

andere gewandlos; einer spie in die Luft, der andere warf mit Steinen; der eine zerriß seine Kleider, der andere war wie ein König geputzt, und hielt sich auch für einen. Derjenige, welcher gesunden Menschenverstand hatte, erstaunte, als er sah, daß ihn alle übrigen verloren hatten. Er suchte überall einen Menschen, der ihn noch hätte, allein er suchte vergebens. So sehr er über ihre Thorheit erstaunte, so sehr bewunderten sie ein vernünftiges Betragen.

Sie zweifelten nicht, daß er den Verstand verloren hätte, weil sie ihm nichts von dem thun sahen, was sie thaten. — Es kam also darauf an, wer ihn am meisten verfolgen sollte. Man stößt, zerret, schüttelt, belästigt ihn; bald zu Boden geworfen, bald aufgehoben entflieht er endlich voll Koth und halb todt nach Hause; noch glücklich, sich ihren Händen so leicht entzogen zu haben.“

Diese Fabel ist das Bild der Welt, und derjenigen, woraus sie bestehet.

Carnavale (Michele).

Liparier kreuzen viel auf die Schiffe der Barbarey. — Michele Carnavale hatte lange glücklich gekreuzt, ward jetzt gefangen, ward

Sklave in Tunis. Sein Herr kannte den Werth dieses Lipariers, forderte zehntausend Zechinen für seine Freyheit.

Diese Summe konnte die Gattinn des Carnavale nicht aufbringen. Eheliche Liebe wies Auskunft, und ihre That, oder keine, hebt den geglaubten Unterschied des Drangs wahrliebender Gatten und zweyer wahren Geliebten: nur das Herz des verdorbenen Menschen ersann eine Grenzlinie zwischen den beyden Ständen, und hielt beyder Empfindungen eine der andern fremd.

Carnavales kluge und muthige Gattinn nahm alles Vermögen zusammen, rüstete eine Fregatte aus, bestieg es mit 50 auserlesener Mannschaft, lauerte an den Küsten von Tunis, sah itzt ein Schiff von 250 Mann und 12 Kanonen aus dem Hafen auf Beute gehn, und drängte sich an ihm, griff es wie wüthig an, nahm es nach einer Stunde Treffen, führte es mit sich nach Lipari, machte ihre Beute zu Geld, und trat jetzt in Unterhandlungen mit dem Herrn ihres Gatten.

Ihr Lösegeld war so viel willkommner, weil auch dieser Herr an ihrer Beute verloren hatte.

Nach drey Jahre Trennung, drückte sie nun ihren Theuren wieder an ihren Busen. „Nimm, sprach sie, zur Entschädigung dei-

ner

ner Leiden die ansehnliche Summe, die ich dir aus dem Verkauf meiner Gefangnen gesammelt habe; — nimm auch dies Patent unsers Königs: mir hat ers für dich gegeben; er erlaubt dir, ein Schiff, von jeglicher Größe, unter seinem Schutze auszurüsten, und giebt dir nach der ersten Wegnahme eines 25 Kanonenschiffs den Titel eines Markese."

Carouge (Hans).

Dieser Ritter, ein Vasall des Grafen von Alenson, mußte in häuslichen Angelegenheiten eine Reise übers Meer thun. Seine junge und schöne Gemahlin ließ er auf seiner Burg.

Ein anderer Vasall des Grafen, Jakob der Graue genannt, verliebte sich in diese Dame aufs heftigste. Die Zeugen sagten vor Gericht aus, daß er zu der und der Stunde, des und des Tages, in dem und dem Monat sich auf das Pferd des Grafen gesetzt, und diese Dame zu Argenteuil, wo sie sich aufhielte, besucht habe. Sie empfieng ihn als den Gefährten ihres Mannes, und als seinen Freund, und zeigte ihm das ganze Schloß. Er wollte auch die Warte, oder den Wachtthurm der Burg sehen, und die Dame führte ihn selbst dahin, ohne sich von einem

Bedienten begleiten zu lassen. Sobald sie im Thurm waren, verschloß Jakob, der sehr stark war, die Thüre, nahm die Dame in seine Arme, und überließ sich ganz seiner Leidenschaft. „Jakob, Jakob, sagte die Dame weinend, du hast mich beschimpft, aber die Schmach wird auf dich zurückfallen, sobald mein Mann wieder kommt.“ Jakob achtete nicht viel auf diese Drohung, setzte sich auf sein Pferd, und kehrte in vollem Jagen zurück. Um vier Uhr des Morgens war er in der Burg gewesen, und um 9 Uhr erschien er auch beym Lever des Grafen. Dieser Umstand muß wohl bemerkt werden.

Hans Carouge kam endlich von seiner Reise zurück, und seine Frau empfieng ihn mit den lebhaftesten Beweisen der Zärtlichkeit. Aber des Abends, als Carouge sich in ihr Schlafgemach und zu Bette begeben hatte, gieng sie lange im Zimmer auf und nieder, machte von Zeit zu Zeit das Zeichen des Kreuzes, fiel zuletzt vor seinem Bette auf die Knie, und erzählte ihrem Manne, unter Thränen, was ihr begegnet war *). Dieser wollte es anfangs nicht

*) Die heutigen Damen fangen ihre Sache geschickter an; sie sagen ihren Männern nichts davon, wenn sie von den stürmischen Rittern bey verschlossenen — oder auch unverschlossenen Thüren überwunden werden.

nicht glauben, doch endlich mußte er den Schwüren und wiederholten Betheurungen seiner Gemahlin trauen; und nun beschäftigte ihn bloß der Gedanke der Rache. Er versammelte sich und seiner Frau Verwandte, und die Meinung aller gieng dahinaus, die Sache bey dem Grafen anzubringen, und ihm ihre Entscheidung zu überlassen.

Der Graf ließ die Partheyen vor sich kommen, hörte ihre Gründe an, und nach vielem hin und her streiten fällt er den Schluß, daß der Dame die ganze Geschichte geträumet haben müsse, weil es unmöglich sey, daß ein Mensch 23 Meilen zurücklegen, und auch die That, deren er beschuldigt wurde, mit allen den Nebenumständen, in dem kurzen Zeitraum von fünftehalb Stunden, begehen könnte, welches die einzige Zwischenzeit war, wo man den Jakob nicht im Schlosse gesehen hatte.

Der Graf von Alenson befahl also, daß man nicht weiter von der Sache sprechen sollte. Aber der Ritter Carouge, der ein Mann von Herz, und sehr empfindlich im Punkt der Ehre war, ließ es nicht bey dieser Entscheidung bewenden, sondern machte die Sache vor dem Parlament in Paris anhängig. Dieses Tribunal erkannte auf einen Zweykampf.

Der König, der damals zu Sluys in Flandern war, sendete einen Kurier mit dem

Befehl ab, den Tag des Zweykampfs bis zu seiner Zurückkunft zu verschieben, weil er selbst dabey zugegen seyn wollte. Die Herzoge von Berry, Burgund und Bourbon kamen ebenfalls nach Paris, um dies Schauspiel mit anzusehn. Man hatte zum Kampf den St. Katharinenplatz gewählt, und Gerüste für die Zuschauer aufgebaut.

Die Kämpfer erschienen vom Kopf bis zu den Füßen bewafnet. Die Dame saß auf einem Wagen, und war ganz schwarz gekleidet. Ihr Mann näherte sich ihr, und sagte: „Madame! in eurer Fehde, und auf eure Versicherung, schlag' ich jetzt mein Leben in die Schanze, und fechte mit Jakob dem Grauen; niemand weiß besser als ihr, ob meine Sache gut und gerecht ist.“ — „Ritter, antwortete die Dame, ihr könnt euch auf die Gerechtigkeit eurer Sache verlassen, und mit Zuversicht in den Kampf gehen.“ Hierauf ergriff Carouge ihre Hand, küßte sie, machte das Zeichen des Kreuzes, und begab sich in die Schranken. Die Dame blieb während dem Gefechte im Gebet. — Ihre Lage war kritisch; wurde Hans Carouge überwunden, so wurde er gehangen, und sie, ohne Barmherzigkeit verbrannt.

Als das Feld und die Sonne gehörig zwischen beyden Kämpfern vertheilt war, sprengten sie an, und giengen mit der Lanze auf einander

ander los. Aber sie waren beyde zu geschickt, als daß sie sich hätten was anhaben können. Sie stiegen also von ihren Pferden, und griffen zum Schwerd. Carouge wurde am Schenkel verwundet; seine Freunde zitterten für ihn, und seine Frau war mehr todt als lebendig. Aber er drang auf seinen Gegner mit so vieler Wuth und Geschicklichkeit ein, daß er ihn zu Boden warf, und ihm das Schwerd in die Brust stieß. Hierauf wendete er sich gegen die Zuschauer, und fragte sie mit lauter Stimme: ob er seine Schuldigkeit gethan habe? Alle antworteten einstimmig: Ja! Sogleich bemächtigte sich der Scharfrichter des Leichnams des Jakobs, und hieng ihn an Galgen.

Ritter Carouge warf sich dem König zu Füßen, der seine Tapferkeit lobte, ihm auf der Stelle 1000 livres (eine zu den Zeiten sehr ansehnliche Summe) auszahlen ließ, einen lebenslänglichen Gehalt von 200 livres aussetzte, und seinen Sohn zum Kammerherrn ernannte. Carouge eilte nunmehr zu seiner Frau, umarmte sie öffentlich, und begab sich mit ihr in die Kirche, um Gott zu danken, und auf dem Altar zu opfern *).

---

*) Froissard erzählt diese Geschichte, und sie ist Thatsache.

Carstens (Friedrich),

Gehört zu der Zahl derer, die Werthern in der schwärmerischen Liebe nachahmten, und etwas rühmliches zu leisten glaubten, ihm bis zur letzten Katastrophe zu folgen.

Ausschweifende Leidenschaften, überspannte Empfindungskraft, Sucht zu Originalgeisterey, heftige Befassung mit Eigenheiten, unwirksamer Enthusiasmus, brausendes Blut, Lieblingsbegierden, finstre Melancholie — die aus dem unthätigen, dichterischen, schwärmerischen Leben entspringen, dem allen nachzuhängen, das sind die Krankheiten unsers jetzigen Jahrhunderts; sie verdanken ihren Ursprung den sogenannten witzigen Köpfen des Vaterlandes.

Friedrich Carstens war aus Hadersleben im Hollsteinischen gebürtig. Welche Erziehung er zu Hause genossen habe, weiß man nicht. Seine Eltern waren gestorben, und er stand unter der Aufsicht eines Vormunds, der sein Onkel war.

Dieser Mann beobachtete alle Pflichten, die ihm die Vormundschaft auferlegte. Für seinen eigenen Sohn hätte der Rechtschaffene nicht weisere und zärtlichere Sorgfalt tragen können. Er schickte den jungen Carstens auf die Akademie nach Kiel, und empfahl ihn der

besondern Fürsorge des Herrn Wiebels, der in Kiel als Hof- und Universitätsstallmeister lebt. — So oft er ihm Geld schickte, so oft schrieb er ihm die liebreichsten und dringendsten Briefe, daß er die Jahre seines Studentenlebens wohl anwenden möchte. —

Aber alle väterlichen Ermahnungen schlug Carstens in den Wind. Nur seine Leidenschaften waren ihm Gesetze, die er befolgte. Die Absicht, warum er in Kiel lebe, setzte er ganz aus den Augen. Seine Lektüre bestand meistens nur in Romanen, Schauspielen und dergleichen; daher er nach und nach allen Geschmack an ernsthaften Arbeiten verlor. Unter andern Büchern bekam er auch die Leiden des jungen Werthers in die Hände. Seine Begierde nach diesem Buch war so groß, daß man sagen kann, er habe dasselbe fast verschlungen. Von dieser Zeit an setzte er sich vor, ein Nachahmer von Werthern im eigentlichen Verstande zu werden.

Wahre empfindsame Seelen haben Werthern in der Stille beklagt; er hingegen sprach laut von ihm; das Buch war sein treuer Gefährte, in allen Gesellschaften war Werther der Gegenstand, den er behandelte — er ruhete nicht eher, als bis er auch einen Liebeshandel angesponnen hatte.

Damit er seinem Helden, in dessen Fußstapfen er treten wollte, in allen Stücken ähnlich werden möchte, so verliebte er sich in eine verheyrathete Person, mit welcher er seine Rolle spielen könnte; denn nach seinem Unsinne mußte es eine solche seyn, und andere gute Mädchen achtete er nicht, — es mußte das Eigenthum eines andern seyn. — Aus allen bekannt gewordenen Umständen aber erhellet soviel, daß er bey dieser Person kein Gehör gefunden, weil vielleicht keine Uebereinstimmung, keine Seelenvereinigung (nach der Sprache der Empfindsamen) statt haben konnte. Genug er ließ diesen Liebeshandel fahren, und um seine Raserey auf den höchsten Gipfel zu treiben, seinem Vorbilde in allem zu folgen, änderte er seine Gesinnungen.

Wie Werther auf Lotten fiel, nur an Lotten mit allen seinen Gedanken, mit seiner ganzen Seele hieng, die doch schon die Braut Alberts war, da er sie das erstemal sah und sprach; so mußte auch Carstens Liebe auf ein Mädchen fallen, die bereits ihre Liebe einem andern geschenkt, und sich mit demselben verlobt hatte. — Aber auch bey dieser Person fand er kein Gehör, ob er gleich Empfindungen vorgab und nachbetete, die er vielleicht nur dem Namen nach kannte.

Diese Ausschweifungen und Verirrungen des Verstandes, machten ihn ganz unfähig zu aller Arbeit, und überließen ihn dem schädlichsten Hange zur Unthätigkeit. Er verknüpfte damit allerley Ausschweifungen, die ihn viele Schulden zu machen, nöthigten. — Man darf indessen nicht glauben, daß die ungeheure Menge seiner Schulden ihn zu dem entsetzlichen Entschlusse, sich das Leben zu nehmen, vermocht habe; denn, wenn auch seine Schulden noch um ein gutes Theil größer gewesen wären, und ein jeder Pfennig bezahlt worden wäre, so würde, nach dem Zeugnisse seines rechtschaffenen Vormundes, doch noch soviel Vermögen von dem Seinigen übrig geblieben seyn, daß er auf eine sehr anständige Art hätte leben können.

Bey diesem jungen Menschen war kein anderer Bewegungsgrund, eine solch abscheuliche That zu verüben, als — ein Nachahmer des Werthers zu werden. Dies soll er auch einige Tage vor seinem Tode zu einigen Freunden gesagt haben, die ihm aber eine so große Narrheit nicht zutrauten. Sein Hauswirth, der Herr Stallmeister Wibel, that alles, um diesen jungen Menschen auf einen andern Weg zu bringen, und er würde die äussersten Mittel versucht haben, wenn er einen so traurigen Ausgang hätte vermuthen können. Alle Bitten,

alle

alle liebreiche und ernstliche Vorstellungen hatten bey ihm kein Gewicht mehr.

Der unsinnige Entschluß, den er gefaßt hatte, sein Leben mit der Pistole zu endigen, erhielt mit jedem Tage mehr Kraft. Freylich befand er sich nicht in der Lage, in der Werther gewesen. Seine schwärmerische Liebe hatte keinen solchen Gegenstand, wie Lotte war, die soviel innigen Antheil an seinem Leiden genommen hätte. Aber die Nachahmungssucht verwirrte seine Einbildungskraft ganz. Am 16ten Merz 1777 führte er seinen Vorsatz an einem Sonntag Morgen aus. Die Pistole war mit 5 Kugeln geladen gewesen. Einige versiegelte Briefe lagen auf dem Tische, vor welchem er sich sitzend erschossen hatte. Auf dem Nebentische lagen die Leiden des jungen Werthers, Seite 185 aufgeschlagen, und war gezeichnet; welches der letzte Brief ist, den Werther an Lotte schrieb.

Dies war der Ausgang eines schwärmenden Ideenlebens, einer erhitzten Einbildungskraft, die den Jüngling dem Grabe und einem furchtbaren Ende zum frühen Opfer darbrachten.

Wir wollen annoch den einen an den Hrn. Stallmeister Wibel gestellten Brief hieher setzen, der diese kurze Geschichte in etwas noch erläutert:

„Wenn

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, heißt es, haben Sie schon die schreckliche Nachricht erfahren. Bleiben Sie ruhig. Es mußte so seyn, mußte so kommen. Gewähren Sie mir nur noch diese letzten Bitten, so ich an Sie thue. Schützen Sie meinen Körper; lassen Sie ihn begraben still und ruhig an eine besondere Ecke eines kleinen Kirchhofs, oder im Felde unter ein paar Bäume *). — Man soll mich nicht entkleiden, oder meine Taschen aussuchen; in diesen Kleidern, und so will ich liegen und ruhen in der Erde; sie sind mir werth **). —

Ich bin ein schlechter Kerl gewesen hienieden ***). Ich fieng mich an zu bessern diesen Winter, sank aber bald ins Böse wieder zurück. Ich habe starke Schulden gemacht ****). Ein Verzeichniß derselben, soviel ich mich habe be-

*) Ein Genie muß immer was besonders vor andern Adamskindern voraus haben.

**) Vielleicht weil er seine erste Visite bey seiner Schönen darin gemacht hatte.

***) Gut, daß ers selbst gesteht — wiewohl die Genies sich eben nicht viel um den guten Ruf bekümmern. Ihre Hauptsache ist, sich über alles Urtheil hinaus zu setzen.

****) Schulden machen gehört hauptsächlich mit zum Genieweſen.

besinnen können, hab' ich beygelegt. Sie werden sie bezahlen. Verschiedene Kleinigkeiten werden ausserdem noch seyn, die mir nicht beygefallen sind. — Meine Sachen, Bücher, Kleider und so weiter, sind in der schrecklichsten Unordnung. Es war mir nicht möglich, vor meinem Ende das alles zu ordnen *).

Schreiben Sie meinem guten Onkel meine traurige Geschichte; aber bereiten Sie ihn wohl auf die Nachricht vor, sie möchte ihn sonst zu heftig rühren. Ich hätte ihm selbst noch etliche Zeilen hinterlassen, aber ich vermags nicht zu schreiben. Versichern Sie ihn, der es so gut, so redlich mit mir meynte **), meiner aufrichtigen Reue, und meines Dankes. Wie wenig hab' ich seinen Ermahnungen gefolgt ***)! und wie unglücklich bin ich dadurch geworden!

Auch Ihnen meinen unendlichen Dank! Sie haben ein sehr großes Maaß von Güte des Herzens, die Sie sehr gegen mich bewiesen ha-

*) Vielleicht vor lauter wichtigen Beschäftigungen! o die armen Genies! so wenig Kraft, und doch Kraftmänner! — —

**) Und den man noch so betrüben konnte! vielleicht irrte er sich aber, und statt sich zu betrüben, hat er vielleicht gedacht: Es ist kein Schad' um ihn, ist ja ein Taugenichts weniger auf der Welt! —

***) Schlecht genug! wie das Leben, so der Lohn!

haben — o wenn ich Ihnen gefolgt wäre! — Unglückliche Liebe hat mich bis hieher gebracht *), ist die eigentliche Ursache meines Todes! Diese Worte näher zu erklären, würde für Sie ohne Nutzen, und für mich in diesen Augenblicken ausserordentlich anstrengend seyn **). —

Leben Sie wohl, bis wir uns wieder sehen in jenem Leben, welches ich gewiß hoffe ***). Vergeben Sie mir den vielen Verdruß, den ich Ihnen dadurch gemacht habe, daß ich Ihnen nicht folgte, und denken Sie noch manchmal an einen Unglücklichen zurück, der kaum Ihres Andenkens ****) werth ist."

Carstens.

Cast-

*) Kann aber nur Thoren, Phantasten und verzagte Weichlinge so weit bringen. —

**) Weil das bisgen Gehirn vielleicht schon ausgeraucht war. — Kein Schade drum!

***) Welcher Widerspruch! Ein ewiges Leben hoffen und als ein verzweifelnder Narr vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen wagen! —

****) Und auch des Andenkens jedes vernünftigen und gesitteten Menschen unwürdig. Verachtung und Abscheu der Nachwelt sey das Loos aller jener Thoren, die ein solches Leben auf solche Art endigen. —

Casimir (Johann II.),

War ein Sohn Sigismunds III. vorher Kardinal, dann König von Polen, und endlich Abt zu St. Germain des Prez. — Seine erste und letzte Würde scheinen zu beweisen, wozu er eigentlich geboren war. Denn als König erndete er schlechten Ruhm, und Polen hat fast nie so vieles Ungemach ausgestanden, als unter seiner Regierung. Unter ihm fallen die Kosaken ab, — einige Provinzen gehn an Rußland verloren; — Karl Gustaf von Schweden erobert sogar Warschau, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg wird von der Lehnspflicht gegen Polen wegen des Herzogthums Preußen frey gesprochen, ja ihm sogar eine der besten Städte des damals noch polnischen Preußens, nemlich Elbingen, um einer Schuld willen versetzt. Endlich nöthigt ihn der Fürst Lubomirsky zur Niederlegung der Krone, und Kasimir findet seine Zuflucht in Frankreich, das schon öfters der Zufluchtsort vertriebener Könige war. Allen andern Feinden unterlag Kasimir, nur die Sozinianer, oder, wie sie in Polen heißen, die Arianer, wurden von ihm besiegt — denn sie mußten aus dem Reiche weichen. — Eine Handlung, die wieder den ehemaligen Geistlichen verräth.

Castruccio Castracani.

Gebohren zu Lucca im Jahr 1281. War einer der berühmtesten Kriegshelden des 14ten Säkulums, und stammte aus dem Hause der Interminelli.

Zu wünschen wäre, daß er seinen Ruhm nicht mit Vergießung so vieles Bluts seiner Unterthanen befleckt hätte. Denn er hatte sich durch seine Tapferkeit aus einem niedern Stande bis zum Herrn über Lucca, das er 15 Jahr beherrschte, aufgeschwungen; aber, um sich in seiner Herrschaft zu erhalten, viele öffentliche und geheime Feinde hinrichten lassen.

Er war ein Gibelline *), und als ein solcher that er Ludwig dem Bayer gute Dienste in Italien, schlug die florentinischen Guelfen öfters, theils durch Tapferkeit, theils durch Kriegslist. „Hätte er in dem alten Rom gelebt, sagt Machiavell, der sein Leben beschrieben, so wäre er ein Scipio gewesen, ein so grosses Genie zu einem Feldherrn zeigte er in allen seinen Unternehmungen.“ Der nehmliche Schriftsteller führt auch viele witzige Reden und Ant-

*) Es gab damals zwey Partheyen in Italien, Guelfen und Gibellinen; erstere hielten es mit dem Pabste, und letztere mit den Kaisern, und hatten stets Fehden zusammen.

Antworten von ihm an, die vielen Scharfsinn verrathen.

Er starb am 3ten September 1328 im 47sten Jahre seines Alters, recht in der höchsten Blüte seines Glücks, da er zu selbiger Zeit gegen 300 Städte, Kastells und andere haltbare Oerter im Besitz hatte, und zwar an einem hitzigen Fieber, welches er sich bey der Einnahme der Stadt Pistoja, welche die Florentiner vergeblich zu entsetzen sich bemühet hatten, durch angestrengte Arbeiten zugezogen hatte.

Catinat, (Nikolaus von)

Ein Held Galliens, dessen Leben und Thaten durchaus werth sind, für die Nachkommenschaft aufbehalten zu werden. Seine Entwürfe wurden mit so vieler Sorgfalt und Klugheit ausgearbeitet, daß ihn die Soldaten voll Hochachtung und Vertrauen auf ihn gemeiniglich Le pere la penſée (den Vater Gedanke) nannten. — Ein lakonischer Lobspruch, welcher den Hauptcharakter des Helden ausdrückt. —

Er wurde den 1ten Hornung 1637 gebohren. Seine Vorfahren hatten in der Provinz Perche die ersten Würden bekleidet. Man liest in einer Geschichte dieser Provinz, daß sie aus Erkenntlichkeit, welche sie dieser Fami-

lie

lie seit langer Zeit schuldig war, auf gemeine Kosten einem Catinat eine Parlamentsstelle kaufen wollte, „um allda einen unbestechbaren und aufgeklärten Mann zu haben, der ihre Bedürfnisse vortragen könnte.“ —

Er wurde, nach der Gewohnheit seiner Zeit zu einer Civilbedienung erzogen, und bekleidete würklich die Stelle eines Gerichts-Advokaten. Da er aber einmal einen Prozeß, den er für gewonnen hielt, verlohren hatte, verließ er seine Stelle, und nahm Kriegsdienste.

Bey jedem Schritte zeichnete er sich aus, und ob er gleich Offizier von der Kavallerie war, so zeigte er doch vorzüglich seine Geschicklichkeit bey Belagerungen. — Als er in der Schlacht bey Senef verwundet wurde, schrieb ihm der Prinz Konde, der die künftige Größe Catinats ungezweifelt voraus sah: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihren Wunden, als ich; es giebt so wenig Leute von Ihrer Art, daß man immer zu viel verliert, wenn man auch nur Einen verliert.“

Ludwig XIV., welcher selbst Zeuge von den großen Thaten, und der Tapferkeit war, die er bey der Eroberung von Besançon und der Festung St. Etienne gezeigt hatte, ernannte ihn zum Generalmajor der Armee, und da er Major bey der Garde wurde, würde er

vielleicht in den Geschäften dieses Standes grau geworden seyn, wenn ihn der Haß, den sein Oberster gegen ihn trug, nicht davor bewahrt hätte. Herr de la Feuillade, sagt man, versicherte den König, „daß man aus dem Herrn von Catinat einen General, einen Minister, einen Botschafter, einen Kanzler, oder einen Major bey der Garde machen könnte.“ — Dieses Zeugniß aus dem Munde eines Feindes war nicht verdächtig, doch selten geschiehts, daß die Antipathien der Offiziers auf eine solche Art zum Besten des Staats ausfallen.

Er war nicht nur als Krieger, sondern auch als ein tugendhafter und zu mehrern Aemtern geschickter Mann bekannt. Daher schickte ihn der Minister **Louvois** zur Friedenszeit nach **Pignerol**, um mit dem Herzoge von **Mantua** zum Vortheile der Französischen Truppen zu **Casale** zu traktiren; allein der Sekretär des Herzogs wurde zum Verräther, und folglich kam nichts zu Stande.

Als der Krieg neuerdings ausbrach, sollte er die Truppen in der Festung von Casale kommandiren. Der Minister schrieb ihm, sein Kommando in Flandern unter dem Vorwand anderer Geschäfte zu verlassen, und sich heimlich nach Pignerol zu begeben, wo der Herr St. Marc, Gouverneur dieses Platzes, den Befehl

fehl hatte, ihn verborgen zu halten. Catinat reiste würklich ab, ohne daß man wußte, wo er hin gieng, und schrieb an den Herrn St. Marc, daß er ihn, um seine Ankunft besser zu verbergen, bey der Nacht unweit Pignerol anhalten, und als einen Staatsgefangnen auf die Festung führen lassen solle.

Hier blieb er 24 Tage verborgen, bis die vom Herrn von Bouflers kommandirten Truppen ankamen; alsdann rückte er mit 12 Bataillons vor Casale, und zog in die Festung, ehe noch eine Macht davon Nachricht haben konnte.

Der Gewissensrath, welcher zu Ende des 17ten Jahrhunderts einen großen Einfluß in die öffentlichen Geschäfte Frankreichs hatte, glaubte, daß es schwer wäre, ganz Dauphine zu bekehren, so lange die protestantische Religion in den benachbarten Staaten des Herzogs von Savoyen geduldet würde; man mußte ihn also bereden, daß sich die Einwohner der Thäler seiner Macht zu entziehen suchten. Die Minister des Herzogs wollten es lange nicht glauben; aber der Herzog, von dem Louvois in Furcht gesetzt, sah sich endlich gezwungen, französische Hülfstruppen unter der Anführung Catinats anzunehmen, um gegen seine eigenen Unterthanen Krieg zu führen.

Als Catinat zu Turin war, um mit dem Herzoge die Kriegsunternehmungen zu verabreden, schrieb ihm Louvois: „Reden Sie standhaft mit ihm, hart mit seinen Ministern, damit sie es ihrem Herrn wiedersagen, schrekken Sie, drohen Sie.“ Aus diesen Worten sieht man den unbiegsamen Stolz eines Ministers Ludwigs XIV.

Allein Catinat brachte alles in Güte zuwege. Anfangs war der Herzog zwar sehr zur Vermittelung geneigt, welche die Schweiz anbot, allein endlich wurde der Angriff der Thäler beschlossen, und man verfolgte diese Unglücklichen bis in ihre letzten Zufluchtsörter. Nichts wurde geschont, Weiber, Kinder, alles wurde niedergemacht; ein Einziger davon, welcher der Wuth der Soldaten entkam, mußte auf dem Blutgerüste sterben. Das ist wohl der einzige Fall, wo die Franzosen die militärischen Verdienste Catinats bedauren sollten.

Hierauf wurde er Gouverneur zu Luxemburg, worüber er an den Minister also schrieb: „Ich war in einer Lage, wo ich an neue Gnaden nicht hätte denken sollen; und wenn Sie mir die nemliche Gerechtigkeit wiederfahren liessen, die ich Ihnen wiederfahren lasse, so würden meine Sachen nicht so gut gehen. Wenn ich eine gute Meinung von mir habe, so grün-

det sie sich nur auf diejenigen, die Sie von mir zu haben scheinen."

Als man ihm unter andern die Steuren von Jülich und Limburg einzutreiben auftrug, schrieb Louvois an ihn: „Treiben Sie in den Ländern von Limburg die Steuer auf das härteste ein; stecken Sie die Oerter in Brand, welche die Steuern nicht werden bezahlen wollen. Das beste Mittel, die Einwohner von Lüttich und Limburg, und den Gegenden um Mastricht zu rechte zu bringen, wird seyn, Leute abzuschicken, welche ihre Dörfer rückwärts anzünden."

Allein Catinat verletzte die geheiligten Rechte der Menschheit nicht, ein holländischer Zeitungsschreiber sagte damals von seinem Betragen: „die Provinz Jülich hatte das Glük, daß die Truppen vom Catinat kommandirt wurden; wenn es sonst was immer für einer gewesen wäre, so würde das ganze Land verbrannt worden seyn." Diese Meynung, die selbst seine Feinde von ihm hatten, charakterisirt unsern Helden auf der vortheilhaftesten Seite. —

Man trug ihm vier Jahre vor seinem Tode einen Platz in dem Orden des heil. Geistes an, und er schlug ihn aus. Seine Familie drang in ihn, denselben anzunehmen; sie stellte ihm vor, daß diese Verherrlichung für sie von Wich-

tigkeit wäre; das Publikum würde glauben, er wäre nicht vermögend, den dazu gehörigen Grad des Adels zu beweisen. „Wenn ich euch dadurch Schaden zufüge, antwortete er, so streicht mich aus eurer Genealogie aus.“

Nach der Schlacht bey Stafford war seine erste Sorge, die Verwundeten zu besuchen, und ihnen wegen ihrer geleisteten Dienste zu danken. Die Regimenter rückten alle aus ihren Zelten und umgaben ihn zuerst mit einem großen Freudengeschrey, um ihr Vergnügen zu bezeugen; dann beobachteten sie ein tiefes Stillschweigen, um seine Worte zu hören. — Als er bey dem Regiment Grancey ankam, das am meisten zu diesem Siege beygetragen hatte, stieg er vom Pferde; er umarmte den Obristen; die Soldaten spielten an der Spitze ihres Standes Kegel — sie verlassen ihr Spiel, laufen zu ihm; Catinat sagte ihnen mit vieler Güte: Sie sollten nur fortfahren. Einer von ihnen schlug ihm mit dem muntern Wesen, und mit dieser liebenswürdigen Freyheit, die nur ein französischer Soldat gegen einen General hat, den er werth schätzt, vor: er mögte mit von der Parthie seyn. Catinat nahm die Einladung an, und spielte mit ihnen.

Ein anderer General, der gegenwärtig war, konnte sich vor Verwunderung gar nicht fassen, daß er einen en Chef kommandirenden General

nach

nach gewonnener Schlacht mit den Soldaten Kegel spielen sahe. „Es wäre noch mehr zum Verwundern — sagte ihm Catinat, — wenn ich sie verlohren hätte.“

Ein andermal, nach der Bataille bey Marseille, brachte Catinat die darauf gefolgte Nacht bey der ersten Wache an der Spitze der Trouppen zu. Er war mitten unter der Gendarmerie, die an diesem Tage allein 28 Fahnen und Standarten erobert hatte. Er schlief in seinem Mantel eingewickelt. Den Gendarmes fiel ein, alle diese Siegszeichen zu sammeln, und um den schlafenden Helden herum zu legen. Die benachbarten Regimenter wurden es gewahr, sie trugen nun auch die von ihnen eroberten Siegszeichen herbey. — Der Tag bricht an; Catinat erwacht, sieht sich mit diesen Pfändern seines Siegs umgeben, und wird zu gleicher Zeit von der ganzen Armee mit einem Jubelgeschrey gegrüßt. —

„Liebenswürdige, und empfindsame Nazion! ruft Herr Guibert, da er diese Anekdote erzählt, aus, andere Völker errichten nach langer Zeit erst dem Andenken ihrer großen Männer Ehrensäulen! Du allein bist solcher schnellen Entzückung diesen Nachdruck der Empfindung, dieser sinnreichen Huldigung fähig, und ohngeachtet deiner Leichtsinnigkeit, ohngeachtet deiner Ungereimtheit, ohngeachtet der

Verfolgungen, die die Talente zuweilen bey dir erduldet haben, so ist es doch bey dir am angenehmsten, sich um Ruhm zu bewerben.“—

Wer seine Kriegsthaten vollständig zu lesen wünscht, kann seine Neugierde in den bey Duchesne 1775 zu Paris herausgekommenen memoires pour servir à la vie de Nicolas de Catinat, Marechal de France, genugsam stillen. — Hier würde es uns zu weitläuftig fallen, ausführlicher zu seyn.

Cecco, (von Askoli)

Hatte das Unglück, ein Astrologe zu seyn, und fand in den Gestirnen wunderbare Sachen, z. E. daß Christus, vermöge der Konstellazion, unter der er gebohren wurde, alles das seyn mußte, was er war; daß der Antichrist unter einer glücklichen Konstellazion werde gebohren werden, die ihn reich und angesehn machen müßte; daß in den oberen Sphären gewisse Geister regieren, die man durch Beschwörung an einen gewissen Ort hinzwingen könne ꝛc.

Da er über diese sonderbare Fantasien in Inquisition fiel, so wiederrief er. Allein es half ihm nichts. Denn an dem Kanzler des Herzogs von Kalabrien, in dessen Diensten

Cecco war, nemlich dem Bischofe von Aversa, hatte er einen unversöhnlichen Feind, der ihn verfolgte — wie ein Theologe — das ist biß zum Holzstoße. Dieses Auto da fee geschah den 15. Septbr. 1327.

Cederhielm.

War geheimer Sekretär König Karls XII. von Schweden, und wurde von ihm zu verschiedenen geheimen Expedizionen gebraucht; unter andern auch zu dem Friedensgeschäfte mit Könige August II. von Pohlen.

Nach Schliessung desselben im Jahr 1706 schickte ihn der König Karl einige Wochen vor dem Aufbruche seiner Armee aus Sachsen an den König August nach Leipzig, um ihn die Nachricht zu bringen, daß der König sein Herr bald fertig seyn würde, sich mit der Armee aus Sachsen zu begeben. —

Als dieser Vortrag zu Ende war, sagte Cederhielm: „Ich habe noch eine Sache vorzutragen: allein, mein König hat mir dabey den Befehl ertheilet, vorher dazu Euer Majestät gnädigste Erlaubniß zu erhalten.“

August erwiederte: „Brauchen Sie keine Umstände! worin besteht die Sache? Sie kön-

nen wohl niemals etwas höheres, als die Krone verlangen, die Sie mir schon abgefodert, und erhalten haben.“

Hierauf äusserte sich Cederhielm: „Nein, gnädigster Herr, ich mache diesmal auf nichts einigen Anspruch. Mein Gewerbe gründet sich nur auf ein freundschaftliches Vertrauen zwischen beyden Majestäten.“ — Bey diesen Worten reichte ihm der König die Hand, und sagte: „Parole!“ Cederhielm erklärte sich daher: „Mein gnädigster König hat zu Euer Majestät die Zuversicht, daß Sie den Kurprinzen bey dem evangelischen Glaubensbekenntnisse lassen werden.“

August lächelte bey diesem Antrage, und fragte: „Wie ist der König auf die Gedanken gerathen, sich um meinen Sohn zu bekümmern?“ Cederhielm antwortete: „Gnädigster Herr! dies weiß ich eigentlich nicht: allein ungefähr kann ich es wohl errathen.“ — Hiebey rief der König aus: Parole! verschweigen Sie nichts!“

Der Schwedische Abgesandte ließ sich demnach heraus: „Da es Euer Majestät gefallen hat, die Religion zu verändern, so ist mein König dadurch vielleicht veranlasset worden, sich vorzustellen, daß in der Folgezeit mit dem Kurprinzen eben dieses geschehen dürfte.“

In dem Augenblicke trat der König August näher, und klopfte ihm die Hand mit den Worten: „Mein lieber Cederhielm! was ich der elenden polnischen Krone wegen gethan, das geht meinen Sohn nichts an. Mir sollte es Leid thun, daß ich nicht gleich ein Mahomedaner würde, wenn ich Sultan in Konstantinopel werden könnte.“

Dies erzählte Cederhielm zween Tage nachher über der Tafel des Grafen Piper, und vielmals bey andern Gelegenheiten *).

Celten,

Ein altes Gallisches Volk **), hatten besonders in ihrer Religion, so besondere Gebräuche, daß es der Mühe werth ist, etwas davon zu wissen.

Lange vorher noch, ehe sie aufhörten Nomaden zu seyn, hielten sies nicht für erlaubt, Tempel zu bauen, Altäre zu errichten, noch ihre religiösen Versammlungen an geheimen Oertern nach Art anderer Nazionen zu halten. Sie glaubten, daß man die Gottheit dadurch abwür-

*) Siehe Georg Nordberg Anmerkungen zur Geschichte Karls XII.

**) Ihr Hauptsitz war Thoulouse.

abwürdige, wenn man sie in Tempel einschließt; derowegen zerstörten sie, wo sie Herren wurden, diejenigen Tempel, welche andere gebauet hatten, und übten in freyer Luft ihre gottesdienstlichen Handlungen aus; sie opferten nicht einmal in ihren Häusern, sondern außer den Städten und Dörfern, an den Strassen, in einigen Wäldern, oder auf einigen nahe gelegenen Bergen unweit von Quellen, oder Seen, oder einem andern fließenden Wasser, oder an den Kreuzwegen.

Eben so sehr hüteten sie sich, die Gottheit in der Gestalt eines Menschen, oder andern Thiers vorzustellen. — Ihre Religionsversammlungen wurden bey der Nacht gehalten; auch massen sie die Zeit nach den Nächten, und nicht nach den Tagen ab. Die Nacht war dem Vater Dis geheiliget, den man für den Schöpfer des Menschen hielt. — Man wies ihm seinen Platz in dem Valhalla, d. i. in dem Aufenthalte der Glückseligkeit und Herrlichkeit an.

Ihre großen Schätze bewahrten sie in ihren Heiligthümern, wofür sie eine ganz besondere Hochachtung hatten. Die Diener der Religion wohnten mit ihren Weibern und Kindern in diesen Heiligthümern, worüber sie die Aufsicht hatten, und sowohl die geistliche als weltliche Herrschaft führten. Allda wurden alle,

so=

sowohl bürgerliche, als Religionsversammlungen gehalten, die Gerechtigkeit verwaltet, und die Staatsämter und Würden ausgetheilet.

Diese Diener ihres Gottesdienstes, die Druiden, hatten das Volk überredet, daß seine Gebete unkräftig, und seine Opfer unrechtmäßig wären, wenn sie nicht durch ihre Vermittlung verrichtet würden. Ihre Moral bestund in folgenden drey Hauptmaximen, Erstens: man soll den Göttern dienen, zweytens niemand übels thun, drittens, nach Muth und Tapferkeit streben. — Sie hatten noch eine geheime Lehre, die sie keinem Fremden, noch dem Volk, sondern nur ihren vertrautesten Freunden entdeckten.

Die Druiden verboten, ihre Lehren aufzuschreiben, damit, wie sie vorgaben, die jungen Leute ihr Gedächtniß zu üben nicht vernachläßigen sollten. Allein eigentlich fürchteten sie, ihre Lehre möchte zu bekannt werden, und man möchte nachmals ihre Schulen nicht so fleißig besuchen.

Uebrigens war bey ihnen das Studium der Wahrsagerey, was die Griechen die Physiologie nannten. Aus der ununterbrochenen Betrachtung der Natur, ihrer Einrichtung, und der Harmonie ihrer verschiedenen Theile zogen die Druiden gewisse Muthmaßungen, und

Vorbedeutungen von den verborgensten Handlungen, und ungewissesten Begebenheiten.

Unter den verschiedenen Gattungen von Wahrsagerey hielt man auf den Zweykampf am meisten. Hernach kamen die verschiedenen Proben mit Feuer, siedendem Wasser, kaltem Wasser, die Art, durch Würfel zu wahrsagen, die Mörder zu entdecken, wenn, sobald sie sich der Leiche des Ermordeten näherten, Schaum oder Blut heraus quoll.

Nach Einführung des Christenthums entstunden andere Arten von Wahrsagerey. Dergleichen waren: Das Urtheil des Kreuzes. Der Angeklagte mußte eine bestimmte Zeit mit ausgestreckten Armen vor einem Kreuze stehen. Das Urtheil des Brods, und des gesegneten Käses. Man bildete sich ein, daß der Missethäter davon ersticken müßte. Das Urtheil der heiligen Hostie, wovon man die nemlichen Begriffe hatte. Die sogenannten Caracteres Sanctorum, oder Sortes Apostolorum, welche mit den Sortibus Virgilianis eine Aehnlichkeit hatten ꝛc.

Cervantes (Michael).

War von Sevilien, oder, wie andre wollen, von Erquivias, einem Flecken nahe bey Toledo ge-

gebürtig. Was man von seinen Schicksalen weiß, ist ohngefähr folgendes:

Er war, wie er selbst erzählt, sehr lange Soldat, und über 5 Jahre in der Sklaverey zu Algier, und hatte in der Schlacht bey Lepanto die linke Hand verloren. Er war in der Folge in Diensten des Duca d'Alba, mit welchem er nach Madrid kam. Der Herzog von Lerma, Günstling Philips III. war so wenig Kenner, daß er den Cervantes sogar verachtete. Sich an ihm zu rächen, und weil dieser Herzog überhaupt gelehrte Leute nicht ästimirte, verfertigte er den bekanten Roman von dem Ritter Don Quixote de la Mancha, in welchem er die spanischen Edelleute, denen damals die Ritterzüge im Kopfe steckten, sehr satyrisch durchzog.

Der erste Band dieses Romans erschien 1605. Der zweyte kurz vor seinem Tode. Ehe der zweyte erschien, waren blos von der Madrider Ausgabe 12000 Exemplare verkauft.

Er schildert sich selbst als einen Mann mit einem Adlergesicht, Kastanienbraunen Haaren, einer offenen freyen Stirn, lebhaften Augen, einer gebogenen Nase und einem kleinen Munde. Seine Gesichtsfarbe war lebhaft, und seine Statur mittelmäßig. — Er starb unbekannt seinem Jahrhunderte, wie Homer, und arm, wie Butler, der Verfasser des Hudibras, im

Jahr 1616 den 23ten April, wiewohl andere das Jahr seines Todes 1620 angeben.

Cervantes, sagt Schubart, ist nicht nur der größte Kopf, den die Spanier zeugten, sondern er steht auch an der Spitze aller Romanschreiber, die jemals gelebt haben. — Gelehrsamkeit, Welt- und Menschenkenntniß, unerreichbare Laune, unerschöpfliche Satyre und reicher Witz sind das Gepräge seines Don Quixote. Dies Buch allein verdients, daß man spanisch lernt, um den großen Mann sprechen zu hören; denn in keiner Sprache ist noch eine treffende Uebersetzung dieses einzigen Romans vorhanden. Die erste teutsche Uebersetzung ist nicht aus der Urquelle, sondern aus der trüben Quelle eines Franzosen geschöpft *). — Es verdient bemerkt zu werden, daß Cervantes, der Stolz seines Volks, den alle seine Nachfolger nicht erreicht haben, im buchstäblichen Verstande verhungern mußte. So weit Hr. Schubart.

Chaja

*) Von der jetzigen neuesten Uebersetzung desselben vom Hrn. Bertuch in Weimar läßt sich vermuthen, daß sie dem Original so nahe, als eine Uebersetzung möglich seyn kann, beykomme.

Chaja Ajas,

War aus der westlichen Tartarey her, und verließ dies sein Vaterland, um sein Glück in Indostan zu suchen. Er stammte aus einem alten und edlen Hause ab, das durch verschiedene zufällige Umwälzungen in Verfall gerathen war. Doch hatte er eine nach tartarischer Weise gute Erziehung bekommen, welches alles war, was seine Aeltern ihm mitgeben konnten. Er verliebte sich in ein Mädchen, das eben so arm war, als er selbst, und heyrathete sie, fand aber viel Schwierigkeiten, ihr die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen.

Als er aufs äusserste gebracht worden, gedachte er an Indien, der gewöhnlichen Zuflucht dürftiger Tartaren des Nordens. Er verließ seine Freunde, die ihm entweder nicht helfen konnten, oder nicht wollten, ganz heimlich, und wandte sein Gesicht nach einem fremden Lande. Sein ganzes Vermögen bestand in einem schlechten Pferde, und einer sehr kleinen Summe Geldes, die er aus dem Verkaufe seiner übrigen Haabe gelöset.

Er setzte sein Weib aufs Pferd, und gieng neben ihr her. Sie war zu der Zeit schwanger, und konnte die Beschwerlichkeiten einer so langen Reise kaum aushalten. Ihr weniges Geld war bald ausgegeben; sie hatten auch schon ei-

nige Tage von Allmosen gelebt, als sie in den weiten Wüsten ankamen, welche die Tartarey von den Herrschaften des Hauses Timur in Indien scheiden. Da war keine Hütte, die sie vor dem Ungestüm der Witterung decken, keine Hand, die ihren Bedürfnissen abhelfen konnte. Umzukehren war sicheres Verderben, fortzugehn, war muthmaßlicher Untergang.

Sie hatten 3 Tage gefastet; um ihr Unglück vollkommen zu machen, überfielen das Weib des Ajas ihre Geburtsschmerzen. Sie fieng an, ihrem Manne Vorwürfe zu machen, daß er sein Vaterland zu einer unglücklichen Stunde verlassen, und ein, wiewohl kümmerliches, doch ruhiges Leben aufgegeben habe, um in einem entfernten Lande eingebildetes Vermögen und Glück zu suchen. Unter diesen Beängstigungen brachte sie ein Töchterlein zur Welt. — Sie hielten einige Stunden auf diesem Platz, in Hofnung, daß Reisende diesen Weg kommen sollten. Sie warteten vergebens. Selten betraten menschliche Füße diese Wüsten; die Sonne fieng an unterzugehen. Sie fürchteten sich vor der Nacht. Der Ort war allen wilden Thieren offen; und sollten sie deren Hunger entgehn, so mußten sie ihrem eigenen unterliegen.

In dieser großen Noth half zwar Chaja Ajas seiner Frau aufs Pferd, war aber selbst

so

so entkräftet, daß er fast keinen Fuß regen konnte. Es war nicht möglich, das Kind fortzubringen, die Mutter war kaum im Stande, allein auf dem Pferde zu sitzen. Es entstand ein langer Kampf zwischen Menschengefühl und Nothwendigkeit. Letztere behielt die Oberhand, und beyde Aeltern wurden eins, das Kind auf der Landstraße liegen zu lassen. Es ward unter einen Baum gelegt, mit Blättern belegt, und die untröstlichen Eltern setzten ihren Weg mit Thränen fort.

Als sie eine Viertelstunde gewandert hatten, und die Augen der Mutter den einsamen Baum, unter dem sie ihr Kind liegen lassen, nicht weiter unterscheiden konnte; überließ sie sich ganz der Betrübniß, fiel vom Pferde nieder, und rief aus: Mein Kind! mein Kind! Sie wollte sich aufhelfen; hatte aber nicht Kräfte genug, umzukehren.

Ajas ward im innersten seiner Seele verwundet. Er brachte mit vielen Bitten seine Frau dahin, daß sie sich niedersetzte; er versprach ihr das Kind zu holen. Er kam zur Stelle. Kaum ward er das Kind ansichtig, so überfiel ihn Todesschrecken. Eine schwarze Schlange hatte sich um dasselbe herumgewunden, und er glaubte zu sehen, daß sie ihre Zähne ansetzte, das Kind zu fressen. Er gieng auf sie zu und schrie. Die Schlange erschrak

vor seinem Geschrey, und lief in einen holen Baum. Der Vater nahm sein Kind ohnbeschädigt in seine Arme, und kehrte zur Mutter zurück. Er gab es ihr in ihre Arme, und erzählte ihr eben, wie wundervoll dasselbe seinem Tode entkommen sey, als sich einige Reisende sehen ließen, und sie alle zusammen von ihrem Elende befreyeten. Sie reiseten allesamt allmälig weiter, und kamen nach Lahor, wo Abkar, der Kaiser der Mogolen damals seinen Hofstaat hielt.

Es traf sich, daß Asiph Khan einer von den vornehmsten Ministern des Kaisers war. Dieser war mit Ajas verwand, und nahm ihn freundlich und willig auf. Um ihm Beschäftigung zu geben, machte er ihn zu seinem Geheimschreiber. Ajas wußte sich in dieser Bedienung gar bald bey dem Asiph beliebt zu machen; und durch eine zufällige Begebenheit zog sein Fleiß und seine Geschicklichkeit die Bemerkung des Kaisers auf sich, der ihm eine Befehlshaberstelle über tausend Reuter gab.

Mit der Zeit ward er kaiserlicher Haushofmeister; und da sein Verstand noch größer war, als sein Glück, so wußte er sich zu dem Titel und der Würde eines Actemad-ul-Dowla *) oder Reichsschatzmeisters zu erheben. — So

*) Siehe im ersten Theile den Art. Actemad-ul-Dowla, wo ein mehreres von ihm zu lesen.

So wurde der, der vor Mangel bald in der Wüsten umgekommen wäre, in Zeit von wenigen Jahren der vornehmste Unterthan in Indien.

Chamberlain.

Die Erziehung kann aus standhaften und beherzten Gemüthern so gut einen Helden bilden, als eine vernachläßigte einen Nikel Liſt und Cartouche aus ihm machen kann.

Im Jahre 1286 hatte ein gewisser Edelmann, Namens Thomas Chamberlain zu Boston, in der Provinz Linkolnshire in England, einige Leute versammelt, unter dem Vorwande, ein Tournierspiel anzustellen, welches sonst nur unter dem Adel gewöhnlich war. Er hatte aber in der That die Absicht, den reichen Markt zu Boston zu plündern, und die Kaufleute zu berauben. — Um sein Vorhaben zu erleichtern, hatte er hie und da Feuer angelegt; und indem die Einwohner beschäftigt waren, es auszulöschen, fiel sein ganzer Trupp auf die Boutiken, und raubte alle Waaren.

Chamberlain wurde entdeckt, und gehenkt; er setzte aber eine vorzügliche Ehre darin, daß er standhaft seine Mitgenossen verschwieg,

und man ihm weder mit Gelde, noch mit andern Versprechungen das geringste herauslocken konnte. —

Chatelet (Markise von). *)

Man weiß, daß diese gelehrte Dame der Abgott des Herrn von Voltaire war. Dieser schickte ihr einst zum neuen Jahr folgende Verse:

Une étrenne frivole à la docte Uranie
Peut - on la préſenter? Oh! très bien j'en reponds
Tout lui plait, tout convient à ſon vaſte génie:
Les livres, les bijoux, les compas, les pompons,
Les vers, les diamans, le biribi, l'optique,
L'algèbre, les ſoupers, le Latin, les jupons,
L'opera, les Procès, le Bal, et la Phyſique.

d. i. Kann man der gelehrten Uranie ein geringes Neujahrsgeſchenk machen? Oh! ja! ich

*) Nachrichten von ihrem Leben findet man in dem 3ten Theile meiner herausgegebenen kurzen Biographien, oder Lebensabriſſen merkwürdiger Perſonen.

d. Herausgeber.

ich bin gut dafür. Alles gefällt ihr, alles schickt sich für ihren ausgebriteten Geist. Bücher, Juwelen, Cirkel, Pompons, Verse, Diamanten, Biribi, Optik, Algebra, Soupee, Latein, Unterröcke, Oper, Prozeß, Ball und die Physik. —

Die Markise von Chatelet antwortete:

Helas! vous avez oublié
Dans cette longue Kyrielle
Le nom de la tendre amitié:
Je donnerois tout le reste pour elle.

d. i. Ach! bey dieser langen Litaney haben Sie den Namen der zärtlichen Freundschaft vergessen! Ich würde alles übrige dafür geben. —

Man sieht aus dieser Antwort, daß die Markise eine wegen der Zärtlichkeit ihres Herzens sehr schätzbare Dame war, die der Hochachtung des berühmten Schriftstellers im höchsten Grade würdig war.

Chatre (Claudius de la).

Der dritte dieses Namens, hat den Glanz seines alten Hauses höher gebracht, als irgend einer von seinen Vorfahren, und hat sich durch

seine vorzüglichen Eigenschaften die erhabensten Aemter im Königreiche erworben. Schon in einem Alter von 16 Jahren vertraute ihn sein Vater dem berühmten Befehlshaber, Hannas von Montmorenci, Generalfeldzeugmeister und Reichsfeldherrn von Frankreich an, daß er bey diesem Herrn in der Qualität eines Edelknaben und einer jungen Standsperson leben und erzogen werden sollte.

Da nun der Reichsfeldherr binnen kurzer Zeit die Feinheit seines Verstandes, und die Größe seiner Herzhaftigkeit eingesehen hatte, so hielt er ihn seitdem beständig überaus lieb und werth; denn anfänglich gab er ihm unter seiner Ordonanzkompagnie eine Bogenschützenstelle, und kurz darauf erwählte er ihn im Jahr 1560, seine Standarte zu tragen; und es war nicht anders, als hätte es das Schicksal so haben wollen, daß er beym Soldatenstande durch alle Grade aufsteigen sollte, damit er die erhabensten Ehrenstellen verdienen lernte, denn der Marschall von St. Andree gab ihm die Regimentsfahne von seinem Gens d'Armes in der Schlacht bey Dreux, in welcher er sich durch sein rühmliches Verhalten so hervor that, daß er sich die Lieutenantsstelle bey der Staatskompagnie damit erwarb. Er vermählte sich im Jahr 1564 mit Johanna Chabot, einer Tochter des Ritters Guido Chabot, Erbherrn auf Jarnac.

Von

Von selbiger Zeit an nahm der Baron de la Chatre immer mehr und mehr an Ehrenstellen, Titeln und Würden zu. Denn Karl IX. hatte für seine Tapferkeit und Klugheit eine so große Hochachtung gefaßt, daß er ihn zum Mitgliede seines geheimden Kriegskonseils machte, und ihn im Jahr 1566 mit der Kette des St. Michaelordens beehrte.

Nicht lange darauf, während der bürgerlichen Kriege wider die von der angeblich reformirten Religion glaubte Karl, daß ihm la Chatre in der Provinz Berry sehr nöthig seyn würde, wo sich die Leute von dieser Partey zu Sancerre, welches sie klein Rochelle nannten, befestiget hatten; er ertheilte ihm also die Statthalterschaft über diese Provinz, die Oberforstmeisterstelle vom großen Thurm, und eine Kompagnie von 50 bewehrten Männern zu seiner Ordonnanz; und im Jahr 1572, da er beschlossen hatte, den Reformirten die Freystatt, die sie in der Stadt Sancerre hatten, zu nehmen, und den Ort belagern zu lassen, glaubte er, er könnte das Kommando über seine Truppen niemanden besser anvertrauen, als eben diesem Herrn.

Nachdem er seine Herzhaftigkeit und Erfahrenheit im Kriegshandwerke zu Tage gelegt hatte, bewies er auch, daß er sich eben so gut zu Unterhandlungen schickte. König Heinrich

III. hatte ihn bey seiner Thronbesteigung als ausserordentlichen Abgesandten nach England an die Königinn Elisaberth geschickt; und als er von da zurück kam, verlangte der Herzog Franz von Berry und Alenson, den die Niederländer zu sich berufen hatten, damit er sie von der Tyranney der Spanier befreyen sollte, La Chatre möchte ihm bey dieser Expedizion Gesellschaft leisten, und die leichte Reiterey bey seiner Armee kommandiren.

Als er aus den Niederlanden wieder nach Hause kam, erhielt er zu seiner Statthalterstelle in der Provinz auch das Amt eines Landvogtes von Berry; und weil der König Heinrich III. den H. Geistorden damals erneuert hatte, so wurde La Chatre in denselben aufgenommen, und bekam im Jahr 1585 die Ordenskette.

Kurz darauf ward er von eben diesem Könige mit der Bedienung eines Marschalls der Läger und Armeen beehret, und endlich gar zum Marschalle von Frankreich erhoben. In dieser Qualität kommandirte er nebst dem Herzoge von Guise die katholische Armee wider die teutschen Reuter und Hugenotten, und war eine von den Hauptursachen der Zerstreuung ihrer Armee, die aus 40,000 Mann bestand, von dem Herzoge von Bouillon kommandiret, bey Pont de St. Vincent in Lothringen, und

nach-

nachher bey Vinois im Gatinat geschlagen, fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und genöthigt wurde, sich nach Anneau in Bauße zurückzuziehen.

Bey allen Gelegenheiten ließ er die Größe seines Heldenmuthes, seine Klugheit und sein weises Verhalten, und seine Erfahrenheit im Kriegswesen blicken. Nachdem er sich wiederum zur Partey Heinrichs IV. geschlagen hatte, brachte er die Länder, worinnen er Statthalter war, und zwar namentlich die Provinz Berry, und die Stadt Bourges wieder unter die Botmäßigkeit dieses Prinzen. Der König bestätigte ihn bey dieser Statthalterschaft, und machte ihn zu einem der vornehmsten Räthe in seinem Konseil.

Nach dem Tode dieses Königs setzte er seine Dienste auch unter dessen Sohne Ludwig dem XIII. fort, der ihm auf dem Wege nach Jülich das Kommando unter dem Generallieutnantscharakter bey seiner Armee in Teutschland ertheilte, deren Progressen er samt alle dem, was in den Gefechten wider die teutschen Reuter merkwürdiges vorgefallen ist, nachher selbst beschrieb. Er starb den 18ten December 1614.

Checq (auch Scherif).

So wird der Fürst von Mecca genannt, der gleichsam der Hohepriester aller Mahomedaner ist. Der Großsultan schickt ihm alle Jahre zum Geschenk: eine herrliche Tapezerey, ein kostbar Gezelt, und eine große Summe Geldes, um alle Pilgrime binnen den 17 Tagen ihrer Andacht mit allen benöthigten Dingen zu versehen.

Damit nun diese Summe recht groß gemacht werde, so beredet der Checq die Mahomedaner, daß jährlich 70,000 Pilgrime beyderley Geschlechts, nach Mecca kämen, und wenn es geschehe, daß diese Anzahl nicht voll würde, so nähmen die Engel menschliche Leiber an, und hülfen selbige vollends voll machen.

Die Tapezerey dienet dazu, die Kaaba oder das Haus in Mecca damit zu bedecken, und das Gezelt wird gegen der Moschee über aufgeschlagen, daß der Checq die 17 Tage über, da die Pilgrime ihrer Andacht pflegen, sich darinnen aufhalten könne, welcher sodann, wenn das Jahr verflossen ist, diese Tapezerey und Gezelt in Stücken zertheilet, und selbige verschiedenen Mahomedanischen Fürsten zuschicket, wofür sie ihm große Geschenke senden *); denn er beredet sie,

*) Nach der Methode fast aller Priester und Leviten aller Religionen, welche nie anders gewohnt sind, als

sie, daß, wenn sie ein Stück von dem Vorhange, welcher die Kaaba umgeben hat, an ihre Gezelte hesten, sie nothwendig wider ihre Feinde siegen müßten. — Das ganze Zelt aber, oder die ganze Tapezerey, sendet er niemals einem Geringern, als dem großen Mogol, oder dem Tartar-Chan, welches alle 10 Jahre einmal geschieht, wo er umzuwechseln pflegt.

Ausser den Gewinsten, die er durch solche List an sich bringet, gehören ihm auch alle Geschenke, die entweder nach Mecca oder Medina geschickt werden, welche, samt den Ausgaben der Pilgrime, wenn sie nach verflossenen 17 Tagen aus ihrem eigenen Beutel zehren müssen, sich auf eine unglaubliche Summe Geldes belaufen.

Chelonis,

War eine Tochter des Königs Leonidas in Sparta, und lebte im Jahr der Welt 3504 in der 75sten Olympiade. — Man kann von ihr mit Grund der Wahrheit sagen, daß sie ein rechtes Muster kindlicher und ehelicher Liebe und Treue zugleich gewesen sey.

Cleom-

---

als die Wurst nach der Speckseite (wie man im Sprichwort sagt) zu werfen.

Cheombrotus, ihr Gemahl, machte sich wider seinen Schwiegervater eine Faktion, die so stark war, daß Leonidas sich in einen Tempel als eine Freystatt begeben mußte, wohin ihm seine Tochter, deren Mann nun auf dem Throne saß, folgte, und in kläglicher Gestalt ihm Beystand leistete.

Als er die Freyheit erhielt, nach Tegra ins Exil zu gehen, begleitete ihn seine Tochter, und war seine Gefährtinn so lange, als sein Unglück währte.

Als sich aber hernach die Zeiten änderten, und Cleombrotus seine Zuflucht in dem Tempel nahm, verließ sie den Vater, und stand ihrem Manne bey; verbat auch seine Strafe, als Leonidas mit gewafneter Hand in diese Freystatt kam, und ihm sein Verbrechen und Untreue vorstellte.

Leonidas schenkte seinem Eidam Leben und Freyheit, jedoch mußte er die Stadt räumen, da denn Leonidas gerne seine Tochter bey sich behalten hätte. Allein Chelonis ließ ihrem Vater eines ihrer Kinder, das andere nahm sie mit, und folgte ihrem Manne nach an den Ort seines Exils.

Chineser.

Ueber diese berühmte Nazion sind ganze Folianten von Wahrheiten und Unwahrheiten geschrieben worden; und wir wollen versuchen, unser Scherflein durch ein paar Anekdoten auch hiezu beyzutragen, ohne uns von dem Wege der Wahrscheinlichkeit weit zu verirren.

Hr. Dorville will uns versichern, daß aus allen Völkern der Erde, die Chineser am wenigsten der Schwärmerey und des Aberglaubens fähig sind. Sie glauben gerne, sagt er, an die Tugenden und Talente ihrer Gesetzgeber, aber es ist ihnen nie in Sinn gekommen, sie zu Göttern zu machen, noch weniger, sie auf eine solche Art zu verehren. Sie bewundern sie, ehren ihr Andenken, aber beten sie nicht an, wie es viele unrecht berichtete, oder übelgesinnte Beobachter behaupten wollen.

Indessen geben sich doch die Bonzen, sagt er weiter, diese unnütze, geduldete, aber sehr wenig geachtete Klasse von Menschen, alle mögliche Mühe, das Volk in dem Aberglauben zu erhalten, allein die Wachsamkeit der Regierung unterdrückt und straft die Verwegenheit dieser Betrüger, denen man zwar erlaubt, sich in dem Tempel de Fo so verächtlich zu machen, als sie nur wollen, die man aber nach aller Strenge des Gesetzes behandelt, so bald

sie es wagen, einen gefährlichen Irrthum einzuführen, oder eine den Bürgern schädliche Uebung in Ansehen zu bringen (So weit Hr. Dorville).

Herr Sonnerat *) stellt uns diese Nazion in einem ganz andern Lichte dar, wie sie uns bishero sowohl von den Jesuitischen Missionarien, dem Hrn. von Voltaire, Dorville, und mehr andern Schriftstellern vorgestellt worden, er versichert uns, daß er nichts erzähle, was er nicht selbst gesehen, und die Chineser selbst erzählt haben.

Die Hindernisse, sagt er, welche die Chineser aller zusammenhängenden Verbindung mit andern Völkern in den Weg gelegt haben, haben zuverläßig keinen andern Bewegungsgrund, als das Bewußtseyn ihrer eigenen Schwäche. Hätten sie es den Europäern verstattet, sich unter ihnen festzusetzen, so würden sie bey ihrer mißtrauischen und unruhigen Gemüthsart sehr bald

*) Nachdem dieser wißbegierige Forscher vom Jahr 1768 bis 1773 seine erste Reise in Gesellschaft des Hrn. Commerson nach Ostindien vollendet, wurde ihm von der französischen Regierung eine zwote Reise im Jahr 1774 dahin übertragen, von welcher er 1781 zurück kam, und die vortrefflichsten Nachrichten von diesen Ländern mit zurück brachte.

bald Streitigkeiten erregt haben, welche eine kleine Anzahl entschlossener und trotziger Europäer mit leichter Mühe würde entscheiden, und auf immer verhindern können.

Die Chinesische Regierung ist so, wie die Regierung aller Sklavischen Völker, viel zu fehlerhaft, als daß sie sich durch ihre eigene Macht sollte Ansehn verschaffen können. Man sieht auch nicht, daß sie jemals darnach gestrebt hat, und muß daraus schließen, daß Ohnmacht und Schwäche Ursache daran ist.

Was die Kenntnisse und Tugenden der Chineser betrift, so sind sie gerade so, als bey jedem andern Volke, welches durch eine geheimnißvolle Staatskunst in den Fesseln erhalten wird, unter Gesetzen, welche es nicht kennet, und welche nur den Gelehrten allein bekannt sind, zittert, und bey dem Anblicke der Gewalt, deren Ursprung es anbeten muß, bebet.

Ein Ausländer wird in diesem Lande den Landesgesetzen unterworfen, darf sie aber nicht für sich anführen. — Der Chineser selbst hat nicht einmal dieses Recht. Kann er keine Bezahlung erhalten, so kann er seinem Schuldner Aussätzige in das Haus schicken, welche dieser behalten muß. Will er klagen, so geht sein Vermögen drauf, womit sich die Diener der Gerechtigkeit bereichern. Der Mandarin

mästet sich von dem Raube der untern Beamten, und diese leben auf Kosten des Volks, welches daher im höchsten Grade elend ist.

Wenn ein Mandarin in eine Stadt kömmt, so läßt er, wen er will, in Verhaft nehmen und zu Tode prügeln, ohne daß sich Jemand dessen annehmen darf. Hundert Henker sind seine schrecklichen Vorläufer, welche ihn mit einem wilden Geschrey ankündigen; vergißt es jemand, sich an die Mauern zu stellen, so wird er mit Ketten oder Bambusrohr zu Tode geprügelt.

Indessen ist der Mandarin selbst vor dem Stocke nicht sicher, und der Kaiser läßt ihn um des geringsten Versehens willen prügeln. Dieser Stufengang dehnt die Kette der Sklaverey bis auf die Prinzen von Geblüt aus. Ihre Unterwerfung an den Tag zu legen, tragen auch die vornehmsten Mandarinen die Werkzeuge ihrer Hinrichtung beständig bey sich, welche in Ketten und einem Hirschfänger bestehen, die mit bunter Leinwand bedeckt in einem Koffer vor ihnen hergetragen werden. Wenn der Kaiser es befiehlt, so müssen sie sich mit diesen Ketten selbst fesseln, und ihm auf diese Art ihren Gehorsam zeigen.

Wenn das Kollegium der Censoren, welches die Jesuiten den Rath der Weisen nennen,

nen, und welches, ihrem Vorgeben nach, in den ältesten Zeiten schon errichtet worden, den Kaiser zu leiten, und ihn in der Regierungskunst zu unterrichten, sich unerstehen wollte, ihm Vorstellungen zu thun, so würde jedes Glied desselben unfehlbar hingerichtet werden.

Der Kaiser Ti-sang stach deren Eilf mit eigner Hand nieder, und ließ sie mitten von einander sägen, weil sie ihm den Haß des Volks entdeckten, welchen er sich durch seine Grausamkeiten zugezogen hatte *).

Die Gewalt des Kaisers ist unumschränkt; man kann ihn nicht anders, als auf die Erde hingeworfen, anreden. Wenn er einen seiner Hofbeamten anredet, so muß derselbe seine Befehle auf den Knien empfangen. Alles was ihn umgiebt, nimmt an der übertriebenen Ehrfurcht Theil, welche man ihm erweiset. Ein Mandarin würde ein Hauptverbrechen begehen, wenn er vor dem Thore seines Pallastes vorbey reiten oder fahren wolite.

*) Wenn dieses ein Tyrann that, so kann es doch gleichwohl Regenten unter ihnen gegeben haben, die dergleichen heilsame Entdeckungen und Räthe nicht verwarfen, wenn sie ihnen gehörig vorgestellt wurden. Ein Kam-hi und Kien-Long waren Muster von Regenten.

Wenn er ausgehet, so müssen sich alle Chineser in die Häuser verschliessen. Wer sich auf der Strasse befindet, kann den Tod nicht anders vermeiden, als daß er dem Kaiser den Rükken zuwendet, und sich mit dem Gesichte auf die Erde wirft. Um deswillen hat auch kein chinesisches Haus Fenster, welche auf die Gasse gehen. Ueberall, wo der Kaiser durch kommt, werden alle Kramläden sorgfältig verschlossen. Zwey tausend Henker gehen allemal vor ihm her, welche mit Bündel, Stöcken, Tamtams und andern Strafwerkzeugen bewafnet sind. — Dies wäre also der gütige Fürst, welchen uns die Missionarien, Voltaire und andere geschildert haben, der sich bloß um die Liebe und Freundschaft seiner Unterthanen bewirbt *).

Obgleich diese Nazion sehr alt ist, so ist sie doch im geringsten nicht bemühet, ihre Mißbräuche zu verbessern. Der Chineser hat weder Genie noch lebhafte Einbildungskraft, alles geschiehet mechanisch, und nach erworbenen Fertigkeiten. Die Reisenden kommen darin völlig überein, und wenn man den Enthusiasmus aus ihren Nachrichten wegnimmt, so wird man finden, daß die ganze Erfindsamkeit der Chine-

*) Man muß indessen doch gestehen, daß Cam-hi und Kien-Long große und würdige Regenten waren.

Chineser in weiter nichts als unbedeutenden Kleinigkeiten bestehet.

Der reiche Chineser bauet niemals das Land; alles was man davon hat, ist erdichtet. Er bringt die eine Hälfte seines Lebens mit Erlernung der unzähligen Schriftzeichen seiner Sprache zu, und die andere verlebt er in seinem Serail. Sogar die Versetzung der Bäume, das Beschneiden, und das Pfropfen sind hier völlig unbekannt. Ihre Gärten sehen Nichts gleich; sie enthalten nicht einmal Obstbäume, wenn sie nicht von selbst wachsen. Vergebens sucht man daselbst, wie in den europäischen Gärten, Gewächse aus allen vier Welttheilen; — ein durch die Kunst gemachter Fels, eine kleine Brücke, ein Belvedere, und einige Labyrinthe sind ihre Zierrathen alle. Ihr so hoch gerühmter Feldbau besteht darinn, daß sie Reis pflanzen, welchen ein Elender, der bis an den Knien im Wasser stehet, in Löcher an den Ufern der Flüsse pflanzet.

Man findet bey ihnen keinen einzigen Maler; sie bringen weder Zeichnung noch Zusammensetzung in ihre Arbeiten. Zwar wissen sie die Farben sehr angenehm auf Glaß zu bringen; allein die reinen und schneidenden Farben, welche sie neben einander setzen, können nur von solchen, welche nichts davon verstehen, Malerey genannt werden. Ihre schlecht gezeichnete

Gemälde heben sich bloß durch die hellen Farben. Wenn sie selbige entworfen haben, arbeiten sie jeden Theil einzeln aus, ohne sich um das Ganze zu bekümmern. Unfähig, etwas zusammen zu setzen, drucken sie alles, was sie malen, auf das Gemälde ab, und da derjenige, welcher den Kopf und die Aerme malt, keine Kleidung malen kann, so kommt das Gemälde erst in die zweite, und dann in die dritte Hand, welche den Grund darzu malet. Ueberdies haben sie nicht den geringsten Begriff von der Perspektive. Der Grund hat eben so helle Farben als die Figuren, und entfernte Gegenstände werden in die Wolken gestellt.

Was die Bildhauerkunst betrift, so kennen sie selbige kaum. Man sieht bey ihnen keine Bildsäulen von Marmor oder andern Steinarten, sondern trift in ihren Pagoden bloß einige große von Holz geschnitzte oder aus Pappe bereitete und bemalte Bilder an, welche insgesammt von Riesengröße, ungestalt, und ohne Verhältniß sind. Die ganze Figur wird durch zwey Stücke Holz vereiniget, welche von den Füßen bis zu dem Kopf reichen, und sie auf dem Fußgestelle aufrecht erhalten. Ueberdies haben sie nicht den geringsten Reiz; man kennt ihre ungestalten kleinen Götzenbilder, welche in ganz Europa angetroffen werden.

Die Geometrie und Baukunst werden eben so schlecht geübt. Die Tempel, welche in allen andern Ländern durch ihre Pracht Ehrfurcht einflößen, haben in China nichts prächtiges. Indessen sind sie von aussen verschönert; allein die Säulen, welche ihre vornehmste Zierde sind, sind von Holz, und überall gleich dick und plump. Man setzt sie nahe neben einander, daher die Pagoden mehr Hallen als Tempeln ähnlich sehen. Man kennt sie bloß an einigen koloßalischen Figuren von Pappe, welche die Thüre zieren. In der Mitte befindet sich allemal ein Hof, worinn sich der Heerd befindet, auf welchem Sandelholz und Goldpapier verbrannt wird. Im Grunde befindet sich ein Altar, worauf das Götzenbild mit einem dicken Bauche sitzet. Es werden daselbst Wachskerzen wie bey uns gebrannt, und während des Gottesdienstes liegt das Volk auf die Erde hingeworfen.

Die Jesuiten haben die Chineser für große Astronomen ausgegeben. Allein wie sollten sie eine Finsterniß berechnen können, da sie bloß nach aufgereihten Knöpfen zählen, wie ehedem die Russen thaten, und daher die ungleichen Brüche nicht berechnen können. Haben sie wohl einige zur Beobachtung der Sterne dienliche Instrumente erfunden? — Wenn sie einige Neigung zur Astronomie haben, so rühret

solches von ihrer Trägheit und ihrem Aberglauben her, und die Jesuiten wurden nicht so wohl als Astronomen, sondern vielmehr als Astrologen betrachtet, und der P. du Halde, der Lobredner dieses Volks versichert uns selbst, daß sie nur wegen der Almanachs, die sie verfertigen, geduldet würden, die sie immer mit solchen Astrologischen Vorhersagungen anfüllten, als der Geschmack der Fürsten und der Nazion verlangte.

Da nach der Aufhebung der Jesuiten wenig gelehrte Mißionarien mehr nach China kamen, so schickte der Kaiser 1778 nach Canton und ließ von allen Nazionen Künstler, und besonders Astronomen verlangen, mit der Versicherung, daß sie alle Freyheit genießen, und wie Mandarinen gehalten werden sollten. — Ein wahres Zeichen, daß es ihnen an solchen fehlte.

Ihre Meinung von den Planeten, welche sie eben so hoch in den Himmelsraum setzen, als die Fixsterne, ist ein anderer Beweis ihrer Unwissenheit in der Astronomie, so wie die ausserordentliche Furcht, welche sie bey einer Finsterniß blicken lassen. Man schlägt selbige drey Tage vorher, ehe sie eintritt, an, wobey zugleich allen Chinesern anbefohlen wird, das Pussa zu beten, damit die Ammi-Paca, oder

die Kröte mit drey Tatzen, nicht die Sonne verschlinge.

In der Geographie sind sie eben so unwissend. Die Erde ist, ihnen zufolge, viereckigt, und ihr Reich befindet sich in der Mitte. Von dem Seewesen haben sie sehr schlechte Begriffe. Sie schreiben Ebbe und Fluth einem großen Fische zu, welcher auf dem Grund des Meers wohnet. In Stürmen und Ungewittern, wenn die Gefahr die unverzüglichsten Handarbeiten erfordert, beten sie den Kompaß an, und gehen mit demselben unter.

Ihre Schiffe, oder **Sommes**, sind ungeheure Maschinen, welche oft 1000 Last tragen. Die beyden Enden sind ausserordentlich hoch, und stellen dem Winde eine beträchtliche Fläche dar. Ueber die Hälfte davon geht immer unter, denn wenn sie einmal auf der Seite liegen, so können sie nicht wieder aufgerichtet werden. Ihre Anker sind von Holz, ihre Segel von Matten, und ihre Taue von Rotang. Wenn die Chineser gute Seeleute wären, so würden sie längst unbekannte Länder entdeckt haben, und daraus würden zahlreiche Auswanderungen erfolgt seyn.

Ihre Musik ist eben so schlecht, als die Indische; wer das meiste Geräusch macht, ist der beste Musikus.

Noch nie haben sie eine Uhr zu Stande bringen können, ob sie sich gleich die größte Mühe gegeben haben. Unsere plumpesten Arbeiten dieser Art werden von ihnen bewundert.

Ihren schönen Firniß haben sie bloß der Natur zu danken.

Ihre Seidenarbeiten, welche bey uns bewundert werden, weil sie aus der Ferne kommen, und in dem Lande selbst sehr wohlfeil sind, halten keine Vergleichung mit den Manufakturen zu Lyon aus. Ihre dabey üblichen Arbeiten sind bey weitem nicht so einfach, als die unsrigen, und auch diese haben sie den Jesuiten zu danken.

So ungeheuer auch die Anzahl der Gelehrten bey ihnen ist, so befinden sich die schönen Wissenschaften doch immer noch in der Kindheit. Ihre Encyclopädie beweiset, wie weit sie in diesem Stücke noch hinter andern Nazionen, und selbst hinter den Indiern zurück stehen. Sie handelt vornehmlich von der Art, woran man die glücklichen und unglücklichen Tage erkennen kann, auf welcher Seite des Zimmers das Bett gestellt werden soll, zu welcher Stunde man essen, ausgehen, das Haus kehren u. s. f. soll. Nie wird diese Nazion große Kenntnisse erlangen, weil es unmöglich ist, daß Menschen, deren Lebenszeit nicht zureicht, ihre

Sprache

Sprache zu lernen, jemals sollten gelehrt werden können.

Konfuzius, dieser große Gesetzgeber, welchen man über alle menschliche Klugheit erhebet, hat einige moralische Bücher verfertigt, welche dem Genie der Nazion angemessen sind, denn sie enthalten nichts, als eine Menge dunkler Sachen; Erscheinungen, Sittensprüche und alte mit ein wenig Philosophie aufgestutzte Erzählungen. — Alles, was die Jesuiten als Uebersetzungen seiner Schriften nach Europa geschickt haben, ist von ihnen selbst geschmiedet worden. — Diese berühmte Gesellschaft verstand die Kunst, Extrema mit einander zu vereinigen. Mit einem exemplarischen Leben, mit der zärtlichsten Liebe, und vieler Gelehrsamkeit verband sie eine sehr nachgebende und gefällige Moral, welche zu scheinbaren Bekehrungen überaus bequem war, eine tiefe Politik, welche alles zu ihrem eigenen Ruhme zu lenken wußte, und eine Verbindung von Mitteln, welche der ganzen Welt Fesseln anlegen konnten. Da die Jesuiten die Welt nicht durch die Waffen erobern konnten: so suchten sie sich selbige im Namen des Ewigen unterwürfig zu machen; daher erhoben sie unaufhörlich die Vorzüge der Theokratien, worunter sie ihren heiligen Despotismus zu verbergen suchten, welchen sie gern in allen Ländern eingeführt hätten. — Da

die

die Chineser ihrem Systeme zur Grundlage dienen sollten, so mußten sie den Despoten, von welchem dieselben regiert werden, als einen Fürsten schildern, welcher eine heilige und unumschränkte Gewalt über unzählige Völker führt, und seine Staatskunst und Beschlüsse unter einem undurchdringlichen Schleyer verhüllet. Sie mußten zu gleicher Zeit die Chineser als ein sanftes und menschliches Volk schildern, welches unter der Leitung eines solchen Vaters glücklich und zufrieden ist, in dem Ackerbau, der Handlung und den Künsten erfahren ist, nach weisen Gesetzen regiert wird, und sich in der moralischen und der bürgerlichen Lage befindet, nach welcher alle Menschen streben sollten.

Wieder auf den Konfuzius zu kommen: Dieser stiftete eine Sekte, zu welcher sich die Gelehrten und alle sogenannte Weise bekennen. Er wird für den größten Philosophen gehalten, welchen China nur hervorgebracht hat. Seine Werke werden angebetet, ob sie gleich voll Ungereimtheiten sind, und wenn jemand eine öffentliche Schule öfnet, so widmet er sie allemal ihm. — Konfuzius und seine Nachkommen haben viele tausend Sentenzen geschrieben, welche man auf eben die Art den Begebenheiten angepasset hat, als wir die Sprüche des Nostradamus und des ewigen Juden ausgelegt haben. — Die Chineser unternehmen

men eher nichts, als bis sie die Charaktere des Konfuzius, welche in seinem Kapitel von dem Wahrsagen angezeiget, und auf Stücke Bambusrohr gegraben sind, befragt, und vor seinem Bilde ein wenig Sandel und ein Stück Goldpapier verbrannt haben. — Andere fragen die Schildkröte oder Bohne um Rath. Die letztere ist eine Art zerbrochener Form, welche man in die Luft wirft, zu sehen, ob die zwey Stükken, woraus sie besteht, auf eine und eben dieselbe Seite fallen. Diese drey Stücke werden für sehr wesentlich gehalten, und erhalten drey Viertel der Chineser in Bewegung. Sie sind den ganzen Tag unruhig, wenn ihnen das Orakel nicht versichert hat, daß derselbe glücklich seyn wird *).

Ihr Aberglauben für die Zahl 9 ist ausserordentlich; alles muß nach derselben geschehen. Man stößt neunmal mit dem Kopfe auf die Erde, wenn man einen Mandarin anredet; und dieser thut desgleichen, wenn er sich dem Kaiser nähert. — Alle Thürme haben neun Stock. Man hatte sie dazu gebauet, alles, was sich in dem ganzen Reiche bis an die Gränzen zutrug, durch Signale bis in die Hauptstadt zu verkündigen. Man hatte sie von drey

zu

*) Das stimmt gar nicht mit obiger Nachricht des Herrn Dorville überein.

zu drey Stunden. Allein jetzt verfallen sie, und dienen bloß zu Wachhäusern. —

Die Mandarinen sind in neun Klassen getheilt; man straft die Verwandten eines Verbrechers bis ins neunte Glied, und dessen Familie ist bis auf die neunte Generation unehrlich.

Die kindlichen Gebräuche, welche sie bey dem Grüßen, bey dem Besuchen und Feyerlichkeiten verrichten, sind so viele Gesetze, welche beobachtet werden müssen. Ein Chineser würde auch seinen besten Freund nicht ohne Stiefeln empfangen.

Der gewöhnliche Gruß gegen seines Gleichen besteht darinn, daß man die Hände geschlossen auf die Brust legt, sie hierauf zu verschiedenen malen beweget, und den Kopf dabey ein wenig beuget, und Sin, Sin spricht. Allein vor einer höhern Person beuget man den Leib mit gefaltenen Händen sehr tief bis auf die Erde.

Die Chineser haben so viel Weiber, als sie ernähren können. Dergleichen die Natur so sehr widersprechende Gesetze müssen nothwendig auf die Sitten wirken und der Bevölkerung schaden. Sie sind äusserst eifersüchtig und sperren daher ihre Weiber ein; selbst ihr Bruder hat nicht Erlaubniß, sie zu sehen. Auf der Gasse trift man nur Weiber von der niedrigsten

drigsten Klasse an, deren Männer aus Armuth nur eine Frau haben können, und deren Füße nicht eingepresset worden. Denn in der Kindheit legt man den Mädchen kupferne Schuhe an, damit die Füße nicht wachsen können. Wenn der Kreislauf des Bluts einmal unterbrochen ist, so trocknen die Schenkel aus, und können den Körper nicht mehr tragen; daher haben sie insgesammt einen wackelnden Gang, wie die Aenten. Dieser Gebrauch, welcher anfänglich aus Staatskunst eingeführt ward, ist hernach ein Werk der Eigenliebe geworden. Man verstümmelt sich jetzt solchergestalt, um dadurch zu erkennen zu geben, daß man in Trägheit und Ueppigkeit lebt, und nicht arbeiten darf. Aus eben der Ursache lassen die Chineser auch die Nägel wachsen, und schneiden selbige niemals ab.

Ihre Häuser sind nicht kostbar meublirt; ein paar Armsessel, Tabourets und Tische, worauf alte Gefäße stehen, machen die vornehmsten Zierrathen aus. Das kostbarste unter allen ist immer das Götzenbild, welches über einer kleinen Kapelle steht, vor welchem man das tägliche Gebet und die übrigen Gebräuche verrichtet.

Die chinesische Kleidung bestehet in einer Art seidenen Hemdes von verschiedenen Farben, welches vorne zugeknöpft wird. Sie legen de-

ren bis auf acht über einander an, und bey kalter Witterung tragen sie noch eine Art Mantel von schwarzem Tuch darüber. Sie tragen große weite Beinkleider und Stiefeln von Atlaß, welche zuweilen durchnähet sind, und Sohlen von Papier haben, welche über einen Zoll dick sind. Sie scheren sich die Haare auf dem Kopfe ab, und lassen hinten nur einen Schopf stehen, welcher zu einem Zopfe geflochten, und Peneseh genannt wird. Nur allein die Hausväter dürfen Knebelbärte tragen, welche sie sehr hoch schätzen, und sie beständig streichen, damit sie glatt bleiben.

Die Nägel an dem kleinen Finger schneiden sie nie ab, die Handarbeiter ausgenommen, die wegen ihren Arbeiten diesen Staat nicht mitmachen können. Die Kleidung der Weiber ist mit der Kleidung der Männer fast einerley. —

Die Mandarinen unterscheiden sich nach ihrem Range durch einen goldenen Knopf, eine Perle, oder einen Knopf von Korallen, welche sie auf der Mütze tragen. Auch an dem Gürtel kennt man die Stände, nachdem derselbe mit mehr oder weniger Perlen besetzt ist. Die Mandarinen von der ersten Klasse tragen auf der Brust und auf dem Rücken ein viereckstes Stück Zeug, welches von Gold und Silber glänzt, und worauf die Unterscheidungsmerkmale ihrer Würde gestickt sind. Man kennt

sie

sie sowohl hieran, als an der Menge Henker, welche vor ihnen hergehen, und Fahnen, Sonnenschirme und große Peitschen tragen, und Ketten und Bambusröhre hinter sich herschleppen, wodurch sie das Volk in Schrecken setzen, welches bey dem Anblicke dieses furchtbaren Aufzuges zittert. —

Der Gedanke des Todes verfolgt die Chineser unaufhörlich, und martert sie in allen ihren Vergnügungen. Indessen scheint er ihnen erträglicher, wenn sie nur einen Sarg kaufen, und ihr Grab an einem Hügel in einer angenehmen Lage anbringen können.

Auf die Leichenbegängnisse wenden sie große Summen, und zuweilen geschehen sie 6 Jahre nach dem Tode mit einer unglaublichen Pracht. Sie miethen Personen, welche sie weiß kleiden, und welche die Trauer machen, und den Verstorbenen beweinen. Man fährt denselben viele Tage lang bey dem Klange musikalischer Instrumente auf dem Flusse spazieren, wobey das Fahrzeng, worauf sich die Leiche befindet, und diejenigen, welche sie begleiten, solchergestalt erleuchtet sind, daß das auf verschiedene Art gefärbte Feuer bis an den Gipfel des Mastes verschiedene Figuren vorstellet. Wenn das Grab von dem Orte, wo der Chineser gestorben ist, entfernt ist, so bringt man ihn mit vielem Gepränge dahin, wobey von einer Entfernung zur

andern Gerüste aufgebauet werden, die Leiche darauf ruhen zu lassen. Die Verwandte und Freunde bringen ihr Geschenke und Lebensmittel dahin, und auch schon, wenn sie sich in der Grabstätte befindet, wird ihr noch täglich zu essen gebracht.

Da die weiße Farbe bey den Chinesern die Trauer, die schwarze aber Freude bedeutet, so tragen fast alle Europäer in China eine schwarz seidene Weste.

Man unterscheidet drey Hauptreligionen in China. Die Religion der Gelehrten, welche dem Lehrbegriffe des Konfuzius folgen, — die des Lao-Kium, — und die des Foeh, welches die angesehnste und älteste ist. Die Lehren der letztern kommen mit der Religion des Wischenu, oder Wistnu überein, deren Grund die Seelenwanderung ist.

Die Priester des Foeh heißen Bonzen. Sie sind erstaunlich zahlreich, und man zählt ihrer in dem Reiche über eine Million, welche insgesammt von Almosen leben. Wie die Geistlichen aller Länder, verbergen sie vielen Stolz und viele Habsucht unter dem äussern Schein der Verläugnung und Bescheidenheit. Sie sind nicht verachtet, wie man uns hat bereden wollen *), sondern ihr Oberhaupt genießt vielmehr

*) Und wie Herr Dorville uns oben gesagt.

mehr die größten Vorrechte. Wenn er zu dem Vizekönige der Provinz kommt, so grüßt er denselben nicht eher, als bis er von ihm gegrüßt worden, und setzt sich neben ihm, ohne dessen Befehl zu erwarten. — Als Foeh die Seelenwanderung predigte, unterließ er nicht, neben derselben die Liebe gegen die Thiere, und die Neigung und Mildthätigkeit gegen die Mönche einzuschärfen. Ob sich nun gleich beyde Vorschriften gewissermaßen verbinden lassen, so sind sie doch ungereimt, und thun einander Eintrag.

Die Bonzen lassen sich das Peneseh scheren, tragen ein graues Kleid, und heyrathen nicht. Ihre Oberen haben ein sehr sinnreiches Mittel erdacht, so wohl den Betrügereyen ihrer Untergebenen vorzubeugen, als auch reichlichere Almosen zu bekommen; indem diejenigen, welche die Almosen einsammlen, ein Register bey sich führen, worein jeder Geber dasjenige, was er dem Kloster giebt, einzeichnet, und Namentlich unterschreibet *); ein vortheil-

*) Ein Kunstgriff, den die Pastoren einer gewissen Reichsstadt bey Einsammlung zu ein paar Ochsen im Oktobermonath meisterlich nachzuahmen wissen, und dadurch so viel gewinnen, daß sie beynahe ein Dutzend Ochsen dafür kaufen und schlachten lassen könnten.

haster Kunstgriff, welcher die Eigenliebe nöthiget, freygebig zu seyn.

Die Chineser sind sehr wohl gebildet, munter, und scherzhaft; allein bey einem ernsthaften Streite verschwinden alle ihre kleinen Ränke, die Furcht und Feigheit bekommen die Oberhand, und sie nehmen sogleich die Flucht. — Ihre Feigheit rührt von ihrer sklavischen Erziehung her. Man nöthigt ein Kind, ganze Stunden mit kreuzweis über die Brust geschlagenen Armen, unbeweglich, still in dem Zustand des Nachdenkens und Sammelns sitzen zu bleiben. Was für Früchte kann man wohl von einer Leibesübung, die der Natur so zuwider ist, hoffen? Ein Mensch von gewöhnlichem Verstand würde antworten: Die Verschwiegenheit, Verschlagenheit, Falschheit, Heucheley und alle Laster, welche mit einem dem Bösewicht besonders eigenen kalten Geblüt verbunden sind. —

Sie sind elende Soldaten, und werden von einer jeden Nazion, welche sie angreift, gewiß überwunden werden. Keine ihrer Städte ist im Stande, eine Belagerung von drey Tagen auszuhalten. Alle ihre Festungswerke sind beynahe rund und sehr niedrig; die Mauern sind schwach; die Schießscharten sind ungleich, und so eingerichtet, daß man nur nach einer einigen Richtung schießen kann. Ihr schweres

Ge-

Geschütz taugt nur zu Freudenschüssen; ihre Flinten haben noch Lunten, und wenn sie selbige abbrennen wollen, so weiden sie den Kopf weg.

Lystsching setzte mit einem Haufen Räuber 1640 den Kaiser ab, warf sich dafür auf, und bemächtigte sich in Kurzem des ganzen Reichs. — Usankuei wollte den entsetzten Kaiser rächen, warb Truppen, und schlug sich mit dem Eroberer. Die Tartarn machten sich diese Unruhen zu Nutze; ihr Feldherr bemächtigte sich der Hauptstadt des Reichs, und setzte seinen Neffen, den Chun-Tschi auf den Thron. — 30,000 Barmanen richteten noch erst vor Kurzem 1769 eine Armee von 100,000 Chinesern zu Grunde, und schlepten 60,000 Gefangne davon nach Pegu. — Kurz, ein Jeder, welcher China nur mit einiger Macht angreifen kann, wird es auch erobern können.

Die Chineser verstehen den Kaufhandel sehr gut, weil er wenig Kopf erfordert. Sie haben nur eine einige Münze von schlechtem Kupfer, welche Rasche genennt wird, und in der Mitte ein viereckes Loch hat, sie anzureihen. Ausser dem haben sie noch eine Rechnungsmünze, welche Taele genennt wird, und 10 Massen oder 7 livres 10 Sous französisches Geld gilt. Eine Masse gilt 10 Kondorin, ein Kondorin 10 Rasches, und eine Rasche

10 Yards. Das Taele ist der Grund aller Rechnungen.

Die Chineser sind betrieglich *), stolz, trotzig, und feige. Zehn nur mit einem Stocke bewafnete Europäer können ihrer tausend jagen.

Man

*) Ein Europäer, der das erstemal in dieses Reich kam, kaufte Waaren von einem Chineser, welcher ihn so wohl in Ansehung der Beschaffenheit, als des Preises betrog. Die Waaren waren an Boord gebracht, und der Kauf berichtigt. Der Europäer schmeichelte sich, daß er vielleicht den Chineser durch bescheidene Vorstellungen zum Nachlaß bewegen könnte, und sagte zu ihm: „Chineser! du hast mir schlechte Waaren verkauft.“ — „Das kann seyn, antwortete ihm der Chineser, aber du mußt doch bezahlen. —“ „Du hast die Gesetze der Gerechtigkeit verletzt, und mein Zutrauen mißbraucht. —„ „Das kann seyn, aber du mußt doch bezahlen. —“ „Aber du bist ein schlechter Kerl, ein Unglücksvogel. —“ „Das kann seyn, aber du mußt doch bezahlen. —“ „Was für eine Meynung soll ich von den durch ihre Weisheit so berühmten Chinesern in mein Land mit zurückbringen? Ich werde sagen, daß ihr nichts als Kanaillen-Pack seyd. —“ „Das kann seyn, aber du mußt bezahlen. —“ Nachdem der Europäer noch alle Schimpfworte, die ihm die Hitze eingab, ausgestoßen hatte, ohne dafür etwas anders, als die frostigen und so kaltblütigen Worte; „Das kann seyn, aber du mußt bezahlen,“

Man hat lange Zeit darüber gestritten: Ob die chinesische Handlung den fünf europäischen Nazionen, welche ihr Geld dahin führen, vortheilhaft ist, oder nicht? — Es ist gewiß, daß eine jede Handlung, wo man Gold und Silber für die Waaren bezahlen muß, für einen Staat beschwerlich ist. — Wenn niemand mehr nach China segelte, so würden die Damen weniger Gaze und Blonden und die Männer weniger Nankings tragen, unsere Porzellan- und Fayancefabriken würden mehr Abgang haben, und unsere gewürzhaften Kräuter würden die Stelle des Thees ersetzen. — Man hat wohl eher gesehen, daß die Chineser unsern Salbey ihrem Thee vorgezogen haben.

Christenthum.

Durch dasselbige ist das Register menschlicher Sünden ungleich größer, und die Zahl unserer Verdienste viel kleiner geworden, als Beyde

zahlen," zu hören, that er seinen Beutel auf und bezahlte. Hierauf sagte der Chineser, indem er sein Geld nahm: „Europäer! wär es, anstatt zu lärmen, wie du eben gethan hast, nicht besser gewesen, du hättest geschwiegen, und da angefangen, wo du aufgehört hast? denn was hast du nun gewonnen?"

unter den Alten waren. Und eben so ist das Bestrafungswürdige, oder die Schuld von jenen eben so sehr erhöht, als das Preiswürdige von diesen herabgesetzt worden.

Es ist also kein Wunder, wenn Menschen, die in ihren eigenen Augen einen so kleinen innern Werth haben, die endlich durch den Mund der Gottheit selbst wissen, daß die Zahl der Auserwählten und Seligen gegen die Menge der Verworfenen und Verdammten unendlich klein sey — wenn solche Menschen in Ansehung ihres Schicksals nach dem Tode mehr fürchten als hoffen, und daher der entscheidenden fürchterlichen Stunde des Todes, die sie entweder ewigen Freuden oder Qualen übergiebt, nicht anders, als mit Zagen entgegen gehen. —

Ein anderer Grund, warum selbst fromme Leute, die eine selige Unsterblichkeit hoffen, so wenig Lust zeigen, die Freuden des Himmels mit der Erde zu vertauschen, ist vielleicht dieser, weil sie jene zu wenig kennen, und von ihnen fast weiter nichts wissen, als daß sie ewig und unaussprechlich groß seyn werden. Der Himmel der Christen ist nicht so dichterisch, und für die Einbildungskraft der Meisten so leicht zu fassen, als ihre Hölle, und die Sehnsucht nach jenem ist daher auch in den wenigsten so groß, als die Furcht vor der Letzteren. Vorzüglich kann jene in dem nichts denkenden Theil

der

der Menschen unmöglich anders, als schwach seyn, weil sie nicht begreifen können, was für Seligkeiten in unaufhörlichen Betrachtungen, und in dem Anschauen der Gottheit genossen werden können. —

Es ist eine unläugbare Erfahrung, und die nothwendig, als ein überaus erhebliches Phänomenon zum Vortheil des Christenthums bemerkt zu werden verdient, daß die natürliche Religion da immer am besten erkannt, und gelehret wird, wo das Licht des Evangeliums die Christen aufgeklärt hat.

Christian II.

Oder, wie ihn die Dänen nennen, Christiern der Zweite, war ein König, der weder das Interesse seines Volks, noch sein eignes zu beherzigen wußte. Wie schwach er an Verstande war, erhellt daraus, daß er sich von seinen Günstlingen, den Erzbischöfen Falkendorf in Norwegen; Schlagbek zu Lunden und Gustaf Trolle in Schweden, besonders aber von Sigbritte, der Mutter seiner Bulerinn, einer gemeinen Dirne, regieren, und zu schädlichen Anschlägen verleiten ließ. Er bezahlte seine Thorheit mit dem Verluste der dreyfachen nordischen Krone.

Einerseits standen die Schweden sehr ungerne unter Dänischem Szepter, und der Aufruf eines Sture und Gustaf Wasa, Christierns Joch abzuwerfen, war ihnen erwünscht. Auf der andern Seite nützt Friedrich, Herzog von Schleßwig und Holstein, das Mißvergnügen der Dänen und Norweger, tritt auf die Seite der aufrührischen Jutländer, und vertreibt seinen Neffen. Denn da dieser auch die Hanseestädte, deren Macht damals auf der Nordsee noch von Bedeutung war, gegen sich aufgebracht hätte, so mußte Christiern seine Zuflucht zu Kaiser Karl V. seinem Schwager, nehmen, der aber zu entfernt, und selbst in zu vielen Streitigkeiten verwickelt war, als daß er mit Nachdruck hätte helfen können.

Endlich bringt der abgesetzte König doch einige Völker in Nieder-Teutschland zusammen, fällt damit in Norwegen ein, und belagert Aggerhuuß, läßt sich aber von Güldenstern, Kommendanten daselbst, so betrügen, daß er ihm ohne Begleitung nach Koppenhagen folgt, und daselbst gefangen genommen wird. Dies geschah im Jahr 1532.

Nun wird er nach Sonderburg, im Schleßwigschen gebracht, und bringt den Rest seines Lebens als Gefangner zu. Er starb den 25. Jenner 1559, nachdem er 27 Jahr Zeit

gehabt

gehabt hatte, seine Thorheiten und Grausamkeiten zu bereuen.

Cibo (Katharina)

War von väterlicher Seite eine Enkelinn des Pabstes Innozenz des VIII., der vorher Johann Baptista Cibo hieß. Er hatte in seiner Jugend mit einem neapolitanischen Fräulein, den Franziskus Cibo, Grafen von Anguillara, den Vater unsrer Herzogin, gezeugt. Man sieht hieraus, daß Katharina Cibo aus priesterlichem Geblüte stammte.

Man kann ihr große Verdienste und einen rechtmäßigen Platz unter den berühmten Frauen ihres Jahrhunderts nicht absprechen. Sie besaß ein vortrefliches Talent, Sprachen und Wissenschaften mit ungemeiner Leichtigkeit zu erlernen. Sie verstand das Lateinische, Griechische, Hebräische und war in der Philosophie und Theologie bewandert.

Leo X. ihr Oheim von mütterlicher Seite, verheyrathete sie an Johann Maria Varano, Herzogen von Camerino; allein dieser Herr starb ziemlich jung im Jahr 1529, und ließ aus dieser Ehe nur eine einzige Tochter, Namens Juliane zurück. Diese ward nachher von der Herzoginn, ihrer Mutter, mit Guido Ubaldo,

Ubaldo, Herzogen von Urbino, vermählt, welchem Paul III. in der Folge das Herzogthum Camerino wegnahm.

Katharina Cibo ertrug diese Widerwärtigkeiten mit vieler Standhaftigkeit, tröstete sich mit ihren Büchern, und brachte ihre übrige Lebenszeit als eine Devote zu. Sie starb zu Florenz im Jahr 1557.

Man kann diese Dame, wegen des Beystandes, den sie den Kapuzinern geleistet hat, in gewissem Betracht für die Stifterinn dieses Ordens ansehen; Denn als der Bruder Mathes eingesperrt war, flüchtete sich ein anderer Bruder zu dieser Dame, und benachrichtigte sie von seiner Verfolgung und von der Kleidertracht, die jener, wie die allgemeine Rede gieng, auf eine mündliche Erlaubniß Sr. Heiligkeit trug, und von der Härte, womit ihn der Provinzial behandelte, um ihn zur Wiederannehmung seines vorigen Ordenskleides zu vermögen.

Die Herzogin ward von dieser Erzählung so gerührt, daß sie sogleich durch einen drohenden Brief an den Provinzial die Loßlassung des Bruder Mathes bewirkte, der dann sogleich nach Camerino zu seiner Erretterinn eilte, um ihr zu danken. Sie nahm sich seiner dermassen an, daß sie sogar die Kleider und Kapuzen des neu entstehenden Ordens mit eigner Hand zu-

zuschnitt *) und verfertigte, so daß er endlich durch ihre Verwendung beym Pabste und eigenen Unterstützung zu derjenigen Konsistenz kam, um einen eignen Orden, der seinen Namen von den zugeschnittenen Kapuzen **) erhielt, vorstellen zu können.

Clairon.

Man weiß, daß diese Schauspielerin der Stolz der französischen Bühne und der Liebling des Herrn von Voltaire, dessen Stücke sie nicht

*) Eine von den schönen Händen einer vornehmen Dame genähete Kapuze zu tragen, ist — etwas. — Allein an die Ehre reicht es lange nicht, deren sich die Cisterzienser rühmen, daß nehmlich selbst die Königin des Himmels ehemals geruhet hat, herab zu kommen, um ihren armen Brüdern, den Mönchen zu Pontigni, die Röcke und die Hosen zu flicken; wie die Legende sagt.

**) Denn als die ersten Brüder mit ihren spizigen Kapuzen zum erstenmal damit auf der Gasse giengen, schrien ihnen die Buben nach: Capucino! Capucino! und von daher blieb ihnen der Name Capuziner, den sie auch aus Demuth annahmen, weil sie es als eine Offenbarung vom Himmel ansahen. Pabst Paul III. bestätigte ihnen diesen Titel durch eine Bulle im Jahr 1536.

nicht allein zu Fernay', sondern auch zu Paris doppelt interessant machte, war. Dem ohngeachtet beweißt ihr Beyspiel, daß ein Schauspieler oder Schauspielerin, sie mag auch noch so beliebt oder berühmt seyn, nie dem Publikum unbestraft trotzet.

Bey einem vollen Schauspielhause und schon aufgezogenen Vorhange weigerte sich unsre geliebte Clairon, einer bloßen Klatscherey wegen eines andern Schauspielers halber, zu spielen. Es bekam ihr aber übel. Sie ward ausserordentlich vom Parterre gemißhandelt, und schlief denselben Abend im Fort l'Eveque. — Um sich für die zügellosen Reden dieses unverschämten Parterre und an allen denen zu rächen, welche sie gefangen gehalten hatten, verließ sie das Theater, und dachte, daß den andern Tag alles um ihre Zurückkehr auf das Theater zu erflehen, zu ihren Füßen liegen würde. Und was geschah? Das Publikum vergaß sie, und sie verlor aus Mangel der Uebung ihr Spiel. Sie lebte ihre Tage, die sie im Gewande der Melpomene, welche sie mit einer Art von Würde reden ließ, mit Ruhm ausgefüllt haben würde, im Verborgenen und ohne allen Beyfall dahin.

Clues.

Herr B. Wilmer, ein Wundarzt zu Coventry, giebt in dem 64sten Bande Nummer 34 der englischen philosophischen Verhandlungen für das Jahr 1774 eine Nachricht von der besondern Art, wie eine Frau durch das Feuer verzehrt worden; hier ist ein Auszug davon:

Maria Clues, eine Witwe von 52 Jahren, hatte seit einem Jahre fast täglich 1 bis 2 Nösel Rumm *) in einem Tage getrunken, ohne ihn durch Wasser oder sonst was im geringsten zu verdünnen. Sie fieng daher natürlicherweise an, sehr an der Gesundheit zu leiden, und war im Februar 1772 an der Gelbsucht bettlägerig; demohngeachtet fuhr sie fort, ihre starken Getränke zu trinken, und rauchte alle Abend ihre Pfeife Tabak.

Gemeiniglich blieb eine Frauensperson den Abend über bey ihr, doch nicht allemal, und niemand schlief bey ihr im Hause. Sie lag gewöhnlich scharf an dem Rande des Bettgestells, ungefähr 3 Fuß von dem Kaminfeuer, welches nie sehr groß seyn konnte. Der Fußbo-

*) Ein Brantwein, der aus Zuckerrohr auf denen amerikanischen Inseln gebrennt wird.

boden ihrer Schlafkammer war mit Backsteinen ausgelegt.

Den 1ten Merz taumelte sie auf dem Boden hin, und mußte hülflos liegen bleiben, bis zufälligerweise eine Nachbarin sie zu besuchen kam, und ihr ins Bett half. Doch wollte sie nicht haben, daß die Nacht über jemand bey ihr bliebe. Eine Aufwärterinn, die dann und wann ins Haus kam, legte demnach nur ein paar Hände voll Kohlen ganz hinten im Kamin auf das Feuereisen, steckte ein dünnes Nachtlicht auf den Leuchter, setzte solches auf einen Stuhl, nicht weit von dem Kopf des Bettes, doch nicht auf der Seite, wo die einzige Gardine war, schloß die Kranke ab, und gieng halb Zwölfe, Abends, zum Hause heraus.

Gegen 5 Uhr des Morgens bemerkten die Nachbaren, daß aus ihrem Fenster nach der Straße ein Rauch hervorbrach, und als sie die Thür öfneten, sahen sie in der Stube Flammen, die in kurzem gelöscht wurden.

Zwischen dem Bett und Kamin lagen die Ueberbleibsel der Kranken. Die Füße und ein Schenkel waren unversehrt. Ausser diesen Gliedmaßen aber konnte man nicht die geringsten Ueberbleibsel von Haut, Muskeln oder Eingeweiden erblicken. Die Knochen des Hirnschädels,

dels, des Brustbeins, des Rückgrads und der Schultern waren ganz zu Kalch verbrannt, und mit einer weislichen Rinde überzogen. Der Hirnschädel lag an dem obern Theil des Bettgestells, die Füße nach dem untern zu, und der Rückgrad gekrümmet, so daß sie auf der rechten Seite mit dem Rücken gegen den Kamin muß gelegen haben, als sie verbrannte.

An dem Geräthe im Gemach war sehr wenig versehrt, die Betten waren gar nicht beschädigt, und eben so wenig die Gardine von der Flamme berührt.

Herr Wilmer weiß die Sache nicht anders zu erklären, als daß die Kranke gegen Morgen aus dem Bette gestiegen und gefallen sey, daß ihr Hemde entweder an dem Nachtlicht, das auf dem Stuhle stand, oder an einer aus dem Kamin gefallenen Kohle Feuer gefaßt; daß die festen und flüssigen Theile an dem ganzen Leibe der Kranken durch die erschreckliche Menge der geistigen Getränke, die sie zu sich genommen, entzündbar gewesen; und daß sie daher vermuthlich, sobald sie Feuer gefaßt hatte, in wenigen Augenblicken in Asche verwandelt worden; indem das Gemach gar wenig von der Flamme gelitten hatte.

Cochinchina.

Von diesem Lande macht uns der Abbe Raynal folgendes Gemälde: Ungefähr ein halbes Jahrhundert eher, als die Franzosen Lust bekamen, sich in Cochinchina niederzulassen, hatte ein gewisser Prinz von Tonquin vor seinem Landesfürsten, der ihn als einen Rebellen verfolgte, die Flucht genommen, und passirte mit seinen Soldaten und Anhängern den Fluß, der Tonquin von Cochinchina scheidet.

Die streitbaren und polizierten Flüchtlinge verjagten sehr bald die zerstreuten Einwohner, welche ohne Gesetze und ohne Gesellschaft in einem Lande herumirrten, wo der Mensch ihrer nicht nöthig hat, unglücklich zu seyn. Da stifteten sie ein Reich auf den Ackerbau und das Eigenthum. Der Reiß war die leichteste und häufigste Nahrung. Der Fürst wand seine erste Sorgfalt auf diese neuen Einwohner. Sie bewohnten alle Ebenen, weil die Felder allda von der Natur durch eine Menge Quellen bewässert wurden, die von den Bergen herabstürzen, und deren Lauf die Kunst nach Belieben lenken kann. Sie breiteten sich über die Ebenen von Campoge aus, die beynahe ganz verlassen waren. Das Meer und die Flüsse zogen wegen einer Menge vortreflicher Fische die Einwohner an ihre Ufer. Man erzog einheimische

Thiere,

Thiere, die einen zur Nahrung, die andern zur Arbeit. Man pflegte der nothwendigsten Bäume, z. B. des Baumwollenbaums, um sich zu kleiden. Man vernachläßigte die Früchte, welche nicht verhältnißmäßig so viel Nahrung als das Korn darboten. Die Berge und die Wälder, welche nicht umgearbeitet werden konnten, verschafften Wildpret, Metalle, Gummi, Rauchwerke und kostbares Holz. Diese Produkte dienten zu Materialien, Mitteln und Gegenständen der Handlung. Man erbaute zur beständigen Bedeckung der Küsten hundert Raubschiffe.

Alle diese Vortheile der Natur und der Gesellschaft waren eines Volks werth, welches gelinde Sitten, und einen menschlichen Charakter von den Weibern angenommen hat; entweder daß dieses Geschlecht eine so herrliche Uebermacht seiner Schönheit zuschreiben muß, oder daß es eine besondere Wirkung ihres anhaltenden Fleißes bey Arbeiten, und in ihrer Einsicht in die Geschäfte ist. Ueberhaupt werden bey entstehenden Gesellschaften die Weiber zuerst polizirt. Ihre Schwäche selbst, ihr mehr an das Sitzen gewöhnte, und mit verschiedenen kleinen Verrichtungen beschäftigte Leben verschaft ihnen viel eher diese Einsichten, diese Erfahrung, diesen häuslichen Eifer, welche die erste Werkzeuge und stärkesten Bande des gesellschaftlichen Lebens sind.

Vermuthlich kömmt es daher, daß man bey mehrern wilden Völkern die Weiber mit den ersten Gegenständen der bürgerlichen Verwaltung beschäftiget sieht, die eine Folge von der häuslichen Wirthschaft sind.

So lang der Staat noch eine Art von Hauswesen ist, so lang beherrschen sie den einen wie das andere. Damals sind ungezweifelt die Völker am glücklichen, besonders wenn sie noch dazu unter einem Himmelsstrich leben, wo die Natur dem Menschen beynahe nichts zu thun übrig gelassen hat.

So ist der Himmelsstrich der Cochinchineser beschaffen. Daher genießt dieses Volk in der Unvollkommenheit seiner Polizey eines Glücks, dessentwegen man es auch in einer viel vollkommneren Gesellschaft nicht genug beneiden kann. Bey ihnen findet man keine Räuber und keine Bettler, jedermann hat alida das Recht auf seinem oder seines Nachbaren Feld zu leben. Ein Reisender geht in das nächste Haus dieses Volks, setzt sich zum Tisch, ißt, trinkt, geht weiter, ohne eingeladen zu werden, ohne zu danken, ohne derowegen gefragt zu werden *). Käme er aus einem fremden Lande, so

*) Mit dieser Methode würde man in Europa schlecht weg kommen. — Nicht zu danken: das ist gleichwohl

so würde man ihn mit etwas mehr Neugierde betrachten, aber doch mit der nemlichen Güte aufnehmen.

Dies sind die Folgen und Ueberbleibsel von der Regierung der ersten sechs Könige in Cochinchina, und von dem gesellschaftlichen Vertrag, der zwischen der Nazion und ihrem Führer errichtet wurde, ehe sie über den Fluß setzten, welcher Cochinchina von Tonquin scheidet. Es waren der Unterdrückung müde Leute; sie sahen ein Unglück bevor, welches sie ausgestanden hatten, und wollten sich gegen die Mißbräuche derjenigen Obermacht verwahren, die von sich selbst die Gränzen überschritten hatte. —

Ihr Oberhaupt, der ihnen das Beyspiel und den Muth zum Aufruhr gab, versprach ihnen ein Glück, dessen er selbst genießen wollte, nemlich eine gerechte, gelinde und väterliche Regierung. Er baute mit ihnen die Erde, worauf sie sich geflüchtet hatten. Er verlangte von ihnen nichts als eine jährliche und freywillige Abgabe, um den Staat gegen den Despoten von Tonquin zu vertheidigen, der sie lange Zeit bis über den Fluß, den sie zwischen ihnen und seiner Tyranney gelassen hatten, verfolgte.

wohl ein wenig ungeschliffen. Wer einem Gutes thut, dem ist man Dank schuldig.

Dieser ursprüngliche Vertrag wurde länger als ein Jahrhundert unter 5 bis 6 Nachfolgern dieses tapfern Befreyers auf das heiligste beobachtet. Diese gegenseitige und feyerliche Verbindung wird noch alle Jahr im Angesichte des Himmels und der Erde bey einer allgemeinen Versammlung der Nazion, die auf freyem Felde gehalten wird, erneuert, wo der Aelteste aus dem Volke den Vorsitz hat, und der König nur als eine Privatperson zugegen ist. — Dieser Prinz ehret und beschützet den Ackerbau noch, aber ohne wie seine Vorältern ein Beyspiel davon zu geben. Wenn er von seinen Unterthanen redet, so sagt er noch: Es sind meine Kinder; aber sie sind es nicht mehr. Seine Höflinge haben sich seine Sklaven genennt, und ihm den stolzen gottlästernden Titel eines Königs des Himmels beygeleget.

Von diesem Augenblicke an mußten die Menschen in seinen Augen weiter nichts, als auf Erden herumkriechende Insekten seyn. — Das aus den Minen gegrabene Gold verhinderte den Ackerbau. Er verachtete die einfache und bescheidene Wohnung seiner Väter, und wollte einen Pallast. Man hat auf eine Meile im Umkreise einen Graben gezogen. Tausend um die Mauern dieses Pallastes gepflanzte Kanonen machen ihn dem Volke schrecklich. Nun sieht man allda nichts mehr als einen Despoten.

ten. Ungezweifelt wird man ihn bald gar nicht mehr sehn; und die Unsichtbarkeit, womit sich die Majestät der orientalischen Könige auszeichnet, wird aus dem Vater des Volks endlich einen Tyrannen machen. —

Die Entdeckung des Goldes hat natürlicherweise zur Erfindung der Auflagen Gelegenheit gegeben, und der Name Finanzverwaltung wird bald an die Stelle der bürgerlichen Gesetzgebung und des gesellschaftlichen Vertrags kommen. Die Steuern waren nicht mehr mäßige und freywillige, sondern übermäßige und erzwungene Gaben. Listige Leute erschleichen in dem Pallaste des Königs Privilegien, die Provinzen auszurauben. — Mit dem Golde kaufen sie auf einmal das Recht ungestraft Böse wichter seyn zu können. Sie verderben die Hofleute, entziehen sich der Gerichtsbarkeit, und plagen das Landvolk. Schon sehen die Reisenden von den Landstraßen viele von ihren Einwohnern verlassene Dörfer, und unbearbeitete Felder.

Dieser sogenannte König des Himmels, gleich den Göttern des Epikurs, läßt ganz ruhig das Land mit Geißeln und Unglücksfällen überhäufen. Er weiß weder etwas von den Uebeln noch von den Thränen seiner Völker. *) Bald werden sie

*) Ob nicht unser guter Abbee auch bey dieser Schilderung die Lage seines eigenen Vaterlandes mit im Gesichte gehabt hat? —

in das vorige Nichts zurück fallen, in welchem die Wilden begraben sind, welche ihnen ihren Grund und Boden überließen. — So gehen, und so werden alle von dem Despotismus beherrschte Nazionen zu Grunde gehen!

Cole.

Die Königinn Maria, diese geschworne Feindinn der Protestanten, und ihrer Religion in England, unterzeichnete eine Vollmacht zu einem gleichen Verfahren in Irrland, wo die reformirte Religion damals gerade ihr blühendes Haupt empor zu heben anfieng. — Doktor Cole, ein eifriger Katholik, ward mit Vollziehung dieser Vollmacht beehrt. Er ward demnach gehörig equipirt, und kam mit seinem ganzen Apparat wohlbehalten zu Chester an. Hier ließ er den Burgermeister in sein Logis rufen, und als er kam, nahm er, nach einer weitläuftigen Vorrede, eine Büchse aus seinem Mantelsacke, klopfte mit der Hand darauf, und sagte: „In dieser Büchse ist eine Vollmacht von unsrer gnädigen Königinn Maria, welche die Ketzer aus Irrland peitschen soll.“

Die Wirthin, eine tapfere Protestantinn, war neugierig zu wissen, was die beyden Herren vorhätten, horchte daher an der Thür, und

hörte

hörte alles was sie zusammen sprachen. Die gute Frau hatte verschiedene Verwandten in Irrland, und beschloß daher, dem Doktor einen Streich zu spielen. Unterdeß er herunter gieng, um den Bürgermeister an die Thür zu begleiten, wischte sie ins Zimmer, nahm die Vollmacht aus der Büchse, und legte statt ihrer, ein schmutziges Spiel Karten hinein, und Treffelbuben oben auf.

Der eifrige Priester argwöhnte nichts, packte seine Sachen aufs schönste zusammen, und schiffte sich ein, kam am 4ten October 1558 glücklich in Dublin an, und begab sich, um keine Zeit zu verlieren, augenblicklich aufs Schloß, um dort in Gegenwart des Lord Fitzwalter, damaligen Lord-Deputirten, seine Vollmacht zu eröfnen.

Der Rath wurde zusammen berufen, er hielt eine künstlich ausgearbeitete Rede, um die Versammlung auf den Zweck seiner Sendung vorzubereiten, und übergab dann seine Vollmacht, damit sie vorgelesen würde. — Der Sekretär eröfnete des Doktors Kreditiv, und die erste Karte des Packs, die hervor guckte, war Treffelbube. Ein alter Hofmann, der lange im Gebrauch gewesen zu seyn schien.

Dieser Anblick setzte den Lord-Deputirten und den ganzen Rath in Erstaunen, noch mehr

aber

aber den Doktor, der sie versicherte, daß er eine Vollmacht von der Königinn, und zwar aus ihren eigenen königlichen Händen erhalten habe, und gar nicht begreifen könnte, wer ihm diesen Streich gespielt, und wie der Tausch zugegangen. „Gut! gut! erwiederte der Vizekönig: Sie müssen also umkehren, und eine andere holen, und wir wollen unterdeß die Karten mischen.

Der Doktor packte sich also wieder nach England, wo er sich eine andere Vollmacht verschafte, die er besser in Acht nahm, als die vorige; indem er aber zu Holyhead noch auf guten Wind wartete, kam die Nachricht von dem Tode der Königinn Maria, und der glücklichen Thronbesteigung der Königinn Elisabeth; so daß er wieder umkehrte, woher er gekommen war, da er seine Vollmacht jetzt eben so wenig brauchen konnte, als vorher.

Die gute Frau, welche Elisabeth Edmonds hieß, ließ sich von dem Streich, welchen sie dem Doktor gespielt hatte, nicht eher etwas merken, als bis nach dem Tode der Königinn Maria (vermuthlich eine schmerzhafte Verschwiegenheit für ein Frauenzimmer); aber nun flog auch die Geschichte in alle Welt.

Als der Lord Fitzwalter nach England zurück kehrte, und durch Chester kam, erkundigte

digte er sich genau nach der Sache, und wurde von der Frau selbst in jedem Umstande unterrichtet. Er erzählte die ganze Geschichte der Königinn Elisaberth, die ein so großes Wohlgefallen daran fand, daß sie der Frau Edmonds, als der Retterinn ihrer protestantischen Unterthanen in Irrland, auf lebenslang eine jährliche Pension von 40 Pfund aussetzte. Die Wahrheit dieser seltsamen Geschichte ist ausgemacht.

Coma (Onuffrio).

Ein junger Mann auf Lipari, einer von den volkanischen Inseln im mittelländischen Meer, liebte die edle Nina, und ward wieder geliebt. Beyder heißes Gefühl verschönerte ihnen jeglichen Augenblick, versprach ihnen ununterbrochen ewig glückliche Tage. Onuffrio war ein Kaufmann. Ein Bösewicht hatte des jungen Mannes Vertrauen gewonnen, Coma's und seines Vaters langen Erwerb in Händen, machte fälschlich bankerot. Nina's Vater wollte keinen Armen zum Eidam. Nun entwarf verzweifelte Liebe einen Plan, und von allen unglücklichen Liebhabern sollte nur Onuffrio Coma diesen bestehen.

Ohnweit Lipari ist die Insel Volcano. Ihr Kalkboden nährt Flammen, welche noch, un=

unsichtbar, einst in neuen Ausbrüchen wieder empor zu wüthen, Kraft sammeln. Rund umher deckt die alte Mündung des Feuerschlundes reiner, kostbarer Jungferschwefel. Dieser Schwefel ist ein Vorrecht des Königs. Königliche Truppen wachen auf der Klippe selbst gegen gesetzwidrige Ausfuhr. Hieher verbannte sich Coma. Zwey Jahre durch stieg er jede Nacht in die schreckliche Mündung, brach so viel Schwefel ab, als er konnte, schleppte es fort, und verbarg es in einer geheimen Höhle.

Nina wußte nichts von den Heldenleiden ihres Geliebten, jammerte trostlos. Da kam ein Reisender in das Haus ihres Vaters, war für Naturkunde auf Volcano gewesen, hatte durch Zufall die That des kühnen Verzweifelnden da gesehn, den Anlaß derselben in seiner Liebe, aber auch nur dieses von ihm erfahren, und erzählte. Nina ahndete gleich in der That ihren Thäter. Sie forschte mehr, und erkannte.

Sie beschwur den Reisenden, nicht Verräther der edelsten Uebelthat zu seyn; schwimmt dieselbe Nacht noch von Lipari nach Volcano, späht den Geliebten aus, erblickt ihn, schließt ihn in ihre Arme. Nina frägt, und Coma entdeckt ihr seine Absicht, den Zweck auf die Zukunft; führt sie in die Höhle, wo er schon eine Menge Schwefel, Vorrath zum künftigen

gen Reichthum, verborgen hatte. Umsonst suchen ihn Nina's Bitten von diesem gefährlichen Erwerb abzubringen. Er will vollenden.

Sein Muth macht auch Nina kühner. Sie schwimmt zurück. Ihr Bruder hatte den ausschließenden Schwefelhandel vom Könige gepachtet; sie vertraut sich dem Bruder, und gewinnt ihn. Lange Zeit schwimmt sie des Nachts hinüber, nimmt jedesmal ungesehen einen Theil Schwefel ihrem Geliebten weg, bringt ihn auf dem Rücken nach Lipari, und ihr Bruder mußte ihn verkaufen. Auf einmal bemerkte Coma die Abnahme seiner Sammlung, glaubt sich entdeckt, schaudert, und erwartet das Weitere mit Männlichkeit.

Nina hatte nun genug entwandt, genug verkauft. Und nun entdeckt sie ihre That dem Geliebten, und eilt mit ihm nach Lipari zurück. Coma bringt das Geld seiner Nina Vater, und ist wieder angenommen.

Die Regierung wird aufmerksam auf den schnellen Reichthum des langverschwundenen Coma, forscht, und entdeckt. — Er wird auf die Galeeren verdammt. Die ganze Insel erfährt Urtheil, That und Bewegungsgrund; alle Herzen wallen in Achtung und Mitleid; alle steuren sich selbst, bezahlen Schwefel und Kosten, wenden sich an den Vizekönig, erhal-

ten Begnadigung, und Coma und Nina lebten nun als ein aufgestelltes Beyspiel vollkommner Liebe, und genossen glücklich der Ehe, die lange und mühsam errungen war.

Das Alterthum feyerte Leanders That, der oft durch den Hellespont zu Hero hinüberschwamm, und Hero's, die über dem im Sturm ertrunkenen Geliebten starb. — Die Ereigniß auf Lipari ist größer, neu, und von einem glaubwürdigen Geschichtschreiber, dem Grafen von Borch. — Auch unsere Zeiten gebähren Helden!

Comödie (oder Schaubühne),

Ist eine geschickte Vorstellung von mancherley Dingen, die durch Kunst, geschwinde Ausführung und Veränderungen der Umstände der Dinge denen Augen Vergnügen und dem Verstand Nachdenken, und nicht selten eine große Gemüthsempfindung erweckt. — Sie stellt gleichsam das menschliche Leben vor, so wie das menschliche Leben selbst eine Schaubühne ist. Es ist eine andere Welt, wo man alles natürlich sieht, was in der unsrigen vorgehet.

Die Komödie giebt Gutes und Böses zu sehen; sie bringt oft ganz verkehrte Wirkungen her-

hervor — sie zeigt uns unsere Fehler, und zeigt uns lächerlich zu machen. Sie züchtiget im Lachen, und lockt einem Alten den Thaler aus dem Sacke, um anzuhören, daß er eifersüchtig und geizig sey; mit einem Worte: Jedermann gestehet gerne, daß sie allen Lastern die Larve abziehe, und doch hat sie selbst die Larve vor.

Da sie mit Lachen zu bessern sucht, so kann sie, von dieser Seite betrachtet, ziemlichen Nutzen schaffen. Hingegen schildert sie uns die Leidenschaften allzu lebhaft, und stellt uns solche vor, wie sie mit einer falschen Tugend bezeichnet sind; dadurch ein Herz, welches das Böse noch nicht kennt, und zu verabscheuen gelernt hat, leicht betrogen werden kann: Julchen, z. E. hatte noch gar keine Erfahrung von den meisten Wirkungen der Leidenschaften; sie waren ihr ganz unbekannt. Ein junger Liebhaber, dessen Liebe alle Eigenschaften der Unschuld, der Schamhaftigkeit und der Eingezogenheit an sich hatte, führte sie in die Komödie. Julchen sieht hier die Liebe so keusch und zugleich so zärtlich vorstellen, daß sie es für ein Verbrechen hält, ihren Liebhaber so lange aufgezogen zu haben. — Ihr Herz sieht nichts Böses in ihrem Bündnisse; sie wird treuherziger, und der schöne Schleyer der Frömmigkeit, den sie vorgehängt, hinderte keineswegs, daß sie nicht vor der

Zeit Mutter wird. Der Genuß löschte die Liebe des Liebhabers aus, er verlohr sich, und hinterließ Julchen in einem Zustande, der ihr Gelegenheit gab, über diese Comödie, die ihr eine solche Tragödie gespielt hatte, die traurigsten Betrachtungen anzustellen.

Rom verachtete die Schaubühne; Griechenland hielte sehr viel von ihr. Wir — denken von ihr römisch — und leben mit ihr Griechisch.

Indessen ist die Schaubühne nichts weniger als verwerflich; sie ist das schönste Sittenbuch, das uns unterweisen kann. Sie deckt auf; stellet vor; schmeichelt; überredet; und zeiget, gleich einem Spiegel, alle Unordnungen. Man geht dahin, um es mit anzuhören, wie man ausgelacht wird, man lacht wohl selbsten mit, denn man merkt nicht, daß die Rede von uns ist.

Der Comödie geht nichts ab, als die Kunst, uns zu bessern; brächte sie es dahin, so wäre sie eben so nützlich, als angenehm sie ist. — Die spielenden Personen wären alsdann lauter Philosophen, die denen Zuschauern ihre Lehrsätze mit Lachen, Spielen und Scherz sowohl, als unter dem schweren und ernsthaften beyzubringen wüßten; in diesem allen besteht das komische und tragische der Schaubühne.

Cometen.

Als der berühmte französische Astronom Herr de la Lände in der französischen Akademie der Wissenschaften eine Vorlesung über die Cometen hielt, und damit den Gedanken veranlaßte, daß er die Möglichkeit eines unserm Planeten nahe kommenden und zu Asche verbrennenden Körpers annehme, so verbreitete sich, als eben ein Comet durch unsere Planetenbahn gieng, das Gerücht von dem Ende der Welt durch Paris und noch weiter. Es war bis in die Schweizergebürge durchgedrungen.

Die Bestürzung ward allgemein, und der Astronom hatte, ohne daran zu denken, mit seinen Träumereyen mehr, als alle Prediger zusammen, bewürkt. Man stürzte mit Zittern und Schrecken in die Kirchen. Man sah die Beichtstühle der Kirchspiele mit einer Menge Personen umringt, die sich zum Voraus mit einem Ablaß versehen wollten. Jeder drängte sich zuerst in das geheiligte Tribunal. Der Großpönitentiar zu U. L. Frauen, dem das Recht, die vorbehaltenen Fälle anzuhören, nur allein verstattet ist, ward mehr, als alle andere überlaufen; es irrten Gestalten um seine Kapelle herum, dergleichen man noch nie gesehen hatte; bleiche, tiefsinnige Physiognomien, Menschen, die aus dem Innern der Wälder heraus zu kriechen schienen; ihre Beichte war wie der

Abdruck auf ihrem Gesichte, und auch die aufkeimende Furcht und Reue konnte das Wilde desselben nicht mildern.

Der für den allgemeinen Untergang angezeigte Tag war verflossen, ohne daß die Erde auch nur um einen Punkt aus ihrem Stand gestoßen worden wäre; da verschwanden alle erschreckende und erschreckte Gesichter; das Volk kam seltener zu den Beichtstühlen, und die Hände, die nicht hingereicht hatten, um so viele zitternde und schuldvolle Köpfe mit dem Zeichen der Versöhnung zu begnadigen, kamen wieder in eine gänzliche Unthätigkeit. — So weiß ein Fantom die Sterblichen in Bewegung zu setzen. —

Compaß.

Ist ein Kasten oder Büchse, in deren Bodens Mittelpunkt eine Magnetnadel auf einem subtilen Stifte ruhet.

Wenn er zur See gebraucht wird, so pfleget am Boden, oder auf der Nadel selbst eine Schifsrose angebracht zu werden. Wenn man ihn aber zum Feldmessen, oder andern astronomischen Gebrauch anwenden will, so wird der Boden nach den vier Kardinalpunkten in Quadranten eingetheilet, so genau, als man in

Gra=

Graden, oder halben und Viertelsgraden kommen kann.

Die Schiffer gebrauchen denselben, die Gegenden der See zu bestimmen; die Feldmesser, die Winkel damit zu messen; die Astronomen zu Erfindung der Abweichung der Nadel und genauer Bestimmung der Mittagslinie; die Reisende, wohin sie sich auf dem Wege wenden sollen, wenn sie des Orts Lage wissen.

Dieses Instrument ist erst im dreyzehnten Jahrhunderte in Europa bekannt worden. Da dessen Gebrauch erst um das Jahr Christi 1260 Paulus Venetus, oder wie andere wollen, Johann Goia, ein Neapolitaner, bekannt gemacht haben.

Die Haupttheile des Compasses sind die Nadel und der Stift. — Bey ersterer hat man auf folgende Stücke zu sehen, damit in Beurtheilung derselben der Zweck erreicht werde: Erstlich muß solche aus dem besten und reinsten Stahle ganz dünne geschmiedet werden, damit sie nicht allzu schwer werde, doch aber auch nicht zu leicht, daß sie nicht leicht von der Luft bewegt werde.

Zweitens: Sie muß aus einem Stück gemacht seyn, ohne durchgebrochene Zierrathen, weil die magnetische Kraft in einer geraden Linie fortgehet, und durch das Durchbrechen ver-

hindert wird; doch muß sie gegen Norden etwas leichter seyn, weil sie als bestrichen schwerer wird.

Drittens: in der Mitten wird sie ausgeschnitten, und mit einem meßingenen Hüthlein, das wie ein spitziger Kegel geformt ist, versehen, damit es auf den spitzigen Stift kann gesetzt werden, auf welchem sie sich ohne Hinderung bewegen lassen muß, daher das Hüthlein wohl ausgetrieben und glatt seyn muß.

Viertens: das eine Ende der Nadel, welches gegen Norden sehen soll, bekommt ein Zeichen, damit es von dem andern unterschieden werde; doch müssen beyde Enden spitzig auslaufen, damit sie die Gegenden und Grade desto genauer zeigen mögen.

Wenn die Nadel diese Eigenschaften hat, so wird ihr die magnetische Kraft mitgetheilt, wobey aber merkwürdig ist, daß, wenn man nur einen Theil der Nadel an dem Pole des Magneten streichet, die ganze Nadel magnetisch werde.

Im Streichen hat man in Acht zu nehmen, daß derjenige Theil der Nadel, der gegen Norden sich richten soll, an dem Süderpol also gestrichen werde, daß der Magnet auf der Nadel nicht auf und nieder geführt werde, sonst wird der Nadel wieder benommen, was sie durch

den

den ersten Strich bekommen; man muß also die Hand wohl aufheben, und den Strich, wie erst geschehen, verrichten.

Wie es aber zugehe, daß der Südpol der Nadel den Nordpol zeige, wird erhellen, wenn man überleget, daß die magnetische Kraft in einer subtilen Materie bestehe, die sich um den Magnet herum beweget, und von einem Pol heraus und in den andern Pol hinein fährt. Wenn nun die magnetische Nadel in diese magnetische Wirbel kommt, so wird sie von der Materie, die aus dem Süderpol herausfährt, und sich gegen den Nordpol beweget, mit gerissen, und der andere Theil, der in den Wirbel der Materie kommt, der aus dem Nordpol heraus gegen den Süderpol zufährt, wird gegen Süden mit hingerissen, daher muß der Theil der Nadel, der den Süderpol berührt, mit selbiger Materie hingerissen, und also gegen den Nordpol gedrehet werden.

Was aber den Stift anbelangt, so muß selbiger aus Meßing gemacht, und oben mit einer sehr scharfen stählernen Spitze versehen werden, damit sich die darauf schwebende Nadel leicht herum bewegen könne, und im Herumdrehen das meßingene Hüthlein nicht angreife, welches geschiehet, wenn die Spitze ganz von Meßing ist, welches sich gern an einander

reibt, und zuletzt das Hüthlein durchbohrt, und die Nadel unbrauchbar macht.

Man hat nun auch künstliche Magnete aus Stahl erfunden, mit welchen die Magnetnadeln tüchtiger gestrichen werden, als mit den natürlichen, auch viel länger werden können, so daß sie auch zugleich die Neigung der Nadel nach unten zu in Graden anzeigen.

Concini.

Ist der Familiennahme des berühmten Marschalls d'Ancre. Er war aus dem Florentinischen gebürtig, und kam mit der Maria Medizis nach Frakreich, und fand da zu seinem Unglücke sein Glück.

Denn da er durch seine Frau, Galigay, einer Kammerjungfer, bey der Königinn in große Gnaden kam, erhub ihn diese bis zu den höchsten Würden, und gab ihm Gelegenheit, unsägliche Reichthümer zu sammeln. Allein theils haßte ihn die Nazion, als einen Glücklichen, und noch dazu einen Fremden; theils mißbrauchte er selbst seine Hoheit und ward übermüthig.

Ein gewisser Luynes erwarb sich die Gnade Ludwigs XIII. und untergrub, als sein Ge-

sell-

sellschafter, den Wohlstand des Italieners. Man hielt ihn für zu mächtig, oder dachte, die Königin werde ihn zu sehr unterstützen, als daß man ihm den förmlichen Prozeß machen könnte. Daher ermordete man ihn gleichsam meuchelmörderischer Weise, als er in den Hof des Louvre kam, dies geschah den 24. April 1617.

Constantin (der Große)

Ein Sohn des **Constanzius Chlorus** und der Helena, gebohren zu Naissa, einer Stadt in Dardanien im Jahr Christi 274, und gestorben in der von ihm angelegten neuen Stadt **Constantinopel** im Jahe 337. Er gelangte zum Kaiserthume im Jahr 306.

Die gräßlichen Schauspiele, die dieser Kaiser seinen Unterthanen gab, wenn er die Gefangenen von wilden Thieren zerreißen ließ, — der Tod seines unschuldigen Sohnes, ingleichen seiner Gemahlin, deren übereilte Bestrafung die Farbe der Ungerechtigkeit bekam, zeigen, daß das Blut der Barbaren noch in seinen Adern floß, und daß, wenn er von Natur gut und gnädig war, er hart und unerbittlich wurde, wenn er in Zorn gerieth.

Vielleicht hatte er gerechte Ursachen, den beyden Liciniussen das Leben zu nehmen; aber die Nachwelt hat das Recht, Prinzen zu verurtheilen, die sich nicht die Mühe genommen haben, sich vor ihrem Richterstuhle zu rechtfertigen.

Er liebte die Kirche, sie hat ihm ihre Freyheit, und ihren Glanz zu danken; da er aber leicht zu verführen war, so betrübte er sie, indem er ihr zu dienen glaubte. Er trauete seinen eigenen Einsichten zu viel, und verließ sich zu sehr auf die Aufrichtigkeit der bösen Menschen, die um ihn waren.

Er ahmte dem Titus, Antonin und Markus Aurelius nach; er liebte seine Völker, und wollte von ihnen geliebt seyn, aber selbst dieser Grund der Gütigkeit, womit er sie liebte, machte sie unglücklich. Er schonte sogar diejenigen, die seine Unterthanen plünderten; geschwind und hitzig, Mißbräuche zu steuren, war er doch immer langsam und frostig, sie zu bestrafen. Er war stets nach Ruhme begierig, und vielleicht in geringen Sachen ein wenig zu sehr.

Man wirft ihm vor, daß er mehr zum Spotte geneigt gewesen, als es einem großen Prinzen anständig ist; übrigens war er keusch, fromm, arbeitsam, und unermüdlich, ein großer

Feld-

Feldherr, glücklich im Kriege, und verdiente sein Glück durch eine glänzende Tapferkeit und vorsichtige Klugheit.

Er gründete, wie August, ein neues Reich; aber er wußte ihm nicht eben die Dauer zu geben. Er schwächte den Körper des Staats, indem er gewissermaßen noch einen Kopf darauf setzte, da er Constantinopel erbauete, und den Mittelpunkt der Bewegung und der Kräfte zu weit an das äusserste Ende Europens versetzte, wodurch die occidentalischen Länder der Wärme und fast des Lebens beraubt, und in kurzer Zeit ein Raub der Barbaren wurden.

Die griechischen und römischen Gesetzgeber ließen öfters zur Unterstützung ihrer Dekrete die Orakel reden. Constantin ließ gleichfalls zur Beförderung seiner Unternehmungen die Gottheit sich ins Mittel schlagen. Als er in Italien gegen seinen Feind Maxenzius zu Felde zog, hatte er über der Sonne ein hellleuchtendes Kreuz gesehen, mit den Worten: In hoc signo vinces! — In der folgenden Nacht erschien ihm Christus mit eben dem Zeichen, das er am Himmel gesehen hatte, in der Hand, und sagte ihm, daß er sich dessen im Treffen als einer sichern Vertheidigung gegen seine Feinde bedienen solle. — Der Prinz ließ, als er erwachte, seine Offiziere zusammen kommen, erzählte ihnen, was er gesehn und gehört hatte,

beschrieb

beschrieb ihnen die Gestalt dieses himmlischen Zeichens, und gab Befehl, eins von der Art zu verfertigen.

Dieses war in der folgenden Zeit die Hauptfahne des Constantin und seiner Nachfolger, man nannte sie Labarum. — Der Kaiser ließ mehrere Fahnen nach diesem Muster verfertigen, damit sie vor allen seinen Armeen vorgetragen würden. Es dienten dieselben, den Muth seiner Truppen bey allen Gelegenheiten zu stärken, wo er zu sinken anfieng.

Die Nacht vor dem Treffen, das er seinem Nebenbuhler Maxenzius lieferte, wurde er abermals im Traume ermahnt, das Monogramma Christi auf die Schilder der Soldaten setzen zu lassen. Er gehorchte, und mit Anbruch des Tages wurde dies Namenszeichen auf alle Schilde und Helme gesetzt, und brachte in das Herz der Soldaten einen gewissen Muth, welcher zur Erhaltung des Siegs viel beytrug. Die Armee des Maxenzius wurde vor den Mauern der Stadt Rom nieder gehauen, und Maxenzius selbst, der die Flucht ergreifen mußte, ersoff in der Tyber. Constantin aber zog den folgenden Tag triumphirend in Rom ein.

Constantin zog die christliche Religion aus dem Stande der Dunkelheit, und der Verfolgung

gung heraus, in welchem sie bisher geseufzet hatte, um sie auf den Thron neben sich zu setzen. — Um seiner neuen Einrichtung einen desto bessern Fortgang zu verschaffen, gab er in seinen Verordnungen den Bischöfen viel Gewalt, und verminderte dagegen die Gewalt der Väter über ihre Kinder.

Er versammelte verschiedene Konzilien in seiner neuen Stadt Constantinopel, bey denen er selbst zugegen war. Bey einer dieser Sitzungen hielten einige Bischöfe, die unter einander uneins waren, die Gelegenheit für bequem, ihre Klagen beym Kaiser anzubringen, und übergaben ihm ihre gegenseitigen Beschwerden. Der Kaiser warf diese Schriften alle ins Feuer. „Man muß, sagte er, die Fehler der Diener des Herrn nicht bekannt werden lassen, weil es ein Aergerniß für das Volk seyn, und dieses sich darauf berufen würde, wenn es selbst Ausschweifungen begienge.“

Er führte die Feyer des Sonntags ein; aber er gab diese Verordnung nur für die Städte, und nicht für die Dörfer, weil er, wie Montesquieu sagt, dafür hielt, daß in den Städten die Arbeit nützlich, auf den Dörfern aber nothwendig wäre.

Seine Amtleute hatten Befehl, alle Kinder mit Nahrung und Kleidern zu versorgen,

deren

deren Väter nicht im Stande wären, sie selbst zu erziehen. Die Kosten dazu wurden theils aus den Kassen der Städte, theils aus dem Schatze des Prinzen genommen. „Es wäre, sagte er, eine unsern Sitten widersprechende Grausamkeit, wenn wir einen unserer Unterthanen Hungers sterben ließen, oder veranlaßten, daß er aus Armuth eine unanständige Handlung begienge.“ Gewiß sehr väterliche Gesinnungen, die wenigstens einigermaßen den Grausamkeiten die Wage halten, womit er sein Leben befleckt hat — und dies sey auch genug gesagt von einem Prinzen, dessen Bildsäule bey seinen Lebzeiten in einem Aufruhre von seinem Volke mit Koth beworfen, nach seinem Tode aber von ihm zum Heiligen oder Gott gemacht wurde. —

Constantinopel.

Nicht von dessen Lage, Gebäuden, seiner Größe ꝛc. werden wir reden, denn von diesen findet man in allen Geographien hinlängliche Nachricht; sondern von ihren Einwohnern, und ihrem Kommerz. —

Die Bevölkerung dieser großen Stadt ist, da die Türken weder Todten noch Geburtslisten halten, schwer zu bestimmen; doch, nach der allge-

allgemeinen Sage, beläuft sie sich auf 800,000 Menschen. Die Pest vermindert sie aber oft sehr.

Constantinopel wird nicht allein von Türken, sondern auch von Juden, Christen oder Franken und Armeniern bewohnt, die sich alle durch die Gestalt, Gebräuche und Gewerbe von einander unterscheiden. Die Armenier sind meistens Kaufleute und Goldschmiede oder Juwelier, die Juden Agenten, und die Griechen, die ärmsten und elendesten von allen, leben vom Handel, oder dienen in den armenischen oder fränkischen Häusern.

Die Armenier sind meistens braun, und voll im Gesichte, sie haben große, schwarze, feurige Augen und starke Züge; ihre Weiber sind fast alle schön gebildet, aber zur Fettheit geneigt, welches nicht ein Fehler in diesem Lande ist; man sieht sie selten auf den Straßen, da sie nach dem Gebrauche der Türken beständig in ihren Harems verschlossen sitzen, und ihre eifersüchtigen Männer nicht leiden, daß Franken sie besuchen dürfen.

Ein armenischer Kaufmann sitzt gemeiniglich schon vor Aufgang der Sonne in seinem Laden, die sie in den verschiedenen Khans von Konstantinopel miethen; er handelt und verkauft darin bis Niedergang der Sonne, da er wieder nach Hause zurückkehrt. Man sieht ihn

den

den ganzen Tag in schwarzen und braunen Farben gekleidet, mit rothen Schuhen und Babuschen. So bald er in seiner Wohnung angelangt ist, zieht er prächtige und hellgefärbte Kleider an, gelbe Schuhe, und bedeckt sein Haupt mit einem grünen Kalgak oder Mütze; alle diese Farben werden ihnen von den Türken zu tragen verboten, und man kann sich das Vergnügen das sie fühlen, nicht vorstellen, dies Gesetz zu übertreten.

Man kann bey diesen Völkern nach der Kleidung von ihrem Vermögen urtheilen, denn je zerlumpter einer öffentlich erscheint, desto reicher ist er insgeheim, und sie suchen dadurch ihre Schätze vor den geldgierigen Augen der Türken zu verbergen; denn so bald die Pforte bemerkt, daß einer ihrer Rajas oder Unterthanen mehr Aufsehen als gewöhnlich macht, so schickt sie ihm schon Spionen auf dem Fuße nach, die alle ihre Gänge belauschen, und einen günstigen Augenblick erhaschen, ihn zu stürzen, und sich seines Vermögens zu bemächtigen. Deswegen suchen auch diese arme Rajas sich unter der Bedeckung der europäischen Gesandten zu setzen, und empfangen von ihnen einen Barat, oder Freyheitsbrief; doch wissen die Türken den Umständen solche Wendungen zu geben, daß auch diese Barats sie vor dem Stricke nicht sichern. Und so geschah es vor

etlichen

etlichen Jahren mit einem reichen griechischen Kaufmann in Morea. Schon hatte dieser die Aufmerksamkeit des dortigen Pascha's an sich gezogen, aber der Grieche wich lange allen seinen Fallstricken aus; eine Ursache mußte doch der Pascha haben, um sich seines Vermögens zu bemächtigen. Nach langem Sinnen kam er auf den Einfall, durch einen seiner Leute eine silberne Krone in des Griechen Haus zu verbergen, und ließ hie und da in der Stadt unter den Türken ausposaunen, daß dieser griechische Kaufmann im Sinne habe, sich Morea zu bemächtigen, die Türken daraus zu verjagen, und sich als König darüber krönen zu lassen; nach etlichen Tagen kam der Pascha wie von ungefähr in des Griechen Haus, ließ dasselbe durchsuchen, und man fand die silberne Krone. Dies war Beweis genug; der Grieche wurde erschlagen, und der Pascha wurde zur Belohnung dieser Entdeckung zum Erben seines Vermögens eingesetzt.

Doch wieder zu den Armeniern. — Sobald die Sonne untergegangen ist, setzen sie sich mit ihren Anverwandten und Freunden zu Tische, ausgenommen die Weiber, die abgesondert leben und essen, und dieses ist der erste Bissen, den sie den Tag hindurch genießen, da sie sich in ihren Buden nur mit Kaffee und Tabackrauchen ernähren. Ihre Nahrung besteht

aus groben und stark gewürzten Speisen, und sie trinken schrecklich Wein und starke Getränke. Schon von Kindheit an gewöhnt man sie zum Brantwein. Sie legen sich bald darauf nieder, um den nachfolgenden Tag das nemliche Leben wieder zu führen.

Die Weiber, unterdessen daß die Männer ihren Geschäften nachhängen, bestellen das Hauswesen, reinigen das Haus, nähen und stricken, und legen alles in Ordnung, damit ihnen bey Ankunft ihrer Männer nichts anders zu thun übrig bleibt, als diesen die Füße zu waschen; eine sehr alte Gewohnheit bey den Morgenländern.

Die Juden haben hier, wie überall den Charakter ihrer Verstoßung an sich; sie tragen alle den Bart, und dienen als Agenten oder Lensalen, wie man sie hier nennt, den englischen, französischen und andern Handelsleuten. Sie tragen, wie die Armenier, schwarze und braune Kleidungen, und blaue Schuh. Sie sprechen meistens ein verdorbenes spanisch.

Um mit wenig Worten die Griechen zu schildern, will man die Worte eines klugen Mainottens anführen. Nachdem dieser lange und wahr diesen Gegenstand gegen einen seiner Freunde behandelt hatte, endigte er mit folgenden Worten: „Die Vorsehung gab uns drey

Sachen, Weisheit, ein großes Reich, und Hochmuth. — Die europäischen Fürsten haben unsre Weisheit geerbt, die Türken uns das Reich genommen, uns blieb nur der Hochmuth übrig."

Wer die Griechen kennt, wird dieses letzte Wort gut angebracht finden; ich setze noch hinzu, daß ausser diesem Hochmuth, den sie keinesweges befriedigen können, die Griechen auch den doppelten, oder vielmehr betrügerischen Charakter, den man ihren Vorfahren vorwarf, geerbt haben. Nulla fides Grajis, garrula Gens Grajum, bestätigen sich noch immer.

Unter allen Unterthanen des Großherrn sind die Griechen die geplagtesten und elendesten Geschöpfe. Die von ihnen bewohnten Inseln des Archipelagus sind meistens unbevölkert; die großen Steuern, die ihnen die Türken auflegen, zwingen sie, Wohnungen und Felder zu verlassen, und nach Konstantinopel zu flüchten, wo sie in den europäischen Häusern dienen; da die Erndte ihrer Felder nicht einmal das hinlängliche zu ihrer Nahrung hervorbringt, und sie noch aus dieser die Taxe, die sie zu bezahlen schuldig sind, abziehn müssen; denn obschon die Einwohner sich täglich vermindern, so bleibt doch auf jeder Insel beständig die nemliche Taxe, so, daß wenn zum Beyspiel auf Naxia nur ein einziger Mann übrig bliebe, so müßte dieser

die Summe, die einstens vier oder fünftausend Einwohner bezahlten, geben.

Die Russen haben nicht wenig zur Entvölkerung des Archipelagus beygetragen, durch die häufigen Kolonien, die sie gegen die Krimm in Kertsch und Jenikale gepflanzt haben. Die Griechen der Inseln flohen haufenweise dahin, und der Archipelagus wäre bald zur Wüste geworden, wenn die gegebenen Versprechungen, und die Vortheile, die man hoffen ließ, hätten ins Werk gestellt werden können.

Die Griechen dürfen nur braune oder rothe Schuhe tragen; überhaupt können die Rajas ihre Häuser nur mit schwarzer oder grauer Farbe bemahlen, die rothe und weiße Farbe gehört nur den Türken zu, und wird auch den Franken erlaubt.

Die armenische und griechische Nazion haben jede insbesondere ihren Patriarchen, der vom Großherrn gewählt wird, und für seine Heerde antwortet; er muß für jede Unruhe und Verbrechen gut stehen.

Es ist unglaublich der Haß, der zwischen den Katholiken und sogenannten ketzerischen Armeniern in diesem Augenblick herrscht, mit welcher Wuth sie sich verfolgen, und welche ungeheure Summen Geldes sie beyderseits ausgeben, um sich zu stürzen. — Der Sultan sieht diese

Unruhen, so lange es nur auf Schimpfwörter, Schmähschriften, und etliche Rippenstöße ankömmt, gelassen an, und die Pforte hütet sich wohl, sie untereinander zu vereinigen. Dies wäre wider ihren Vortheil gehandelt, und je länger diese Verfolgung dauert, desto besser für sie; sie ermangelt auch nicht, bey jeder Gelegenheit das Feuer anzufachen; sobald eine Parthey eine gute Summe Geldes dem Sultan verehrt, um ihn auf ihre Seite zu bringen, so haben diese so lange recht, und werden etliche der gegenseitigen Parthey gezüchtigt, bis diese eine noch größere Summe zusammen sammeln, sie in den kaiserlichen Schatz liefern, alsdann kömmt das Recht auf ihre Seite, und so dauert es immer fort.

Die Türken lachen herzlich gern über die Dummheit und Verstockung dieser Hunde, wie sie sie nennen, die so viel Geld ausgeben, sich unglücklich machen, und zum Bettelstabe bringen, und dennoch nach ihrem Tode alle insgesammt wie Schweine gebraten werden müssen.

Obschon die Griechen die gedrücktesten Unterthanen des Sultans sind, genießen sie doch einiger Vortheile, als z. E. daß sie allein die Regierungen der Wallachay und Moldau, und das Amt des Dollmetschers der Pforte besitzen. Die Fürstenthümer Moldau und Wallachey fallen meistens den Dollmetschern der Pforte

als Belohnungen ihrer Dienste zu. Sie sind zwar nicht gänzlich souverain in ihrem Lande, obschon sie des Rechtes über Leben und Tod geniessen; aber sie müssen Rechenschaft von ihren Handlungen dem Großherrn geben, der sie nach Gefallen absetzen oder hinrichten lassen kann. Der Wallachey ist eine Summe von 300 und der Moldau von 200 Beuteln jährlich der Pforte zu bezahlen, auferlegt.

Cook (James).

Dieser berühmte Seemann war im Jahr 1728 in der Grafschaft York geboren. Seine Schule waren die Schiffe, die Steinkohlen von Newkastle nach London fahren. Allein, ein gemeiner Matrose zu seyn, war für ihn zu klein. Er lernte Mathematik mit unglaublicher Beharrlichkeit, die ein Hauptzug seines Charakters war, und blieb.

In dem vorletzten Kriege mit Frankreich, diente er in Amerika bey der Eroberung von Kap Breton und Louisbourg, trug vieles zur Einnahme von Quebek bey, hielt sich nach dem Frieden drey Jahre in Newfoundland auf, und ward endlich zu der berühmten Fahrt nach den Südländern vorgeschlagen.

Seine

Seine Verdienste und Thaten von diesem Zeitpunkte an, sind aus den Reisebeschreibungen bekannt. Endlich sollte er seinen Entdekkungen dadurch die Krone aufsetzen, daß er die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika entdeckte, landete auf der kleinen Insel O Waihi, und war schon wieder abgefahren, als ein gebrochener Mast ihn zurückzukehren nöthigte. Hier entstund Streitigkeit zwischen ihm und den Insulanern, und Cook wurde erschlagen.

Cook war ein dürrer, hagerer Mann, von breiten Schultern, starkem gesunden Knochenbau, und wenigstens 5 Fuß 11 Zoll lang. Er gieng, wie alle Seefahrer von beträchtlicher Leibeslänge, stark gebückt, um nicht an die Kajütendecke zu stoßen. An seinem Gang, zumal wenn er geschwind gehen wollte, erkannte man noch immer den gemeinen Matrosen; er war lang gespalten, und daher seine Schritte, selbst in Vergleich mit seinem Körper groß. Ein Physiognome würde hierin den Mann erkannt haben, der geboren war, den Erdkreiß zu umwandeln. Die Stirnhölen und Augenbraunen waren groß und stark, die Nase lang und dick, und seine grauen und kleinen Augen scharfblickend, aber nicht lebhaft. Er hatte ein etwas schottisches Ansehen.

Der herrschende Charakter seines Gesichts aber war ein finsteres, störrisches, zurückhal-

tendes Wesen, dessen Ausdruck durch die überhängende Oberlippe sehr verstärkt wurde. In den mannigfaltigen Falten desselben erkannte man nicht undeutlich den Mann von früher Anstrengung und Erfahrung, der viele Hindernisse und viel Elend überstanden, der der Schmidt seines eigenen Glücks war, und bey dieser heißen Arbeit oft was redliches geschwitzt haben maq; alles dieses war endlich bey ihm stark mit Zügen des despotischen Schiffskapitäns verwebt, der bey dem mindesten Versehen eines Matrosen mit dem Fuße stampft, und dann den Donner seiner Segensformeln bis hinunter in die Pulverkammer erschallen läßt.

In seinem Umgange war er nicht der angenehmste Mann. Feinheit, Artigkeit, Witz und eine gewisse Kultur, die nöthig sind, in Gesellschaft zu gefallen, fehlten ihm gänzlich. Er war meistens in einer Art von mürrischer Zurückhaltung wie vergraben. Man hat ihn auf einer Reise von 3 Jahren ein einzigesmal für sich singen und einmal pfeifen gehört. Was in seinem Gemüth vorgegangen seyn mag, weiß man nicht, bey einer ausserordentlichen Gelegenheit wenigstens ist es nicht geschehen.

Er konnte mit 4 Personen auf dem Schiffe Tagelang umgehen, frühstücken, zu Mittag speisen, und zu Abend Punsch trinken, ohne mehr als guten Morgen zu sagen, und seine

ge-

gewöhnlichen Gesundheiten: Der König — Lord Sandwich — die Marine — Mr. Palliser — und gute Freunde aller Orten, auszubringen.

Er war sehr enthaltsam, und man kann von ihm im strengsten Verstande sagen: er liebte weder den Wein noch das Frauenzimmer. — Seine vorige Gesellschaft soll ihn oft zum Trinken haben zwingen wollen, aber immer vergeblich. Diese Tugenden, die bey einem so gesunden Mann in jeder Lage in der Welt Bewunderung verdient haben würden, sind hier derselben desto würdiger, da er sie in einem Stande übte, der dieselben oft mit unter wohl gar für Unanständigkeit hält.

In Ansehung seiner Religion, schien er ein von allem Aberglauben gänzlich entfernter Mann zu seyn. — In Gefahren hatte er beydes, Vorsicht und Muth. Nur will man oft nicht genug entschlossene Kälte an ihm bemerkt haben. Er stampfte und tobte, und folgte dann oft dem Fragsweise gegebenen, obgleich sich selbst widersprechenden Rathe seiner Offiziere. — Arbeitsam war er im höchsten Grad, und in allem, was er unternahm, beharrlich bis zum Eigensinn. Von der Gelehrsamkeit, die Wissenschaft der Mathematik ausgenommen, hatte er keine allzuvortheilhaften Begriffe, und konnte deshalb die Gelehrten nicht leiden. Ehrgeiz und

Begierde nach Glück und Reichthum, waren wohl die Haupttriebfedern seiner Handlungen. Er erreichte seinen Zweck, und seiner Witwe, welcher man ein Gnadengehalt von 1200 Thaler jährlich verwilligt hat, hinterläßt er ein Vermögen von fast 70,000 Thalern.

Als Seefahrer betrachtet, war er von der Natur zu Entdeckungsreisen wie bestimmt, und der Mann, der ihn dem Lord Hawke zuerst vorschlug, hat gewiß ein großes Verdienst, weil es scheint, daß sich sein Vorschlag auf die genaueste Kenntniß des Charakters und der Talente des Kapitäns **Cook** gegründet habe.

Den unsterblichen Ruhm, den England bey der Nachwelt dieser Reisen wegen haben wird, hat es dieser glücklichen Wahl allein zu danken. Denn die Reisen von Byron, Wallis, Carteret und Fourneaux haben wenig oder gar nichts zu der Ausbreitung unserer Kenntnisse über diese unbekannten Theile der Erde beygetragen. Jene Männer verstunden den Seedienst wohl so gut als Cook, allein in Entdeckungsreisen wußten sie sich nicht zu schikken; sie wußten weder wo, noch was, noch wie sie untersuchen sollten; sie hatten nicht Selbstverläugnung genug, die Befehlshaberstelle auf einer Fregatte gegen die auf einem unansehnlichen Kohlenschiffe aufzugeben; ihre Vorsorge fürs Schiffsvolk gieng nicht so weit ins Detail;

sie wußten sich nicht so gut wie Cook in die Wilden zu schicken; sie hatten weder die mathematischen Kenntnisse dieses Mannes, noch die große praktische Fertigkeit in Aufnehmung und Entwerfung der Seekarten, und am allerwenigsten die Geduld, 3 bis 4 Jahr auf einer Entdeckungsreise zubringen.

Die königliche Societät der Wissenschaften zu London ließ zu seinem Andenken eine Medaille in der Größe einer englischen Krone schlagen, welche aber nur die Mitglieder derselben erhalten; sechs in Gold ausgenommen, wovon eine für den König, eine für die Königinn; eine für die russische Kaiserinn, wegen des freundschaftlichen Beystandes, den man den Schiffen in dem Hafen Awatscha oder St. Peter und Paul geleistet, eine für den König von Frankreich wegen des an seine Schiffe großmüthigst ertheilten Befehls, dem Kapitän Cook, falls er ihnen während des Kriegs aufstoßen sollte, als einem Freunde zu begegnen; eine für den Herzog von Croy, der dem Könige deshalb den ersten Vorschlag gethan, und endlich eine für die Witwe des Kapitän Cook selbst bestimmt waren.

Wer von den Mitgliedern indessen 20 Guinees subskribirte, erhielt ebenfalls eine in Gold, wer eine Guinee subscribirte, eine in Silber, die übrigen erhielten sie alle in Kupfer. —

Cortez.

Ein jeder, der die Geschichte der Eroberung von Mexiko (das dieser standhafte Waghals mit einer Handvoll Leute eroberte) liest, muß hierüber in ein ausserordentliches Erstaunen gerathen, denn es war das civilisirteste und mächtigste Reich von Amerika. — Allein wenn man bedenkt, daß der Aberglaube den mehrsten Antheil an dieser schnellen Eroberung hatte, so wird die Möglichkeit davon sogleich in die Augen leuchten.

Die politischen Begebenheiten haben vorzüglich, da sie für die Menschen die interessantesten sind, in seinen Augen jederzeit einen sehr nahen Zusammenhang mit den Bewegungen der Gestirne gehabt. Daher kommen die falschen Vorherverkündigungen, und die wesentliche Furcht, welche zu allen Zeiten auf Erden geherrscht haben. Sie vermehren sich, indem sie sich nach dem Maaß der Unwissenheit einwurzeln. Man fand den menschlichen Geist in der neuen Welt mit dieser Krankheit (der Furcht) angestecket; wo sie die Spanier gewiß verbreitet haben würden, wenn sie selbige nicht schon da gefunden hätten.

Man weiß nicht, was für eine Ueberlieferung, die indessen doch auch erst nach dieser Begebenheit hätte ausgedacht werden können,

die

die Einwohner von St. Domingo, Peru, und einigen andern Ländern des mitternächtigen Amerika vermuthen ließ, daß Fremde bey ihnen anlanden würden, welche dieses unglückliche Land verheeren sollten. Diese Zerstörer mußten von Osten herkommen. — Nicht etwann, als ob die Amerikaner einige Kenntniß von diesen Gegenden gehabt hätten; sondern da sie, wie alle Völker der Erde, gewohnt waren, ihre ersten Blicke nach derjenigen Gegend zu richten, wo die Sonne aufgehet, so hatten sie sich eingebildet, daß die ihnen gedrohten Veränderungen von dieser Seite der Erde herkommen würden.

Dieser Aberglaube, der einen Theil von den Lehren der Mexikaner ausmachet, und worin sie durch einige Neuere ziemlich sonderbare Begebenheiten bestärkt wurden, wirkte sehr lebhaft auf die von Natur unruhige Seele des Montezuma, als die Kastilianer bey ihm anlandeten. Was er überhaupt fürchtete; was er insbesondere von diesen Fremden sagen gehört hatte; alles brachte seinen ohnehin verwirrten Geist sehr leicht auf den Einfall, daß der kritische Augenblick, welcher den Propheten seiner Nazion von den Sternen verkündiget worden, nunmehro angekommen wäre.

Er schickte an den Cortez Deputirte ab, um ihm Hülfe anzubieten, der er bedürftig seyn

konnte,

konnte, und ihn zu ersuchen, daß er seine Länder verlassen möchte. Cortez antwortete allemal, daß er im Namen des höchsten Beherrschers des Orients mit dem Kaiser selbst sprechen würde. Da diese Hartnäckigkeit die Gesandten so weit gebracht hatte, daß sie zu ihrem letzten Hülfsmittel, zu Drohungen die Zuflucht nahmen, rühmten sie sehr die Schätze und die Macht ihres Kaisers: „Dieses, sagte Cortez, indem er sich zu seinen Soldaten wandte, dieses suchen wir, große Gefahren, und große Reichthümer.“ Zugleich verbrannte er alle seine Schiffe, um entweder zu überwinden, oder zu sterben, gieng geradesweges nach Mexiko, und verfolgte seinen Weg, ohne viel Widerstand zu finden.

Cosmopoliten.

Es giebt eine Art von Sterblichen, die sich Cosmopoliten nennen, und die ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Eydschwüre gefesselt zu seyn, eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt, als irgend ein andrer Orden in der Welt, sogar Jesuiten und Freymäurer nicht ausgenommen.

Zween Cosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andere von Westen, sehen sich ein-

einander zum erstenmale, und sind Freunde — nicht vermöge einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist, — nicht weil beschworne Pflichten sie dazu verbinden, sondern weil sie Cosmopoliten sind.

In einem jeden andern Orden giebt es auch falsche, oder wenigstens unwürdige Brüder; in dem Orden der Cosmopoliten giebt es keine, weil ein Cosmopolit, vermöge seiner Natur und Art, weder ein Dummkopf, noch ein Geck, noch ein Schurke seyn kann.

So wenig dies manchen, die den Werth der Wörter nicht nach dem innern Gehalt schätzen, gesagt scheinen mag, so ists doch in der That kein geringer Vorzug der Cosmopoliten vor allen andern Gesellschaften, Gemeinheiten, Innungen, Orden und Brüderschaften in der Welt; denn wo ist eine von allen, die sich rühmen könnte, daß sich niemals ein Ehrsüchtiger, kein Neidischer, kein Geiziger, kein Wucherer, kein Verläumder, kein Prahler, kein Heuchler, kein Zweyzüngiger, kein heimlicher Ankläger, kein Undankbarer, kein Kuppler, kein Schmeichler, kein Schmarotzer, kein Sklave, kein Mensch ohne Kopf, oder ohne Herz, kein Pedant, kein Mückenseiger, kein Verfolger, kein falscher Prophet, kein Bonze, kein Gaukler,

kler, kein Plusmacher und kein Hofnarr in ihrem Mittel gefunden habe. —

Die Cosmopoliten sind die einzigen, die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnißvolle Zeremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehemals die Egyptischen Priester, oder durch ein: procul esse profani! die Unreinen von sich auszuschließen. Diese schließen sich selbst aus, und man kann eben so wenig ein Cosmopolit scheinen, wenn man es nicht ist, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, sobald man sich hören lassen müßte.

Die Art, wie die Cosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler lassen sich ohnmöglich nachmachen, weil sie für alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß sind; nicht ein Geheimniß, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder, oder von ihrer Vorsichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt, sondern ein Geheimniß, auf welches die Natur selbst ihren Schleyer gedeckt hat; denn die Cosmopoliten könnten es, ohne Bedenken, beym Trompetenschall, durch die ganze Welt auskündigen lassen; die dürften sicher darauf rechnen, daß ausser ihnen selbst kein

Mensch

Mensch etwas davon begreifen würde. Bey dieser Bewandniß der Sache ist nichts natürlicher, als das innige Einverständniß, und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zween Cosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. Ihre Freundschaft hat nicht von nöthen, durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden. Sie bedarf keiner Prüfungen. Sie gründet sich auf das Nothwendigste aller Naturgesetze. Uns selbst in demjenigen zu lieben, der uns am ähnlichsten ist.

Coventry.

Ein englischer Ritter, und ein Märtyrer des Witzes unter König Karln II.

Man schlug einst dem Parlamente eine Taxe über die Schauspiele vor. Die Hofparthey machte den Einwurf, daß die Schauspieler im Dienst des Königs wären, und einen Theil seiner Vergnügungen ausmachten. — Der Ritter Coventry, von der Nazionalparthey, fragte: ob die Akteurs oder die Aktrizen zum Dienst des Monarchen bestimmt wären? — Diese Satyre griff offenbar den König an, der sich nicht auf die Mätressen vom höhern Range allein einschränkte, sondern noch zwey Aktrizen hielt.

Er nahm diese Spötterey nicht so gnädig auf, als man erwartet hatte. Der König befahl, dem Verbrecher ein Zeichen zu machen, das nicht verschwand. — Er ließ ihm die Nase abschneiden. — Das Parlament wurde sehr aufgebracht, daß man eines von ihren Mitgliedern so übertrieben behandelt hätte. Sie zeigten ein Gesetz auf, welches die Verstümmelung mit einer Lebensstrafe belegte, und diejenigen, welche dies am Coventry ausgeübt hatten, wurden der Gnade der Krone unfähig erklärt. — Aber die Nase des Ritters war gleichwohl abgeschnitten. — —

Crebillon, (d. Jüngere)

Einige Railleurs beredeten diesen berühmten Schriftsteller einst, daß er den geschmeidigen, leichten, feinen, wirklich in seinem wahren Maaße beißenden Witz, der ihn so sehr zu seinem Vortheil auszeichnete, und in allen Gesellschaften so angenehm machte, verlohren habe.

In je höherm Grade man diesen Witz besitzt, destoweniger glaubt man ihn zu besitzen. — Crebillon, der bey einem Soupee alle seine Freunde bey jedem Worte, das er sprach, die Achsel zucken sah, bildete sich wirklich ein, daß er nichts als abgeschmackte Dinge gesprochen

habe,

habe, da er glänzender als je gewesen war. Er warf sich in einen Lehnsessel, und rufte mit innigem Kummer aus: „So ist es denn wahr, meine Freunde, daß ich keinen Witz mehr habe? Ach ich habe es schon seit einiger Zeit gemerkt! aber warum habt ihr mich reden lassen? Duldet mich unter euch, so wie ich bin; so wenig ich auch eurer Gesellschaft würdig bin, so ist es mir doch ohnmöglich, daß ich mich von euch trennen könnte.“

Diese einnehmende Gutherzigkeit legte die ehrlichste Seele, eine Seele ohne Stolz vor Augen. Er wurde damit seinen Freunden, die ihn mit der Betheurung, daß er noch eben so geistvoll sey wie vorhin, umarmten, theurer als je. —

Und wer war dieser leichtgläubige Mann? — Eben der Schriftsteller, der mit dem feinsten Blick in den Charakter und das Herz des Frauenzimmers tief eingeschaut, und sie oft zu der Erkenntniß ihrer selbst zurück geführt hatte.

Crillon, (Ludwig Berthon de)

War einer der größten Feldherrn des sechszehnten Jahrhunderts. Er wurde in Provence im Jahr 1541 aus einer alten adelichen Familie gebohren. Nach dem vervinschen Friedens-

schlusse begab er sich nach Avignon, und starb daselbst im Jahr 1615, in einem Alter von 75 Jahren.

Die merkwürdigen Proben, die dieser Held öfters von seiner Tapferkeit ablegte, würden gemacht haben, daß ihn das abgöttische Alterthum unter die Halbgötter gesetzt hätte. Er erhielt indeß von seinen Zeitverwandten einen Tribut der Verwunderung, die weit vernünftiger, und nicht weniger schmeichelhaft war. Man nannte ihn den Mann ohne Furcht; und nun sehe man, wie er diesen Namen bestätigte:

Der junge Herzog von Guise war zu ihm nach Marseille geschickt worden, und ließ sich gelüsten, eine Probe zu machen, wie weit der neue Bayard seine Standhaftigkeit wohl treiben möchte.

Crillon lag im Bette, und schlief ruhig. Mit einmal sieht er den Herzog von Guise hereinkommen, der die Rolle eines erschrockenen Menschen recht gut zu spielen verstand. Er versicherte ihn, der Feind wäre in die Stadt gedrungen, alle Posten wären über den Haufen geworfen, die Wachen niedergemacht, die Besatzung in die Pfanne gehauen, die Häuser geplündert und in Brand gesteckt; und ehe ein paar Minuten vergiengen, setzte er hinzu, würde

de der Feind in Crillons Quartier seyn. Lassen sie uns fliehen, sagte er, wir müssen eilen; es ist keine Zeit zu verlieren."

Crillon reibt sich die Augen aus, indem er diese Rede anhört, er fragt nach seinen Kleidern und nach seinem Gewehr, und sagt zu dem Herzog von Guise mit dem gelassensten Tone von der Welt: „Ich zweifle an der Wahrheit dieser Nachricht. Sie haben sich was weis machen lassen. Ists aber wahr, daß sich die Feinde der Stadt bemeistert haben, so haben sie doch den Crillon noch nicht in ihrer Gewalt; und ich will lieber mit dem Degen in der Faust bleiben, als die Eroberung der Stadt überleben."

Mit den Worten machte er sich zurechte, um dem Lärmen entgegen zu gehen, als der junge Schwäzer seine ganze List mit einem Ausbruche von lautem Gelächter verrieth; worauf er gestehen mußte, daß er bloß seine Standhaftigkeit hätte auf die Probe stellen wollen.

„Junger Bursche, sagte Crillon — treibe ja in deinem Leben nicht dein Spiel mit einem ehrlichen Manne, daß du sein Herz ausforschen wilst. Bey meinem Leben! wenn du mich feige gefunden hättest, so gab ich dir mit meinem Dolch eins ins Herz."

Sully verbot dem Herzoge von Guise, jemals die Ehrerbietung aus den Augen zu setzen, die er einem Manne schuldig wäre, der unter den Waffen grau geworden war. In dem savoyischen Kriege hatten der Minister und der General einer gegen den andern jene zärtliche und erhabene Achtung gefaßt, die nur große Männer allein kennen. —

Die Armee sollte sich der Festung Charbonieres bemeistern; und die Besatzung dieses Schlosses war allem Ansehen nach entschlossen, den tapfersten Widerstand zu thun. In der That beantwortete selbige die Auffoderungen, die man an sie ergehen ließ, sich zu ergeben, mit weiter nichts, als mit einem so heftigen Feuer aus ihrem schweren Geschütze, daß die vorläufigen Arbeiten zur Belagerung ziemlich dadurch gestört wurden.

Sully war auf eine Wiese in die Nähe geritten, um den Platz zu rekognosciren; allein der Hagel von Kanonenkugeln, der von allen Seiten her auf ihn regnete, nöthigte ihn gar bald, sich nach seiner Sicherheit umzusehen. Crillon war bey ihm, und man erwartet leicht, daß der Einfall, sich an einen sichern Ort zu begeben, gar nicht nach seinem Geschmacke war.

„Was zum Henker! mein Herr Feldzeugmeister, sagte er, scheuen sie sich vor den Büchsenschüssen, wenn Sie Crillon bey sich haben?

Poß

Poz Wetter! so lange ich da bin, werden sie sich nicht unterstehen, näher zu kommen. Kommen Sie, wir wollen bis dort an die Bäume gehen, die wir ein paar hundert Schritte von hier sehen. Von dort aus werden wir bequemer rekognosziren können." — „Meinethalben! lassen Sie uns hinreiten — antwortete Sully — Wir spielen, wer es am tollsten treiben wird. Aber Sie sind der Aelteste von uns beyden. Sie werden auch wohl zeigen können, daß Sie der Klügste sind."

Mit den Worten reiten die beyden Eisenfresser näher zum Platze. Das Feuer der Artillerie nahm indessen zu, und die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren. „Poz Wetter! — sagte Crillon — die Schurken da kehren sich weder an den Feldzeugmeisterstab, noch ans Heilige Geistkreuz, und könnten uns wohl gar lahm schießen. Wir wollen doch zusehen, daß wir bis an die Reihe von Bäumen dort gelangen; die Hecken da sollen uns schon decken; denn beym Geyer! ich sehe wohl, daß Sie ein guter Kammerade sind; ich will Zeit meines Lebens ihr Diener seyn, und wir wollen eine unverbrüchliche Freundschaft machen. Versprechen Sie mirs nicht?"

Sully gab ihm seine Hand, und nahm die Waffenbrüderschaft an, der er auch

durch seine Klugheit nicht minder Ehre machte, als Crillon durch seine Herzhaftigkeit.

Der schwache König Heinrich III. hatte den Entschluß gefaßt, sich den Herzog von Guise hinterlistiger weise vom Halse zu schaffen, da er es nicht wagte, ihn der Strenge der Gesetze zu unterwerfen, und trug dem Crillon auf, daß er den Herzog ermorden sollte. „Sire, — antwortete ihm Crillon, der einen Abscheu vor diesem Befehl hatte, — erlauben Sie mir, weit vom Hofe entfernt zu erröthen, meinen König so reden gehört zu haben, meinen König, für den ich tausendmal das Leben lassen wollte, mir einen Befehl geben gehört zu haben, der mich um seine Hochachtung bringen würde."

Dieser großmüthige Krieger wollte sich durchaus nicht zum Mörder des Herzogs von Guise brauchen lassen; er erbot sich aber, mit diesem zu herschsüchtigen Unterthane auf einen Zweykampf heraus zu gehen.

Als Heinrich IV. sein Reich erobert hatte, war ihm Crillon eben so sehr ergeben, als seinen Vorfahren. Im Jahr 1592 vertheidigte er Quilleboeuf sehr tapfer gegen die Liguisten. — Da ihn die Belagerer zur Uebergabe des Platzes auffordern ließen, gab er ihnen weiter keine Antwort, als: „Crillon ist drinne, und der Feind ist draußen."

Hein-

Heinrich IV. dieser gute Prinz, gieng allemal mit ihm als mit einem Freunde um, und nannte ihn stets den tapfern Crillon. Als dieser König die Schlacht bey Arques gegen die Liguisten gewonnen hatte, bey welchem Crillon nicht gegenwärtig war, schrieb er vom Schlachtfelde an Crillon: „Hänge dich nur, braver Crillon, wir haben bey Arques gefochten, und du warst nicht dabey. Lebe wohl braver Crillon, ich habe dich lieb, in die kreuz und queer.“

Eben dieser König erhielt eines Tages einen sehr schmeichelhaften Lobspruch von diesem Krieger, der allemal gewohnt war, mehr auf die Wahrheit als auf den Wohlstand zu sehen. Dieser Prinz war von den Großen seines Hofes und verschiedenen auswärtigen Ministern umringt; man sprach von den Verdiensten einiger großen Kriegshelden: „Meine Herren! sagte der König, indem er die Hand auf die Schulter des Crillon legte, hier sehen Sie den größten Feldherrn auf der Welt.“ — „Sire, Sie haben gelogen“ antwortete Crillon ganz treuherzig, „der größte Feldherr sind Sie.“

Crillon, der sich zu dem müßigen Hofleben nicht schickte, begab sich bald nach dem Traktate zu Lyon im Jahr 1601 nach Avignon, und fieng an, Gott mit eben dem Eifer zu dienen, als er vorher seinem Prinzen gedient

hatte. Eines Tages, als er eine Predigt über die Leidensgeschichte hörte, und der Prediger von der Geißelung des Heilandes und der Wuth seiner Peiniger sehr nachdrücklich redete, fuhr Crillon geschwind von seinem Sitze auf, griff nach dem Degen, und rief: „Wo warst du da, Crillon?“

Genug zu dem Beweise, daß dieser brave Krieger den Namen des Mannes ohne Furcht nicht unverdient trug.

Cujaz (Jakob)

Ein berühmter Rechtsgelehrter, ward zu Toulouse im Jahr 1520 gebohren, und starb zu Bourges, wo er öffentlich das Jus lehrte, im Jahr 1590. —

Da er von armen und unbekannten Eltern abstammte, so hatte er es bloß seinem Genie und Fleiße zu danken, daß man ihn unter die vornehmsten Ausleger des römischen Rechts setzt. Er lehrte mit großem Ruhme auf verschiedener Universitäten. Seine Ergebenheit gegen seine Zuhörer, die Willfährigkeit, womit er ihnen seine Einsichten mittheilte, und sogar mit seinem eigenen Vermögen beystand, machte, daß sie ihn mehr für ihren Vater, als für ihren Lehrer ansahen.

Cujaz hatte, nach dem Berichte des Papyrius Masson, der sein Leben beschrieben hat, die sonderbare Gewohnheit, daß er, wenn er studierte, sich mit dem Bauche auf die Erde legte, und seine Bücher um sich herum liegen hatte.

Dieser Rechtsgelehrte bekannte sich äusserlich zur römisch katholischen Religion, vermied aber alle Gelegenheit, sich über seine wahren Gesinnungen zu erklären. Wenn man ihn über die theologischen Materien, über die zu seiner Zeit gestritten wurde, um seine Meinung fragte, gab er insgemein zur Antwort: Nihil hoc ad edictum prætoris. „Das Edikt des römischen Prätors hat damit nichts zu schaffen.“

Er verheyrathete sich zum zweitenmale, und bekam aus dieser Ehe eine ganz artige Tochter, die aber ziemlich koket war, und sich gern von ihren Galanen Schmeicheleyen vorsagen ließ. Die Zuhörer des Vaters versäumten manchmal eine Lection, und brachten die Stunde bey seiner Tochter zu. Sie nannten das: „über die Werke des Cujaz kommentiren.“

Cujaz hatte im Testamente verordnet, daß seine Bücher einzeln verkauft werden sollten. Er befürchtete vielleicht, daß, wenn sie einer einzigen Person in die Hände fielen, diese die auf den Rand geschriebenen Anmerkungen sammeln,

meln, und sie als ein eignes Werk herausgeben möchte.

Daß Cujaz bey allen deutschen Rechtsgelehrten in Achtung stehe, ist wahr; daß sie aber, wie Pasquier vorgiebt, allemal an die Mütze greifen, wenn sie seinen Namen nennen, ist wenigstens nicht so allgemein wahr. Karl IX. gab ihm das Privilegium, unter den Räthen im Parlamente in Dauphine als einer der berühmtesten Ausleger der Gesetze Platz zu nehmen.

D.

Daguesseau (Heinrich Franz)

Kanzler von Frankreich, wurde zu Limoges den 27. November 1668 gebohren. — Die Bahn der Ehren, (sagt Herr Turpin) wurde ihm von seinen Voreltern erleichtert. Sein Vater und sein Großvater hinterließen ihm eine Erbschaft von Talenten und Tugenden, welche diese Familie schon von Alters her besessen hatte. Die häußlichen Beyspiele wurden oft die Regel der Sitten. Ein großer Name ist eine Verpfändung zum Ruhme. Die edle und anständige Einfalt erhielt sich so lange in den alten Familien, als sich die Väter eine Pflicht daraus gemacht hatten, ihre Kinder selbst zu erziehen. Damals gab es eine Physionomie der Sitten, welche die Züge einer jeden Familie besser als die ähnlichen Gesichtszüge auszeichnete.

Sein Vater, der sein einziger Lehrer war, theilte seine Zeit zwischen die Erziehung und die öffentlichen Geschäfte. Die seiner Sorgfalt anvertraute Oberaufsicht über Limoges verpflichtete ihn, die Provinzen zu durchwandern, um

um ihre Hülfsmittel und Bedürfnisse zu untersuchen. Diese Pflicht, der er sich niemals entzog, war dem Plan einer häuslichen Erziehung entgegen. Die väterliche Zärtlichkeit überstieg dieses Hinderniß, der junge Daguesseau war mit auf allen Reisen, und der Wagen seines Vaters war das glückliche Feld, wo diese Pflanze zuerst aufkeimte.

Das Studium der alten Schriftsteller war während seiner Jugend sein herrschender Geschmack; er hatte eine seltene Gabe, nichts von dem zu vergessen, was er gelernt hatte; ungeachtet er die Schriftsteller des Alterthums bewunderte, fand er doch einen Geschmack an den Neuern, und wußte sie zu schätzen; er war der Freund des Racine und Despreaux; so bald er die Schule der Rechtsgelehrsamkeit betrat, vertiefte er sich in das Labyrinth römischer Gesetze, griechischer und lateinischer Verordnungen; und mit dieser fremden Beute bereichert, brachte er unter seine Nazion große Schätze; von ihm kann man billig sagen, daß die Blumenzeit für ihn die Aernte- und Früchtezeit war.

In seinem zwanzigsten Jahre wurde er Advokat des Königs im Chatelet, drey Monate darauf wurde er Generaladvokat bey der ersten Gerichtsstelle des Königreichs. Dionisius Talon, dessen Andenken rechtschaffenen Leuten

so

so werth ist, sagte, als er ihn reden hörte: „So möchte ich aufhören, wie dieser junge Mann anfängt.“ In zehn Jahren darauf wurde er General-Prokurator.

Diese Würde sollte die Belohnung eines reinen und von dem Sinnlichen freyen Verstandes seyn. — Als der Kanzler Voisin den 2. Februar 1717 am Schlagfluß starb, fanden sich eine Menge stolzer Mitwerber ein. Der Herzog von Orleans Regent erklärte, um sich diese beschwerlichen Leute vom Halse zu schaffen, daß er beschlossen habe, einen reinen und unbescholtenen Bürger zu wählen, von dem man, wie vom Kato, es nicht wagen würde, eine Ungerechtigkeit zu begehren; damit deutete er auf den Daguesseau. Von den Wünschen der Nazion geleitet, übergab der Regent dem Herrn Daguesseau die Siegel und das Unterpfand der Gesetze. — Er bemühte sich, dem Parlamente das Vorstellungsrecht wieder zu verschaffen. Eine nützliche Einrichtung, wodurch man der Verführung den Zugang zum Thron versperret; noch nützlicher dem Volk, dem dadurch erlaubt ist, seine Bedürfnisse dem Landesfürsten vorzustellen, der allein helfen kann.

Der für das Gute allzueifrige Regent war in der Untersuchung der Mittel, es zu bewirken, allzu ungeduldig; er hätte den Staat als einen

ent-

entkräfteten Kranken behandeln sollen, und er wandt gewaltsame Mittel an, die seinen Sturz nur beschleunigten.

Daguesseau überzeugt, daß dieses den Baum umhauen, um die Früchte davon zu sammeln, heiße, bestritt mit einer unerschrockenen Freyheit ein neues Finanzsystem, welches mehr in die Augen fiel, als es Gründlichkeit hatte. Die Anhänger der Neuigkeiten erkannten, daß es leichter sey, ihn zu entfernen, als zu verführen, und der aufgeklärteste Fürst seines Jahrhunderts wich dem Ungestüme der List.

Der Kanzler, dem man die Siegel abnahm, erhielt Befehl, sich auf sein Landgut Fresne zu begeben. Seine Ungnade, die ein öffentliches Unglück war, wurde für ihn und seine Familie ein Triumph; er war so standhaft und glücklicher als Regulus; seine Gemahlin und seine Tochter stärkten ihn in seinen Pflichten. Seine Gemahlin, statt zu seufzen und zu klagen, nahm an der Ehre des Opfers Theil, das er dem Vaterland machte: „Denke in diesem Augenblicke, sagte sie, daß du weder Weib noch Kinder hast.“ —

Diese großmüthige Spartanerin war Anne le Fevre von Ormesson, die selbst eine patriotische Erziehung empfangen, und sich unter dem Schatten der häuslichen Beyspiele zur Tugend gebildet hatte.

Im Jahre 1720 wurde er aus seinem Verbannungsorte zurück gerufen; er kehrte im Jahr 1722 zurück. Fünf Jahre hernach setzte ihn ein königlicher Befehl wieder in sein Amt ein; aber die Siegel gab man ihm nicht wieder. Das Parlament wollte Gegenvorstellungen machen, allein er hielt es zurück. „Zu meinem Ruhm und zu meinem Glück ist es genug, daß Sie mich eines Amts würdig schätzen, welches man mir abschlägt; allein der König hat gesprochen, und ich muß ein Beyspiel des Gehorsams geben.“

So bald er in sein Amt wieder eintrat, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gesetzgebung. Man weiß, was er dem Staat in diesem Fache für wichtige Dienste geleistet hat. Die Nazion genoß die Früchte nützlicher und mühsamer Arbeiten, denen er sich überließ; als man ihm vorstellte, daß sein allzu großer Fleiß seiner Gesundheit schaden könnte, gab er diese Antwort: „Kann ich müßig seyn, wenn ich von dem Winseln eines unglücklichen Volks aufgeweckt werde?“

Die Vergnügungen und leeren Ergötzlichkeiten waren ihm gewissermaßen fremd. Er hatte den Grundsatz: „daß die Veränderung in den Geschäften allein ausruhen hieße.“ Man hat ihn öfters, wenn er von Staatsgeschäften müde war, ein Buch von der Geometrie oder

Algebra in die Hand nehmen sehen. — England that seinen weitläuftigen Einsichten eine sehr schmeichelhafte Ehre an; es zog ihn wegen der Verbesserung seines Kalenders zu Rathe. Der Kanzler setzte ein gelehrtes und vernünftiges Gutachten darüber auf, dem die Engländer auch folgten.

Ueberhäuft mit Ruhm und Ehre starb dieser Rechtschaffene im 83sten Jahre seines Alters im Jahr 1751 den 9ten Hornung.

Dalailama.

Ist ein lebendiger Götze, dem man in der grossen Tartarey göttliche Ehre erweiset. In China, wo seine Religion tolerirt wird, heißt man ihn einen Nachfolger und Statthalter des Gottes Fo. Er wird für unsterblich gehalten. Die Priester halten beständig einen jungen Lama, zum Nachfolger des obersten Priesters, heimlich in Bereitschaft, welcher denn, sobald der Alte, den man für unsterblich hält, mit Tode abgeht, seine Stelle einnimmt. Die tartarischen Fürsten reden nicht anders, als kniend mit ihm. Er entscheidet eigenmächtig alle Glaubenssachen, worüber unter den Lamas Streitigkeiten entstehen. Endlich hat er sich seit einiger Zeit zum unumschränkten Herrn von

der

der Provinz Tibet im westlichen Theile von China gemacht. — Er schickt Gesandten an den Kaiser, und der Kaiser schickt wiederum welche, mit ansehnlichen Geschenken an ihn. — Man sagt: das gemeine Volk verschlinge seinen Unrath als eine Reliquie.

Damer.

Daß man auch bey guten Eigenschaften des Herzens in der Welt höchst unglücklich werden kann, wenn man dabey ohne Kopf, und also so vornehm als möglich in der Welt lebt, beweiset Herr **Damer**, der älteste Sohn des Lords **Milton**. Fünf und dreißig Jahr war er alt, als er sein Leben mit den Grundsätzen schloß, nach welchen er gelebt hatte *).

Er war mit der einzigen Tochter des Generals **Conway**, einer äusserst reichen Erbin verheyrathet. — An Talenten mangelte es ihm nicht, und wären diese besser benutzt worden, so hätte auch vielleicht sein Tod tiefern Eindruck gemacht; aber die unerhörteste Liebe zur Verschwendung vernichtete alle seine übrigens guten Eigenschaften und Kräfte. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, seine Kleider, über-

*) Siehe Zimmermanns Einsamkeit III. Th.

trafen alles, was man in London sah, durch ihre Pracht und Eleganz. Seine sehr reichen Einkünfte waren bey Weitem nicht hinreichend, diese Ausgaben zu bestreiten; er borgte hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling. Einen sehr großen Theil dieses Geldes verwendete er auf Freunde, die er in Noth sah, denn er war ungemein mitleidig. —

Seine äusserst geübten Gefühle für anderer Noth erweckten ihm endlich auch das Gefühl seiner eigenen. Seine Lage brachte ihn in Verzweiflung. Er gieng also in ein berüchtigtes Hurenhaus, ließ vier Damen von diesem Gelichter dahin kommen, brachte verschiedene Stunden mit ihnen zu, dem Scheine nach mit der größten Lustigkeit. Um Mitternacht bat er die vier Damen, sie möchten weg gehen; und zwey Minuten nachher zog er eine geladene Pistole, die er den ganzen Nachmittag bey sich getragen hatte, aus der Tasche und schoß sich todt.

Er hatte seinen Abend mit diesen Damen hingebracht, wie er unzählige Abende mit unzähligen Damen dieser Art hinzubringen pflegte, ohne von ihnen zu verlangen, was sie sehr gerne geben. — Ihre Konversazion, und höchstens ein Kuß, war alles was er für sein Geld von ihnen wünschte, und bey ihnen suchte. Sein Dank für solchen Umgang gieng in wahre

Freund-

Freundschaft über. Eine berühmte Schauspielerinn, und in London allbeliebte Hure, die ihn durch ihre Konversazion um vieles Geld gebracht hatte, bat ihn drey Tage vor seinem Tode, ihr 25 Pfund Sterling zu schicken. Er antwortete ihr: So viel Geld habe er nicht, denn sein Beutel enthalte itzt nicht mehr, als 8 oder 10 Guineen, die er ihr schickte; aber er gieng sogleich aus, um den Ueberrest des verlangten Geldes zu borgen, und sogleich wurden auch die 25 Pfund der Schauspielerinn entrichtet.

Kurz vor seinem Tode hatte dieser Unglückliche an seinen Vater geschrieben, und ihm die ganze Lage entdecket; in der Nacht, da er sich todtschoß, kam der gute Lord Milton nach London, um alle Schulden seines Sohnes zu tilgen, der aber zu seinem Unglück schon todt war. So lebte und fiel dieser Weltmann! aus dem vielleicht der rechtschaffenste Patriot hätte werden können, wenn er sich nicht bey seinem guten Herzen zu stark durchs Sinnliche hätte einnehmen lassen. — —

Danby.

Unter Karl dem II. wollten die Feinde dieses Grafen ihm in der Kammer der Pairs seinen

Prozeß machen. Der Graf von Canarvan fand durch eine so ausserordentliche als unerwartete Rede das Geheimniß, den Sturm abzuwenden.

„Mylords, sagte er, ich kenne die verdrüßlichen Folgen dieser Art von Verfolgungen, und das traurige Schicksal derer, welche sie unternommen haben. Ich könnte mehrere alte Beyspiele davon anführen, aber ich will nur bis auf die letzten Regierungsjahre der Königinn Elisabeth hinaufsteigen. Damals wurde der Graf Esser von dem Sir Walter Raleigh verfolget; — Mylord Bacon verfolgte den Sir Walter Raleigh; ihr wisset, wie es dem Milord Bacon ergangen ist; der Herzog von Buckingham verfolgte den Mylord Bacon; und ihr wisset, wie es dem Herzog von Buckingham ergangen ist; — der Graf von Strafford verfolgte den Herzog von Buckingham; und ihr wisset wie es dem Grafen von Strafford ergangen ist; Sir Harry Vane verfolgte den Grafen von Strafford, und ihr wisset, wie es dem Sir Harry Vane ergangen ist. Der Kanzler Hyde verfolgte den Sir Harry Vane, und ihr wisset, wie es dem Kanzler Hyde ergangen ist. Der Graf von Danby hat den Kanzler Hyde verfolget; wie wird es dem Grafen Danby ergehen? — Das wird uns eure Entscheidung lehren; indessen erscheine

scheine derjenige, der den Grafen Danby verfolgen will, und es wird nicht schwer seyn, ihm vorher zu sagen, wie es ihm selbst ergehen werde.“ — —

Nach dieser so sonderbaren Rede schrie den Herzog von Buckingham, der schon alles zum Angriff fertig hatte, so sehr in Verlegenheit, als überraschet, auf: „Dieser Mann hat eine Eingebung!“ und alles blieb beym Alten.

Dandamis,

Von Geburt ein Scythe, war ein großer Freund von seinem Landsmanne Amizokes. Kaum waren vier Tage verflossen, daß sie einander eine ewige Freundschaft geschworen, und einer des andern Blut zur Bestätigung ihres Bandes getrunken hatten, als die Sarmaten mit 30,000 Fußgängern und 10,000 Reitern in Scythien einbrachen. Man hatte sich an beyden Ufern des Tanais gelagert, um einander die Ueberfahrt zu verhindern; allein gleich Anfangs führten sie alles mit sich fort, was jenseits des Flusses war.

Mitlerweile sah Dandamis seinen Freund, der ihn um Hülfe zurief, gefangen fortschleppen; sogleich schwamm er an das andere Ufer. Allein, er hatte es nicht sobald erreichet, als

ihn die Feinde umringten, und er beynahe umgekommen wäre. — Er schrie, daß er einen Gefangenen auszulösen käme. Bey diesen Worten hielten sie inne, und führten ihn zu ihrem General, der ihn fragte: mit was er den verlangten Gefangnen auslösen wollte? „Mit mir selbst, sagte er, weil man mir mein ganzes Geräthe genommen hat, und die Scythen sonst kein Guth haben.“ —

„Das ist zu viel — versetzte der Sarmate, — wir wollen uns mit einem Theile davon begnügen.“ Hierauf ließ er ihm die Augen ausstechen, und schickte ihn mit seinem Freunde zurück.

Durch ihre Gegenwart faßten die Scythen Muth, und vertrieben endlich ihre Feinde. Amizokes beraubte sich nachmals, seinem Freunde zu Liebe, auch seiner Augen; und diese berühmten Blinden wurden auf Kosten des Publikums, das ihre Tugend ehrte, ernährt.

Daniel, (der Säulenheilige *)

Ein Anachoret aus dem fünften Jahrhundert, hatte seine Station auf einem Berge am schwarzen Meer. — Erst ließ er zwey hohe Säulen durch

*) S. Zimmermann über die Einsamkeit II. Th. p. 321.

durch eiserne Stangen mit einander verbinden, dann auf diese zwo Säulen eine dritte setzen, die kleiner war; und da stand der heilige Mann! —

Wegen der Sturmwinde und der Kälte war die Buße etwas beschwerlich. Daniel ward einst im Winter von einem Sturmwind beynahe herunter geworfen. Herunter fiel er zwar nicht; aber der Wind riß dem armen Teufel seine Kleider vom Leibe. Unbeweglich blieb er doch, aber auch vor Kälte erstarrt. — Seine Lehrjünger stiegen zu ihm hinauf, tauchten Schwämme in warmes Wasser, und, welches eben nicht sehr klug war, wuschen ihn damit, damit er wieder aufthaue. — Er thaute wirklich so gut auf, daß er einen rasenden Antheil an dem Lerm nehmen konnte, den ein Patriarch in Constantinopel erregte.

Akazius hieß dieser Patriarch, und mit dem damaligen Kaiser Basiliskus hatte er Lerm. — Der Kaiser hielt es für Pflicht, die Macht, die ihm der Himmel gab, zur Ehre der Orthodoxie zu verwenden. Einen seiner Eunuchen ließ er deswegen in seiner Schlafkammer lebendig verbrennen, weil er, welches gegen des Kaisers Orthodoxie war, sich unterstanden hatte, zur Vertheidigung des Chalcedonischen Konziliums ein Wort zu sprechen.

Die Mönche und der Pöbel hielten diesmal für Orthodoxie, an das Konzilium zu Chal-

cedon zu glauben; und an dasselbe nicht zu glauben hielt der Kaiser diesmal für Orthodoxie. Mönche und Pöbel aber kamen freilich durch die Art, wie der Kaiser seine Orthodoxie behauptete, in die äusserste Bestürzung, und der Eifer für ihre Orthodorie ward etwas frostig. Akazius wünschte, daß dieser Eifer wieder aufflamme: denn Er nahm die Schlüsse des Chalcedonischen Konziliums in seinen Schutz. Er hetzte also die Mönche gegen den Kaiser auf, und reitzte durch Predigten den Pöbel zum Aufstand. Aber vorzüglich war ihm daran gelegen, den Einsiedler Daniel in seinen Streit einzuflechten, der schon einige Jahr nach einander bey Constantinopel auf einer Säule stand; und sich dadurch bey dem ganzen Constantinopolitanischen Pöbel die größte Hochachtung erwarb.

Akazius schrieb an den Säulengötzen einen sehr ernstlichen und beweglichen Brief. Er schilderte ihm darin die Gefahr, in die er wegen seines Eifers für den reinen Glauben des Chalcedonischen Konziliums gerathe, und bat darum ihn, den Mann Gottes auf der Säule, um seinen Schutz.

Der einfältige Daniel thaute fürchterlich auf, als er diesen Brief las. Mit dem äussersten Feuereifer, mit einer Frechheit, einer Verwegenheit, einer Wuth, die man niemand ver-

vergiebt, als einem Heiligen, oder einem Narren *), schrieb Daniel an den Kaiser: Er sey ein Tyrann, ein neuer Dioklezian; und nicht anders, als ob ihm, dem Einsiedler auf der Säule, die Vergebung des Reichs anvertrauet gewesen, bedrohte er den Kaiser mit dem Verlust seiner Krone.

Noch war dies dem Akazius nicht genug. Er sah nur zu gut, wenn der heilige Anachoret von seiner Säule herabstiege, nach Constantinopel käme, daselbst öffentlich predigte wider den Kaiser Basiliskus als einen Feind Gottes, und der Orthodoxie, so würden Mönche und Pöbel in Wuth kommen, sich empören, vielleicht den Kaiser um Krone und Leben bringen.

Zur Erreichung dieses frommen Zwecks wurden zwey Bischöfe gebraucht. Sie mußten dem Säulengötzen vorstellen, in welcher Gefahr die christliche Kirche sey, und der reine Glaube! Bitten und beschwören mußten sie ihn, seine Säule eine Zeitlang zu verlassen, sich mit ihnen nach Constantinopel zu begeben,

*) Damit gewisse Leute wegen dieser Ausdrücke den Herausgeber keiner Blasphemie und Ketzerey beschuldigen dürfen, so muß wohl bemerkt werden, daß dieses die eigenen Worte des Herrn Hofraths Zimmermann sind.

ben, dort die Orthodoxie zu retten, und viele Seelen aus dem ewigen Verderben!

Der Einsiedler ward über diesen Antrag bestürzt. Sechszehn Jahre stand er schon auf seiner Säule. Inzwischen nahm er seine Zuflucht zu der wunderthätigen Kraft des Glaubens und des Gebets, und erhielt in einer Entzückung, ausdrücklichen Befehl vom Himmel, nach Constantinopel zu gehen.

Gehen konnte nun freilich Daniel wegen seiner schwachen Schenkel nicht, aber er ließ sich nach Constantinopel tragen. Die ganze Stadt kam bey seiner Ankunft in Bewegung. Man stürzte ihm aus allen Gassen und Thoren entgegen. Mit lautem Freudengeschrey erscholl die Nachricht: er ist da! und so trug man ihn im Triumph zu Akazius.

Vor einer erstaunlichen Menge Menschen predigte nun Daniel. Voll Lästerungen und Schmähungen und Schimpf und Schande gegen den Kaiser war die Predigt. Er nannte den Basiliskus einen Feind der Kirche, einen Gotteslästerer, einen Ketzer, und wünschte ihm Zorn, Ungnade, und Feuer vom Himmel auf den Hals.

Daniels Predigt that die gehofte Wirkung. Der Pöbel gerieth gegen den Kaiser in die äusserste Wuth. Einige wollten Constantinopel

in

in Brand stecken, andere aber den Pallast, wo sich der Kaiser mit seiner Familie aufhielt, anzünden.

Basiliskus hielt es für rathsam, die Stadt zu verlassen. Er begab sich in den Pallast von Hebdomon, nicht allzuweit von Constantinopel; und ließ Daniel den Säulenheiligen, wie er sich selbst auf seiner Flucht ausdrückte, als den Beherrscher der Stadt und aller Einwohner zurück.

Der wüthige Einsiedler hatte daran noch nicht genug; er folgte dem Kaiser nach; der rasende Pöbel, und eine Armee von Mönchen, war seine Begleitung. Man erzählt, Daniel habe auf diesem Marsch eine Wunderkur auf der Landstrasse verrichtet. Er habe auch gleich bey seiner Ankunft am Hofe einen vornehmen Gothen todt zur Erde hingestreckt, der sich des Lachens nicht enthalten können, als er gesehen, daß eine so seltsame Figur durch Menschen auf den Armen getragen worden, als wenn er ein römischer Bürgermeister wäre.

Entweder wußte die kaiserliche Leibwache von diesem Wunderwerke nichts, oder es mangelte ihr am wahren Glauben; denn sie wollte durchaus nicht zugeben, daß der rasende Einsiedler einen Fuß in den Pallast des Kaisers setze. Dieser herzhafte Entschluß benahm auf

ein.

einmal dem Pöbel und den Mönchen den Muth und den Eifer. Daniels Wunderkraft schien sogar auf einmal lahm und unbrauchbar; denn da es ihm durch die Kraft des Glaubens und des Gebets nur noch ein Wunder gekostet hätte, die Thore und Mauern des Pallastes niederzureißen, und sich troß alles Widerstandes dadurch den Weg zum Zimmer des Kaisers zu eröfnen, zog er sich hingegen ganz sanftmüthig zurück, schüttelte den Staub von seinen Schuhen, und begab sich wieder nach Constantinopel, wo er seine Wunderkraft aufs neue hervorsuchte und zu Tage legte.

Also hatte Daniel allerdings, nach dem Beyspiele vieler anderer Heiligen, die Kraft, Wunder zu thun, nur unter denen, welche Wunder glauben, und blieb hingegen ohne wunderthätige Kraft unter denen, die solche nicht glaubten.

Eine große Revoluzion entstand indeß doch in Constantinopel, Zeno, der dem Basiliskus die Krone hatte überlassen müssen, und nun über zwanzig Monathe in Isaurien steckte, erhielt durch seine Freunde Nachricht von dem Unfug, den in Constantinopel ein Anachoret erregte, stellte sich gleich an die Spitze einer Armee, so gut als er sie in der Eile haben konnte, und gieng gerade auf Constantinopel los.

Ein

Ein Donnerschlag war diese Neuigkeit für den Kaiser. Er traute seinen Soldaten nicht, und noch weniger dem Volke. In dieser Verlegenheit war er so niederträchtig, daß er in Begleitung seiner Gemahlin, in der großen Kirche zu Constantinopel erschien, da den Schurken Akazius, und den würdigen Tölpel Daniel öffentlich wegen der an ihnen begangenen Sünde um Vergebung bat, und sie unter heißen Thränen um Schutz und Gewogenheit anrief.

Der Kaiser vergaß sich selbst so weit, daß er vor dem Daniel niederfiel, seine Kniee umfaßte, und ihn mit solchen Worten anflehte: „Allerheiligster Daniel! laß doch Barmherzigkeit statt finden für Recht! halte mich nicht länger für einen Feind Gottes und seiner Kirche, denn ich bin erböthig, alles, was ich etwa übels angerichtet habe, wieder gut zu machen, und will mich lediglich in Allem nach deiner und des allerheiligsten Akazius Vorschrift richten!“ Allein der ungeschliffene Einsiedler blieb hartsinnig und hartherzig, wie es ein Einsiedler seyn mußte; und stolz auf seinen Sieg, scholt er den Kaiser, der wie ein armer Wurm zu seinen Füßen lag, in den härtesten Ausdrüken, und hieß sein Schicksal: verdiente Rache des Himmels. —

Basiliskus hatte dem Daniel versprochen, allen Schaden wieder gut zu machen. Er hielt Wort. Denn sobald er nach seinem Pallast zurückgekommen war, vernichtete er alle Verordnungen, Befehle und Dekrete seiner Regierung, die demjenigen zuwider waren, was Akazius und Daniel glaubten. Er erstattete dem Stuhl zu Constantinopel und dem Akazius, den er in diesem Wiederrufungsdekret seinen hochwürdigsten und allerheiligsten Patriarch und Erzbischof nennt, alle Ehre, alle Gerechtsame und Privilegien. Dadurch hofte er den Sturm zu stillen, und allem Unheil vorzubeugen, das ihm und seinem Reiche drohte.

Alles war umsonst. Der allerheiligste Akazius blieb unversöhnlich. Der ungeschliffene Daniel scholt und schmähte immer fort. Die Beleidigungen des Pöbels, der unter der Beherrschung des Akazius und Daniels stand, wurden jeden Tag heftiger. Zeno rückte immer näher heran, ohne allen Widerstand.

Der unglückselige und von allen Menschen verlassene Kaiser verließ seinen Pallast, und nahm nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern seine Zuflucht zu der großen Kirche in Constantinopel, legte seine Krone auf den Altar und entsagte dem Kaiserthum. Akazius überlieferte den armen Basiliskus, seine Gemahlin und seine Kinder in die Hände des

Zeno.

Zeno. Dieser ließ sie alle zusammen in einem Castel in Kappadozien vermauren, und sich todt hungern *).

Und so war die Absicht der vorgeblichen göttlichen Sendung Daniels, des Säulenheiligen, nach Constantinopel erfüllt. — Akazius, der nun weder Daniels Eifer, noch seine Wunderwerke weiter nicht bedurfte, ließ ihn im Frieden wieder in seine Einsamkeit ziehen; und Daniel stellte sich wieder auf seine Säule.

Dies sey nun genug, um zu zeigen, was klösterlicher und anachoretischer Müßiggang in orientalischen Einsamkeiten wirkten, und wie über alle Begriffe groß die Schwärmerey eines Menschen seyn muß, der in allen diesen Mönchen und Anachoreten nichts als Friedensengel sieht, und fromme evangelische Schaafe.

Dante.

*) Wer in solchen Umständen zu den Füßen rachgieriger Priester seine Krone erbetteln, und sie mit seinem Degen nicht vertheidigen, auch auf alle Fälle mit dem Degen in der Hand sich vertheidigend muthig sterben kann, verdient ein nicht viel besseres Schicksal.

Dante.

Petrarch erzählt, daß sein vortrefflicher Freund und Zeitgenosse, Dante Aligheri, einer der größten Originalgenies, die jemals gelebt haben, nach seiner Verbannung aus seinem Vaterlande, sich an den Hof eines Fürsten begeben, der damals der Zufluchtsort aller Unglücklichen gewesen sey, und daselbst anfänglich in großer Hochachtung gestanden habe; aber wegen seiner strengen Sitten und freymüthigen Reden seinem Patrone täglich unerträglicher geworden sey.

Es befanden sich an eben dem Hofe auch viele Spieler, Hofnarren und Possenreißer, unter denen sich vorzüglich einer durch seine Unverschämtheit im Reden auszeichnete, und von den Uebrigen sehr geschmeichelt wurde. — Der Fürst, der es bemerkte, daß Dante keinen Gefallen daran fand, ließ den Menschen zu sich kommen, und als er ihn sehr gelobt hatte, so wandte er sich zu dem Dante, und sagte: „Ich wundere mich, daß dieser Mensch, den einige für einen Narren, und andere für einen Wahnsinnigen halten, doch überall so angenehm und beliebt ist, da man euch hingegen, der ihr wegen eurer Gelehrsamkeit so berühmt seyd, ohne Vergnügen anhört, und ohne Freundschaft lobet.“ — „Sie würden sich nicht mehr wundern,“ antwortete Dante, wenn Sie bedächten,

ten, daß nur die Gleichförmigkeit des Charakters die Quelle der Freundschaft ist.“

Diese heftige Rede, welche alle Stärke der Wahrheit, und Schärfe des Witzes hatte, war unerträglich; und Dante fiel sogleich in Ungnade, und mußte sich von diesem Hofe wieder weg begeben. — Wahrheit ist zwar gut Ding — allein wer sie geigt, dem schlägt man gewöhnlich den Fiedelbogen, wie das Sprüchwort sagt, übern Kopf entzwey!

Dataria,

Ist die große Kanzley in Rom, welche alle Bullen ausfertigt, und mit einigen Einschränkungen über alle eröfnete Pfründen konferirend, oder konfirmirend disponirt. Sie wird aus der Ursache so genannt, weil sie ihre Expedizionen, nachdem eben der Pabst im Vatikan oder Quirinal residirt, also datirt: *Datum* apud St. Petrum, oder *Datum* apud St. Mariam Maiorem.

Der Präsident dieses einträglichen Gerichtshofes heißt Datarius, und wenn er zugleich Kardinal ist, Prodatarius, weil ein Kardinal dieses Amt eigentlich nicht verwalten sollte. — Dieser wichtige Prälat hat das Recht,

alle kleinere, nicht über 24 Dukaten jährlich abwerfende Pfründen allein zu vergeben.

Dauphin (Ludwig).

Ludwigs XVI. Vater, war ein sehr thätiger und beliebter Prinz. Gegen die Soldaten war er freygebig, und sagte seinen Offizieren gern etwas verbindliches, oder winkte ihnen freundlich zu; und gab allen Beweise, daß er viel auf seine Gefährten hielt.

Einsmals kam er unerwartet hinaus in das Quartier, wo seine Dragoner lagen. Die Offiziere waren in der Stadt. Die Dragoner schrieen wie wild: „Da ist unser Oberster!“ warfen ihre Mützen in die Luft, drängten sich um ihn, machten ihm einen Sitz von Heu in ihrer Mitte, und er setzte sich unter ihnen, strafte, lobte und gab guten Rath. Indessen hatten die Offiziere Rapport bekommen, und kamen, einer noch geschwinder, als der andere. Da unterhielt sich Ludwig lange vertraulich mit seinen Offizieren; und wie er weggieng, bat er für einige Dragoner, die im Arrest saßen; denn, sagte er, ich möchte nicht, daß heute einer von unserm Regiment niedergeschlagen seinen Abend zubrächte, da wir so fröhlich miteinander gewesen sind. —

Die Dauphine hatte noch keine Armee in Schlachtordnung gesehen, kam ins Lager bey Compiegne. Der Dauphin gieng ihr entgegen, gab ihr den Arm, und führte sie weiter zu seinen Truppen. „Kommt näher, meine Kinder, — sagte der Dauphin — hier ist meine Frau. Nun erschallte das ganze Lager vom: „Es lebe Monseigneur Dauphin und Madame Dauphine!“

Die hintern Reihen hatten Anfangs nur mitgeschrieen, ohne zu wissen warum. Wie sie darauf von ihren Kameraden die edle militärische Art hörten, mit der der Dauphin seine Gemahlin der Armee vorgestellt hatte, gieng das Vivat von neuem an, und dauerte lange.

So kriegerisch aber auch Ludwig aus Neigung war, so ruhig hätte er aus Liebe zu seinem Volke regiert; hätte die Freude, glückliche Unterthanen zu machen, dem Ruhm, Nachbarn zu demüthigen, vorgezogen. „Die größten Eroberer, sagte er, sind weit unter friedfertigen, gerechten und leutseligen Königen; es ist schöner, das Wohlgefallen, als das Schrecken von Nazionen zu seyn. Vor Gott und Menschen ist der Prinz, der nur seines eigenen Ruhms wegen einen Krieg anfängt, ein Greuel. Verdient er seine Würde, so entfernt er die Anlässe zum Krieg, aber dies nicht aus Furcht. Hat er dem Kriege nicht ausweichen können,

so führt er ihn muthig zu Ende, wagt dann sein eignes Leben, und schont das Blut seiner Unterthanen."

Den Landmann nannte er die kostbare nützliche Klasse für den Staat. Er meinte, der Landmann müsse nicht grade reich seyn, aber wohlhabend und ohne Furcht, den Einnehmer, wenn er vom Felde zu Haus kommt, vor der Thür zu finden. Den Landsherrn bereichern wollen, und den Landmann ausziehen, ist die Henne schlachten, die goldene Eyer legt.

Höflinge stellten ihm vor, daß seine Einkünfte zu gering wären, daß der Dauphin Ludwigs XIV. in seinem Alter schon 50,000 Livres monatliche Einkünfte allein zu seinen Privatausgaben bekommen hätte. „Es würde mir auch nicht schwer werden, antwortete Ludwig, von dem Könige die nemliche Summe zu erhalten; aber ich würde sie ja nur einnehmen, um sie wieder auszutheilen; und so seh ich lieber, daß bey meinen geringen Einkünften der Landmann etwas geschont wird, und seine Abgaben nicht größer werden.

Er zeigte dem Bischof von Verdün den Riß von einem Schloß, den er selber mit vieler Sorgfalt entworfen hatte. Der Bischof fand die ganze Einrichtung unverbesserlich angelegt, den Geschmack in den

Ver-

Verzierungen fein, das Ganze edel. „Sie verstehen sich auf die Sache, unterbrach ihn der Prinz, aber Sie haben doch noch nicht das Beste an meinem Schloß bemerkt.“

Der Bischof gieng nun den Riß zum andernmale durch: dann lachte der Prinz und sagte: „Das Beste ist, daß mein Schloß nur im Riß existiren, und so den Unterthanen nichts kosten wird.“

Nun auch ein Zug aus Ludwigs häuslichem Leben: Ein Kammerdiener, der zum erstenmal ihn rasiren sollte, zitterte. „Fürchte er sich nicht — sagte Ludwig — wenn er mir auch eine Wunde anhängt, so geht er doch frey durch; die Leute werden sagen, daß ich den Feind in der Nähe gesehen habe.“ Und da zitterte der Kammerdiener nicht mehr.

Im Jahr 1756 begegnete dem Dauphin ein wahrlich großer Unfall für ein gefühlvolles Herz. Ludwig hatte bey Versailles gejagt. Auf dem Heimweg feuerte er seine Flinte ab, und der Schuß gieng seinem Stallmeister von Chambord, den er vor einem Baum nicht gesehen hatte, in die Schulter, Chambord schrie erbärmlich und stürzte. Der Dauphin hörte den Schrey, ahndete seine That, warf seine Flinte weg, rennte nach dem Ort, woher der Schrey kam, fand den Chambord, den

er lieb hatte, sich im Staub winden, kniete neben ihm, netzte ihn mit seinen Thränen, und beschwur ihn, ihm zu verzeihen. Chambord vergaß sich für den Dauphin, sagte alles, was nur den Dauphin hätte trösten sollen.

Chambord ward eilig nach Versailles gebracht. Der Dauphin gieng hinterdrein, seinen Schmerzen tief im Herzen mit niederhängendem Gesicht, im bloßem Kopf, und die Haare in Unordnung; dachte nur an sein Unglück. Einer seiner Höflinge wollte ihm zusprechen, sagte: die Wunde sey nicht tödtlich, Chambord könne wohl wieder aufkommen, er brauche nicht so betrübt zu seyn; aber Ludwig antwortete: „muß ich denn einen Menschen getödtet haben, um mich inniglich zu betrüben.“

So wie Ludwig nach Versailles kam, gab er die gemessensten Befehle, daß Chambord wie er selber gewartet würde, trug selbst Sorgfalt, und besuchte ihn mehreremal, ob ihm gleich sein Anblick jedesmal von neuem das Herz zerriß. Den siebenten Tag starb Chambord. Bey dieser Nachricht jammerte Ludwig: „Weh mir! so ists denn nun gewiß, daß ich einen Menschen getödtet habe! —

Ludwig sprach in seinem Leben oftmals von diesem Unglück. — Er sey ja nur unschul-

schuldigerweise Ursach daran, sagte ihm einer. „Sagen Sie, was Sie wollen, erwiederte er; mein armer Chambord bleibt immer todt, und das todt durch eine Kugel von meiner Hand! nein! ich werde mir's nie vergeben!“ Und bey einer andern Gelegenheit rief er aus: „Der Ort, wo sich dieser abscheuliche Auftritt zutrug, steht mir noch immer vor Augen! ich höre noch den Schrey des armen unglücklichen Mannes! und dann ist mir, als wenn er seine blutigen Arme gegen mich ausstreckte, und mich fragt: was hab' ich Ihnen zu leid gethan, daß Sie mich tödten? Ich glaube seine Frau ausser sich zu sehn und wie sie jammert: warum haben Sie mich zur Wittwe gemacht! und seine Kinder, die schrieen: warum machen Sie uns zu Waisen? Diese marternden Vorstellungen folgen mir allenthalben, und all mein Nachdenken überzeugt mich nur mehr und mehr, daß diese Vorstellungen keine leeren Träume gewesen sind.“ Von dieser Zeit an gieng Ludwig nicht mehr auf die Jagd: er hatte sonst gern gejagt, und wollte sich nun bestrafen.

Auch auf seinem Todtbette sprach er von Chambord. — Auf diesem Todtbette bekannte er seinem Beichtvater: „Der Glanz des Throns, zudem meine Geburt mich rief, hat mich nie geblendet: ich habe ihn nie anders, als von Seiten seiner furchtbaren Pflichten und seiner Gefahren angesehen.“

Er

Er starb allen Merkmalen nach, ohne Schmerz *). Seine Mutter und seine Gemahlinn folgten ihm bald. Sein Vater ertrug dies wie alles. Der Gram um seinen Tod nagte in allen Ständen. Durchs ganze Reich feyerte man sein Leichenbegängniß mit einem Eifer, wozu sich keiner ein Beyspiel selbst von Todesfällen wirklicher Könige zu erinnern weiß.

Als sein Körper nach Sens gebracht wurde, kamen die Landleute Stundenweit herbey, standen am Wege, und wer sie da sah, hätte glauben sollen, daß man eines Jeden gemeinschaftlichen Vater zu Grabe führe. Einige waren still in ihrem Gram, und staunten dem Schicksale nach; andere, die sich noch niemals gesprochen hatten, schienen sich hier zu kennen, erzehlten sich vertraulich, was sie alles von den Tugenden dieses Prinzen wußten; wiederholten mit Thränen in den Augen: „er hatte unsere Abgaben mindern, und glücklich uns machen wollen.“ — „Ja, sagten andre, das wollt' er, und Gott straft uns nun hart: wir verdienen es nicht, jemals einen so guten König zu bekommen.“ Noch andere wollten sich wechsels-

*) Einige wollen behaupten, er habe wichtige — Feinde gehabt, die ihn mit aqua Tophana aus der Welt befördert hätten. — Je größer die Tugend, je größer oft die Feinde!

felsweise trösten, und sagten gutherzig: „man muß hoffen, daß die Kinder eines so guten Mannes ihren Vater nachahmen werden. —“

„Wohl, sagte ein armer Mann zu seiner Frau, die bitterlich über die Leiche weinte, die Kinder eines so braven Mannes sind keine Bastarte; sie werden gewiß wie ihr Vater seyn!“

Was ist ein Monument von Marmor gegen solche Monumente im Herzen der Unterthanen!

Dee, (Johann)

Von Geburt ein Engländer, war einer von den sonderbarsten Leuten im sechszehnten Seculum. Er war von einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und besonders ein Mathematiker, der zu seiner Zeit wenige seines gleichen hatte.

Allein bey allem diesen war er ein eitler, leichtgläubiger Schwärmer. Er hatte die Astrologie studirt, und niemand war mehr als er von den Irrthümern der Rosenkreuzer eingenommen. Er war diesen Träumereyen so sehr ergeben, daß er bald selbst träumte. Er schien wechselsweise bald betrogen worden, bald selbst Betrüger gewesen zu seyn; ungeachtet dessen stand er in großem Ansehen; die vornehmsten europäischen Fürsten suchten ihn an sich zu zie-

hen,

hen, und bildeten sich ein, an diesem berühmten Mann einen Schatz zu besitzen. Kaiser Karl V., Maximilian, Rudolph und der Czar boten ihm Pensionen an.

Er durchreiste den größten Theil Europens, und wurde überall für ein Wesen einer höhern Gattung gehalten. Er hatte eine Art von Stein bey sich, der wie ein Spiegel gestaltet war, wovon er großen Gebrauch machte, und den ihm, wie er vorgab, die Engel gebracht haben sollten; er sagte auch, daß er sehr oft, und wann er wollte, sehr vertrauliche Gespräche mit den Engeln Raphael und Gabriel führe *). —

Degenfeld. (Ferdinand, Baron v.)

Ein Sohn des in verschiedenen Kriegsdiensten, vornehmlich aber als General-Gubernator der Republik Venedig von Dalmazien und Albanien bekannten Christoph Martins von Degenfeld, verlohr im Jahr 1647, in dem acht

zehen-

*) Daß oft viel Gelehrsamkeit mit schwärmerischer Narrheit sich paart, beweisen nebst diesem Beyspiel in unsern Zeiten ein Schwedenborg und Siegel; wie in des letztern abgekürzten Wort des Herrn des mehrern zu ersehen.

zehenden Jahr seines Lebens, da er schon Rittmeister über eine Kompagnie deutscher Küraßier war, bey dem Rekognosciren vor Urana in Dalmazien, an der Seite seines Vaters, das Gesicht, indem er mit einem eines kleinen Zolls langen und etwa wie eine Linse dicken Bley zum rechten Auge hinein und zum linken wieder heraus geschossen wurde. Hierdurch ward er zwar zum Kriegsstand untüchtig; er legte sich aber auf die Wissenschaften, und vorzüglich auf die Staatskunst, worinn man ihm die besten Schriften vorlesen mußte.

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz berief ihn im Jahr 1660 zum Kriegsrath, beförderte ihn zum Regierungs- auch nachher zum Geheimenrath, und als der Kurfürst im Jahr 1675 am Rhein die Kaiserliche- und Reichsarmee in Person kommandirte, so übertrug selbiger dem Baron Ferdinand die Statthalterschaft der Kur-Lande.

Er legte seine Geheimerathsstelle unter Kurfürst Karl nieder, um der Vormund seiner Anverwandten zu seyn; wurde aber nach Absterben Kurfürst Karl und Philip Wilhelms vom Kurfürst Johann Wilhelm wieder berufen, und zu dessen ältesten Geheimenrath und Präsidenten der Regierung ernennet, auch zu wichtigen Gesandschaften an unterschiedliche große Höfe gebraucht.

Als endlich im Frühling 1693 die französische Armee Heidelberg belagerte, blieb er, da alle Geheime- und andere Regierungsräthe daraus entwichen, allein darinn. Weil aber der Kommendant von Heydersdorf seine Pflicht bekanntlich nicht that, und die guten Erinnerungen des Baron nicht befolgte, so sagte er einmal, indem er mit seinem in der Hand habenden Stock auf den Boden stieß; „Ach! hätte ich nur jetzt meine Augen.“

„Und dies (so sagt sein Geschichtschreiber, ein Mann, dessen Redlichkeit aus jeder Zeile der von ihm hinterlassenen Handschrift hervorleuchtet, und welcher 20 Jahr bey dem Baron als Sekretär und Vorleser in Diensten gestanden) war das einzigemahl, daß Schreiber dieses, auf dessen Arm er, Herr Geheimerath sich gesteifet, eine Ungeduld über den Verlust seiner Augen aus seinem Munde gehört hat.“

Um diesen Zug durch nichts zu schwächen, wird nur beygefügt, daß Ferdinand von Degenfeld sich der Kurfürstlichen Gnade bis an den Beschluß seines bis über achtzig Jahr gebrachten Lebens zu rühmen gehabt, und in Venedig, wohin er in Familienangelegenheiten gereist war, im Jahr 1710 gestorben sey, auch daselbst auf dem Bollwerk des heil. Ignazius, des Martyrers, begraben liege.

Demokrit.

Ein Philosoph des Alterthums aus der Stadt Abdera in Thrazien gebürtig, starb 361 Jahr vor Christi Geburt in einem Alter von 109 Jahren, nach dem Berichte des Diogenes Laertius. Er hat eine Menge Schriften verfertigt, welche verlohren gegangen sind, und aus denen Epikur seine Philosophie gelernt hatte.

Demokrit und Heraklit, sagt Montagne, waren ein paar Philosophen, von denen der erste die Menschen durchgängig eitel und lächerlich fand, und sich daher beständig mit einer spottenden und lachenden Mine öffentlich sehen ließ.

Heraklit, der die Menschen überall bedauernswürdig fand, hatte immer eine traurige Mine, und die Augen voller Thränen. Ich halte es mehr mit dem ersten, nicht allein, weil es angenehmer ist zu lachen, als zu weinen, sondern weil mehr Verachtung dabey ist, als bey dem andern, und weil ich glaube, daß wir nie genug verachtet werden können. Das Bedauern, das Mitleid ist mit einer gewissen Hochachtung der Sache verknüpft, die man bedauert; Sachen aber, worüber man spottet, haben in unsern Augen keinen Werth.

Die Abderiten, die in ihrer Aufführung nichts sahen, was den Demokrit zu einem beständigen Lachen bewegen konnte, glaubten, er verlöhre den Verstand, und schickten nach dem Hippokrates, daß er ihn in die Kur nehmen sollte. Als nun dieser berühmte Arzt zu dem Philosophen kam, erfüllte ihn der Verstand und die Tugenden desselben mit solcher Hochachtung, daß er sich nicht enthalten konnte, den Abderiten zu sagen, die wären jetzt die Kränksten, die sich für die Gesundesten hielten.

Demokrit that nach der gemeinen Erzählung, vor dem Arzte der Insel Cos den Ausspruch, daß die Milch, die man ihm vorgesetzt hatte, von einer schwarzen Ziege wäre, die nur erst ein einzigmal Junge gehabt hätte; und da er ein junges Mädchen sahe, welche Hippokrates bey sich hatte, nannte er sie den ersten Tag Jungfer, und den andern Tag Frau, weil er es ihr ansahe, daß sie in derselben Nacht zur Frau war gemacht worden. Dieser seltsame und beunruhigende Scharfsinn dürfte wohl zu den ausserordentlichen Eigenschaften zu zählen seyn, womit man bisweilen die berühmten Philosophen des Alterthums beschenkt hat.

Lucian sagt: Demokrit habe fest geglaubt, daß die Seele mit dem Körper stirbt, und daß folglich alles, was man von Gespenstern, Erscheinen und Wiederkommen der Geister erzählt,

Mär-

Märchen wären. — Dieser Philosoph hielt sich ausserhalb der Stadt in einem Grabe auf, und brachte Tag und Nacht darinne mit Studiren und Schreiben zu. Einige junge Leute wollten ihn furchtsam machen; sie kleideten sich wie Gespenster an, nahmen die scheuslichsten Larven vors Gesicht, und kamen in seinen einsamen Aufenthalt zu ihm, mit allem was nur fähig war, ihn in Schrecken zu setzen; Demokrit aber nahm sich nicht die Mühe, sie anzusehen; er schrieb immer fort, und sagte zu ihnen: „Höret einmal auf den Narren zu machen.“

Als sich dieser Philosoph am Hofe des Darius befand, und diesen über den Tod einer seiner Weiber betrübten Monarchen nicht trösten konnte, versprach er ihm, sie wieder lebendig zu machen, wenn man ihm drey Personen verschaffen könnte, die nie eine Widerwärtigkeit auf Erden erduldet hätten. Das Aufsuchen dieser drey Personen, wozu Zeit erfodert wurde, linderte indeß die Betrübniß des Darius in etwas; und als man endlich sahe, daß es nicht möglich war, diese Personen zu finden, nahm Demokrit seine gewöhnliche lachende Miene an, die man die Abderitische nannte. Er stellte dem Könige vor, daß es sehr unrecht sey, wenn er sich von der Betrübniß niederschlagen ließe, da unter allen Menschen auf

dem Erdboden nicht ein einziger zu finden sey, der von Widerwärtigkeiten frey wäre, und nicht wahrscheinlicherweise mehr Ursache hätte, als er, sich über die Strenge des Schicksals zu beklagen.

Plutarch führt einen Philosophen an, der nicht haben wollte, daß ihm jemand einen Zweifel benehme, weil er das Vergnügen suchte, sich selbst davon zu befreyen. „Ein Umstand im Leben des Demokritus, sagt Montagne, stellt uns diese glänzende Leidenschaft sehr deutlich vor, die sich an der Untersuchung solcher Dinge belustigt, welche uns zur Verzweiflung bringen, wenn wir sie nicht einsehen: Als Demokrit eine Melone aß, welche nach Honig schmeckte, fieng er so gleich an nachzudenken, woher diese ungewöhnliche Süßigkeit käme; und um auf den Grund der Sache zu kommen, stand er vom Tische auf, um den Ort zu besichtigen, wo man die Melone abgeschnitten hatte. Die Magd, die die Ursache endlich gewahr wurde, worüber sich ihr Herr den Kopf zerbrach, sagte lachend zu ihm: er sollte sich weiter keine Mühe geben, denn sie hätte die Melone in ein Gefäß mit Honig gelegt. Demokrit wurde verdrüßlich darüber, daß sie ihm die Gelegenheit zum Nachdenken genommen hatte. „Geh, sagte er zu ihr, du hast mir einen Possen gespielt, ich will aber demohngeachtet

ächtet nicht unterlassen, der Ursache nachzudenken, als ob sie natürlich wäre.“ Er hätte gern eine wahre Ursache zu einer falschen und erdichteten Wirkung ausfindig gemacht.

Einer von den merkwürdigsten Sprüchen des Demokritus war: „Der ist zu allen Zeiten reich, der das Wenige, was er besitzt, zu gebrauchen weiß.“

Demuth.

Ist eine bescheidene Schöne. Sie erhält stets mehr Beyfall, als sie werth zu seyn glaubt, und also stets mehr, als sie gehoft hat. Sie hat selten Ursach unzufrieden zu seyn, weil sie nicht begehrlich ist. —

Die Demuth ist im Leben eben das, was die Mischung von Licht und Schatten in einem Gemählde ist. Sie macht, daß der Held aus dem Tuche hervorsticht, und sondert seine Figur von der Gruppe ab, in welcher er sonst, ewig, unter andern Dingen vermischt liegen würde. Ueberhaupt ist sie ein wichtiges Mittel zu eigner Verbesserung und Selbsterkenntniß.

Deprez. (v. Craßi)

Aus einer alten adlichen Familie der Landschaft Gex auf der Schweizer Gränze, waren sechs Brüder und insgesammt im Dienste des Königs von Frankreich. Ihre Güter wurden bey ihrer Minderjährigkeit den Jesuiten um ein Spottgeld verkauft. — Einer von diesen Brüdern, nemlich der Kapitän beym Regiment von Zweybrücken, erzählte seinem Nachbar, dem Herrn von Voltaire, indem er mit ihm schwatzte, die traurige Lage seiner Familie. — Wir wollen diese Sache etwas näher erklären:

Ein ziemlich beträchtliches Landgut, welches ihnen zu einiger Erhohlung hätte dienen können, war schon lange an die Genfer versetzt. Die Jesuiten hatten ganz nahe bey dieser Herrschaft Besitzungen erlangt, welche ohngefehr 3000 Fl. Renten in einem Orte, der Ornax hieß, betrugen. Sie ließen es sich also einfallen, der Herren Deprez von Craßi ihre Herrschaft mit ihrer eigenen zu vereinigen.

Der Superior der Jesuiten, dessen wahrer Nahme Feße war (den er aber in Faßi verändert hatte) verglich sich mit den Genfer Gläubigern, dieses Landguth zu kaufen. Er erhielt auch die Erlaubniß des Raths, und stund auf dem Punkt, dieselbe zu Dijon bestä-

tigen

tigen und unterzeichnen zu lassen. Man sagte ihm, daß er hier mit Unmündigen zu thun hätte, und daß diese trotz der Rathserkenntniß doch in ihre Güther eintreten könnten. Er antwortete aber, und schrieb sogar, daß die Jesuiten nichts dabey wagten, und daß die Herren von Craßi niemals im Stande seyn würden, die nöthige Summe zu bezahlen, um die Güter ihrer Vorfahren in Besitz zu nehmen.

Kaum war Herr von Voltaire von dieser seltsamen Art, womit der Vater Feße die Gesellschaft Jesu bedienen wollte, hinlänglich unterrichtet; so gieng er den Augenblick, und legte die Summe der Schuld auf der Gerichtsstube der Landvoigthey von Gex nieder, vermittelst welcher die Familie von Craßi die alten Gläubiger bezahlen, und ihre Rechte wieder erlangen sollte. Die Jesuiten waren verpflichtet, inne zu halten, und die Familie ward durch einen Schluß des Parlaments zu Dijon wieder in ihren Besitz eingesetzt *).

Das Schönste dieser Begebenheit war noch dieses, daß, nachdem man Frankreich von den ehrwürdigen Vätern der Jesuiten befreyet hatte; so kauften eben die Edelleute, deren Güther die guten Väter an sich reißen wollten, das

*) Diese Begebenheit ist einer der edelsten Züge im Leben des Herrn von Voltaire.

Guth der Jesuiten. Herr von Voltaire, der immer die Gotteslängner, Schwärmer, Heuchler und Jesuiten bestritt, schrieb ihnen darauf: „Daß man hieraus eine Vorsehung erkennen müsse.“

Derwische.

So nennet man die in egyptischen Klöstern wohnende mahomedanischen Mönche. — Ihr Leben ist ehelos, sie studieren die Weltweisheit, und Gottesgelehrsamkeit, und lesen den ganzen Tag unter ihren Bäumen *).

Nahe bey Kairo fand einer unsrer Reisenden in einem Kloster vierzig solcher Mönche, die alle von verschiedener Meinung waren. Einige schienen Atheisten, einige disputirten über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikuräer Art; einige verfochten die Unsterblichkeit; viele waren unserm Heiland weit geneigter, als dem Mohamed.

So

*) Da sie vermuthlich aus Mangel anderer Bücher nur den Alkoran lesen werden, so müssen sie diesen wie unsere Geistlichen das Brevier so ziemlich auswendig können.

So erzeugt der Müßiggang in mohamedanischen, so wie in christlichen Klöstern viel Böses! —

Ein armer Derwisch, der seine Wallfahrt nach Mecca wegen Mangel an Sandalen barfuß gehen mußte, murrte wider sein Loos, und klagte die Fürsehung der Grausamkeit an. Allein bey seiner Ankunft zu Couffa erblickte er an der Hauptthüre der großen Moschee einen armen Mann, der beyde Beine verlohren hatte.

Der Anblick eines Menschen, der noch mehr, als er, entbehren mußte, ward ihm eine Art von Trost, und überzeugte ihn, daß es noch weit trauriger sey, der Füße mangeln zu müssen, als der Schuhe. —

Ein anderer alter Derwisch, der einem jungen Menschen über die Freundschaft Klugheitslehren gab, erzählte ihm dabey folgende Geschichte: Du hast gehört, mein Sohn, die große Neigung und Freundschaft, welche man den Eidexen gegen den Menschen zuschreibt. Abairan, Kalif zu Bagdad, ermüdet von der Jagd, und von seinen Leuten getrennt, legte sich unter einen Baum des Forstes, neben einem kleinen rieselnden Bach zur Ruhe nieder, und das Murmeln des kleinen Stroms wiegte ihn in einen süßen Schlaf, als ihn bald dar-

auf eines dieser kleinen Thiere daraus erweckte; und wie erschrak er, da er nur einige Schritte weit eine ungeheure Schlange erblickte, die auf ihn anrückte. Er sprang auf, rafte die warnende Eidexe von der Erde auf, und floh.

Dieser Vorfall flößte ihm eine solche Neigung für das Thierchen ein, daß er es täglich mit eigner Hand fütterte, meist bey sich hatte, und in seinem Busen trug. Er hatte dies noch nicht lange getrieben, als er, dessen Gesichtsfarbe gesund und glühend war, blaß und kränklich ward, sein lebhafter Blick ward dunkel, er verlohr die Eßlust, und alle Zeichen einer hartnäckigen Krankheit stellten sich bey ihm ein.

Die Aerzte wurden berufen, aber ihre Kunst war vergeblich; die Krankheit nahm täglich zu, und der Engel des Todes schien in Kurzem gegen den Kalifen seinen unerbittlichen Pfeil losdrücken zu wollen, als ein Fremdling erschien, und seine Dienste anbot. Man sah ihn als einen dieser herumreisenden Quacksalber an, welche besonders großen Städten nachziehen, und wies ihn ab; allein, da der Fremde sein Leben verpfändete, wenn er nicht hülfe, fand er endlich Gehör, und ward für den Kalifen gebracht.

Kaum hatte er des Kalifen Auge erforscht, so erklärte er, die Ursache der Kranheit sey eine

Eydexe,

Eydexe, deren giftiger Hauch die ganze Blutmasse und Säfte des sie herzenden Kalifs verdorben habe. Der Arzt nahm ein kleines Gläschen aus seiner Tasche, mischte einige Tropfen in einem Becher mit Wasser, den er dem Abaran darreichte. Dieser trank so beherzt, wie einst Alexander, und fand sich besser. Die Eidexe wurde wiederum ins freye Feld gesetzt, der Kalif fand sich täglich besser, in wenig Tagen blühte Jugend und Gesundheit wiederum auf seinen Wangen, und lebhafte Anmuth glühte in seinem Auge wie vorhin.

Der Kalif, welcher dem Arzt erzählt hatte, wie er zu der Eidexe gekommen war, und und daß er sie aus Dankbarkeit so geliebt hätte, bat nun den Arzt bey ihm zu bleiben, und den Pallast uud Tisch des Kalifen als sein anzusehen. „Da mich nichts mehr vergnügt und fröhlich macht, als wenn ich dankbar seyn kann, so wirst du, wie ich hoffe, einwilligen.“

„Verzeihe, erhabener Vorsteher der Gläubigen“, erwiederte Alczaman, Gutes zu thun bringt allemal seine Belohnung mit sich, und der Gutherzige und Wohlthätige fühlt eben so viel Vergnügen in Ausübung seiner Wohlthaten, als immer der empfinden kann, dem er sie erweißt. Wenn dir meine Kunst nützlich gewesen, so hat es mich erfreut, und alle Belohnungen, die ich dafür mir erbitte, ist die

Freyheit, Bagdad zu verlassen, und in meinen einsamen Aufenthalt zurück kehren zu dürfen, wo ich bloß Weisheit und Wahrheit zur Gesellschaft habe *).“

„Du bist ein Fürst, es ist wahr, mit allen Eigenschaften ausgeschmückt, welche deine Gesellschaft wünschenswerth und angenehm machen können: deine Regierung ist ein Segen für deine Untergebene, und wird von allen deinen Nachbaren bewundert; allein die Klugheit gebeut mir, deiner Freundschaft auszuweichen, so sehr sie alle deine Nachbaren suchen.“

„Verzeihe, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, die Freymüthigkeit der Denkungsart deines Knechts, die einzige Herrschaft, welche der Weise wünschen soll. — Freundschaft gründet sich auf Gleichheit des Standes und der Wünsche, und sogar Tugend, ob sie gleich immer nothwendig ist, Freundschaft zu befestigen, ist unwirksam dazu, wenn diese Grundlage mangelt.“

„Betrachte nur, welch eine große Entfernung zwischen mir und dir ist, bedenke die Beschwer-

*) Nicht allemal scheinen Weisheit und Wahrheit die Gesellschafterinnen der Einsamkeit zu seyn. Gewöhnlicher Schwärmerey, Bosheit und Menschenfeindlichkeit. Der Art. Daniel ist ein Beweis davon.

schwerlichkeiten, welche für Beyde aus dieser Vereinigung entstehen würden; du bist in einem Pallast erzogen; ich in einer Zelle; die Wohlfahrt von Tausenden hängt von deiner Wachsamkeit und Sorge ab, als Beherrscher; — mein Vergnügen besteht in der Einsamkeit und stillen Betrachtungen; sollten wir zusammen leben, so würdest du einerseits nachläßig werden, wenn du mir in meinen Spekulazionen Gesellschaft leistetest, und ich anderseits würde in diesen durch die Geschäfte gestöhrt werden, welche sich dir aufdringen würden."

„Laß uns also getrennt leben, damit jeder diejenige Rolle recht erfüllen möge, welche zu spielen ihm die Vorsehung angewiesen hat, damit wir nicht ein jeder des andern seinem Geiste statt Balsam ein Gift werden, wie die Eidexe deinem Körper eins ward."

Derwischenfett.

Von diesem weiß unser Originalgeist Wieland viel zu erzählen, und setzt zum Voraus, daß ihn seine Leser verstehen werden. — Wäre indessen alles Derwischenfett so gut, als die Derwischen-Erzählung im vorigen Artikel, so möchte es eben so schädlich nicht seyn, als man von dem gewöhnlichen — christlichen

oder

oder Mohamedanischen — Derwischenfette vermuthet. —

Descartes.

Dieser berühmte Philosoph ist es, der die Philosophie des Aristoteles hauptsächlich vom Throne stürzte, auf dem sie sich bisher in dem westlichen Europa gebrüstet hatte. Natürlicherweise konnte dieses nicht ohne großen Rumor geschehen. Doch brachen die Streitigkeiten darüber eigentlich erst nach seinem Tode aus, die in Holland und andern Ländern geführt wurden. Zu Rom setzte man seine Meditazionen über die Anfangsgründe der Philosophie in den Katalog der verbotenen Bücher.

Seine Hypothesen, z. E. von den Wirbeln, von der menschlichen Maschine, ꝛc. sind zwar durch neuere Hypothesen und Erfahrungen verdrängt worden. Allein der Ruhm bleibt ihm doch, daß er das Selbstdenken in der Philosophie Mode gemacht hat, wozu ihn das Studium der Mathematik leitete.

Was die Umstände seines Lebens betrift, so wurde er von den Jesuiten gebildet *), die auf

*) Daher ihm auch noch eine gute Portion Gewissensscrupel, wenn er Freytags sich ein Fleischessen erlaubte,

auf ihren Schüler stolz waren, und daher seine Philosophie in Schutz nahmen; er that Anfangs Kriegsdienste in Holland, in Böhmen, wo er der Schlacht auf den Weißenberge bey Prag beywohnte, und in Hungarn, verließ aber das Feld, und sein Vaterland, um in Holland ganz in philosophischer Muße zu leben. Doch ließ er sich gegen das Ende seines Lebens bereden, zur Königinn Christina nach Schweden zu ziehen, fand aber daselbst, und zwar den 11. Februar 1650 seinen Tod. Er war gebohren zu La Haye in der Provinz Touraine, im Jahr 1596.

Desfontaines. (Peter Guyot)

Ein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, gebohren zu Rouen den 29. Junius 1685; gestorben zu Paris den 16. December 1745 im sechzigsten Jahr seines Alters.

Er war ein Geistlicher von Profeßion, und nahm sogar die Pfarre zu Thorigny in der Normandie an, verließ sie aber bald wieder, um seinem Geschmacke zu folgen, der ihn zu kleinen

laubte, und bey einem herannahenden Donnerwetter seinen Eyerkuchen mit Speck ins Feuer warf, ürbig blieb.

kleinen kritischen Aufsätzen über die neuesten Schriften trug *). Man hat von diesem Abt auch ein Neologisches Wörterbuch, eine Uebersetzung des Virgil, mit Anmerkungen, und verschiedene andere Werke; denn er gab sich mit allem ab, es sey nun, daß er es aus Neigung, oder aus Nothwendigkeit that, um seinen Unterhalt zu verdienen. Die Schriften aber, die ihn am meisten bekannt gemacht haben, sind die Observations und Jugemens sur les ouvrages nouveaux.

Der Abbee Desfontaines ist einer von den Schriftstellern, die sich einen Nahmen zu machen gewußt haben, nicht so wohl durch ihre eigenen Werke, als durch die Rolle, die sie auf dem Parnaß gespielt haben.

Er hatte sich eine Art von Richterstuhl angemaßt, wo er unter seinem eigenen Nahmen über die neuen Schriften sein Urtheil fällte. Seine periodischen Blätter sind voll sinnreicher Betrachtungen und munterer Einfälle, welche das

*) Seine Kritiken aber arteten nicht selten in Pasquille aus. Als er sich einst deshalb beym Polizeylieutenant von Argenson rechtfertigen wollte, und sagte: „Ich muß doch leben!“ antwortete ihm dieser berühmte Minister: „Ich sehe die Nothwendigkeit davon ganz und gar nicht ein.“

das Lesen derselben nützlich und angenehm machen.

Seine Schreibart ist lebhaft, deutlich, natürlich, und mit dem beißenden Salze der Kritik gewürzt; und mancher Schriftsteller hat sich bey ihm wegen eines sinnreich zweydeutigen Lobspruchs bedankt, der hernach inne wurde, daß er sich durch seinen zweydeutigen Ausdruck hatte hintergehen lassen.

Er hatte allen Aberwitz, alles leere Gewäsche, allen Geschmack an Spitzfindigkeiten und Neologismus eifrig verfolgt, und man müßte ihn in allen Stücken rühmen, wenn er sich überall unpartheyisch genug bewiesen hätte, und wenn er die Dornen, womit er stach, sorgfältig genug mit Rosen überstreuet hätte. Erbitterung aber und Leidenschaft haben oft seine Feder geführt; sein beißender Spott hat die berühmtesten Schriftsteller nicht verschont. Vielleicht glaubte er sich dadurch nur mehr Leser zu verschaffen; er wußte wohl, daß der gemeine Haufen an solchen Streitigkeiten eine Freude hat, und mit einem geheimen Vergnügen diejenigen dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt siehet, die ihm seine Hochachtung abgezwungen haben.

Als der Abbee Prevot die Uebersetzung der Briefe des Cicero heraus gab, schenkte er dem

Abbee

Abbee Desfontaines ein Exemplar, welcher ihm schrieb: „Ich schätze ihre Arbeit hoch; ich werde einen Auszug, wie's sich gebührt, daraus machen; einige kritische Anmerkungen aber werden sie mir erlauben: die Algierer müßten Hungers sterben, wenn sie mit aller Welt in Friede lebten" *).

Man erzählt, der Abbee Desfontaines habe einst dem Dichter Piron in der Komödie in einem Kleide angetroffen, das ihm für einen Poeten zu prächtig schien. Er näherte sich ihm, und sagte: „Mein guter Piron, das Kleid ist in Wahrheit nicht für Sie gemacht." — „Das kann seyn, antwortete Piron — aber gestehen Sie mir auch, Herr Abbee, daß Sie nicht für das Ihrige gemacht sind."

Die Abentheuer dieses Abbee sind indessen seltsam genug. Seine Sitten waren ziemlich bekannt. Man hatte ihn mit kleinen Savoyarden auf frischer That ertappt, und legte ihn ins Gefängniß. Schon wollte man ihm den Prozeß machen, uud ins Feuer werfen, denn man behauptete, daß für Paris ein Beyspiel dieser Art sehr nöthig wäre. Allein der Herr von Voltaire wandte den Schutz der Marquisin von Prie zu seiner Befreyung an.

Des-

*) Die gewöhnliche Losung der meisten kritischen Kläffer — Hunger und Eigenliebe zugleich! — —

Desfontaines hatte hierauf einen Brief an seinen Erretter geschrieben. Er befindet sich mit unter den gedruckten Briefen des Marquis d'Argens d'Equille, im 1ten Th. S. 228. unter dem Dat. des 31 May 1724. „Nie werd' ich die Verbindlichkeiten vergessen, die ich Ihnen schuldig bin. Ihr edles Herz ist selbst noch größer, als Ihr Verstand. Mein Leben soll inskünftige nur dazu angewendet werden, Ihnen Kennzeichen meiner Dankbarkeit zu geben. Gegenwärtig beschwör' ich Sie nur noch darum, mir die Gnade auszuwürken, daß man den Befehl, wodurch ich zwar zu Bisetre befreyt, aber zu gleicher Zeit 30 Meilen weit von Paris verbannt werde, aufheben möge."

Desfontaines hielt sein Wort schlecht; — einige Tage nachher ließ er eine Schmähschrift gegen denjenigen drucken, dem er sein Leben widmen sollte. — Diese Anekdote entdeckt den wahren Charakter dieses kritischen Folliculairs zur Gnüge, und ich habe also schon von ihm zu viel gesagt. Nur zu oft sind Talente mit einem bösen Herzen gepaart! —

Despotismus.

Aus der Natur desselbigen folgt, daß der einzige Mensch, der ihn ausübt, selbigen gleichfalls durch einen Einzigen ausüben lasse. —

Ein Mensch, dem seine fünf Sinne beständig sagen: er allein sey alles, und die andern nichts, ist natürlicherweise träge, unwissend und wollüstig. Er nimmt sich also der Regierungsgeschäfte nicht an. Wollte er aber dieselben verschiedenen anvertrauen, so würde Streit unter ihnen entstehen; man würde Parteyen machen, der vornehmste Sklav zu werden, und der Fürst würde sich genöthigt sehen, sich selbst der Regierung wieder anzunehmen. Es ist also natürlicher, daß er dieselbe einem Vezier überläßt, der sofort die nemliche Gewalt, als er, hat. —

Die Einsetzung eines Veziers ist in diesem Staate ein Grundgesetz, und die orientalischen Könige haben, nach dem Zeugniß des Herrn Chardin, allemal Veziere.

Man sagt, daß ein Pabst bey seiner Wahl, aus eigner Ueberzeugung von seiner Unfähigkeit, unendliche Schwierigkeiten gemacht habe. Er nahm zwar endlich diese Würde an; übergab aber seinem Nepoten alle Regierungsgeschäfte, und sagte hernach voller Verwunderung: „Ich hätte nie geglaubt, daß Pabst seyn, so etwas leichtes wäre.“

Auf gleiche Art verhält sichs mit den orientalischen Fürsten. Sobald sie aus demjenigen Gefängnisse, worinnen die Verschnittenen ihnen

nen Herz und Verstand verderbt, ja sie öfters in der Unwissenheit ihres eigenen Standes gelassen haben, zur Besteigung des Throns hervorgezogen werden, so gerathen sie alsbald in Erstaunung. Haben sie aber einen Vezier gemacht, und in ihrem Pallaste sich den allerviehischsten Leidenschaften ergeben, so hätten sie niemals gemeynt, daß dies so was leichtes wäre.

Da man in der Welt nicht sowohl auf den eitlen Namen, als den eigentlichen Grund der Dinge sehen muß, so ist der Minister, welcher seinen König und dessen Staaten unumschränkt regiert, eigentlich der wahre Regent und Souverain; der König aber scheint ein Freund dieses wahren Souverains zu seyn, dem er sein reichliches Auskommen in Ruhe und Gemächlichkeit zu verzehren gestattet.

Dem König Philip dem IV. in Spanien, welcher sich von seinem Minister, dem Herzoge von Lerma, vermöge einer blinden Ergebenheit, unumschränkt regieren ließ, wurde einstmals ein Zettel unter seinen Teller gelegt, mit der Aufschrift: „Philip dem Vierten, ehedem König von Spanien und Indien, anjetzo bey dem Herzog von Lerma in Diensten.“ — Diese Aufschrift machte mehr Eindruck beym Könige, als die allergründlichsten Vorstellungen jemals

hätten wirken können, und die Ungnade des Herzogs von Lerma erfolgte gar bald darauf.

Wie sehr wär' es zu wünschen, daß allen schwachen Regenten, die ihren Lieblingen das ganze Land zum Raube preis geben, dergleichen Zettel unter ihre Teller geschoben würden, damit sie sich ihrer Schwäche und Trägheit schämen, und ein wenig mehr um die Regierungsgeschäfte zum Glücke ihrer Unterthanen bekümmern möchten! —

„Ein Despot, sagt Hr. Wieland, verlebt ordentlicherweise, sein Daseyn in der tiefsten Sorglosigkeit über den Beyfall seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Er sieht sich von lauter kriechenden Sklaven umgeben; sein Wink hat die Kraft eines Gesetzes; unzählige Geschöpfe, welche nur um seinetwillen da sind, eifern in die Wette, allen seinen Begierden zuvorzukommen; alle Welt bezeuget ihm eine Hochachtung, die er durch keine Bemühung, keine Tugend, kein Verdienst zu erkaufen nöthig hat. — Der Gedanke, daß er etwas bedürfe, der Gedanke, daß er noch mehr von andern abhange, als diese von ihm, die Bemerkung des unendlichen Unterschiedes zwischen äusserlichen Ehrfurchtsbezeugungen und empfundener Hochachtung, können keinen Zugang in seine Seele finden. Alles hat sich zusammen verschworen, das Gefühl der natürlichen

chen Schwäche (das stärkste Band, das Menschen zu Menschen zieht) in ihm zu vernichten; alles vereinigt sich, ihn zu bereden, daß er unabhängig sey."

„Der Despotismus, sagt Raynal, kömmt mit Soldaten auf, und zerrinnt wieder durch Soldaten. In seiner Geburt ist er ein Löwe, der seine Klauen verbirgt, um sie wachsen zu lassen. In seiner Stärke ist er ein Wahnsinniger, der mit seinen Armen seinen Leib zerreißt. In seinem Alter ist er ein Saturnus, der sich, nachdem er seine Kinder aufgefressen hat, von seinem eigenen Geschlecht auf eine schimpfliche Weise verstümmeln lassen muß."

Die ungeheuren Pyramiden, deren sich Egypten rühmet, sind nicht anders, als Denkmäler des Despotismus. — Weise Fürsten und die Republikaner bauen Wasserleitungen, Kanäle, Landstraßen, öffentliche Plätze, Märkte ꝛc. —

Diogenes.

Ein Philosoph der cynischen Sekte, und Schüler des Antisthenes, geboren zu Sinope in Pontus, gestorben um das Jahr 320 vor Christi Geburt, in einem Alter von 90 Jahren. —

Diogenes sah, nach dem Beyspiele seines Lehrers, alles für gleichgültig an, was nicht Tugend oder Laster wäre, und er machte daraus den Schluß, daß man auf sein äusserliches, auf seine Kleidung und auf alles nicht zu sehen hätte, was bloß zur Bequemlichkeit und Reinlichkeit erfordert wurde.

Er setzte sich über alle zufällige Dinge hinaus, verschmähte alle Gunst der Großen, und verachtete den Tadel und die Lobsprüche seiner Mitbürger. „Es war, sagt Montagne in seiner kernichten Sprache, eine Art von Krankheit des Geistes, welche das Ansehn der Gesundheit hat, und welche die Philosophie nicht verachtet.“

Worüber man sich bey diesem ausserordentlichen Manne wundern muß, ist, daß er mitten unter seiner strengen Lebensart, wodurch er sich zur Philosophie abhärtete, doch seine natürliche Lustigkeit behielt. Er war scherzhaft, lebhaft, witzig, beredt. Niemand hat vielleicht so viel witzige Einfälle vorgebracht; aber seine beißende Ironie unterschied nicht immer das Lasterhafte vom Lasterhaften. Man suchte sich zu rächen, und fieng an, seine Sitten zu lästern. Es wurden ihm zu seiner Zeit die ärgsten Ausschweifungen Schuld gegeben, und er lebte unter diesem Bilde bekannt genug. Die Tonne, in welcher er wohnte,

wohnte, sagt ein neuerer Schriftsteller, stellt sich unsern Gedanken nicht ohne eine Menge schändlicher Bilder vor; man wagt es nicht, tief hinein zu sehen.

Aber verständige Leute, die sich nicht an das halten, was die Geschichte sagt, sondern was die Wahrheit ist, werden finden, daß der Verdacht, den man auf seine Sitten zu bringen sucht, keinen andern Grund habe, als die Freyheit seiner Grundsätze.

Diogenes war eines Wechslers Sohn, und da sein Vater als ein falscher Münzer von Sinope verjagt wurde, traf die Verbannung auch seinen Sohn, weil man ihn ebenfalls beschuldigte. Er nahm seine Zuflucht nach Athen in die Schule des Philosophen Antisthenes, welcher die cynische Philosophie lehrte. Dieser, der wenig Lust bezeigte, einen falschen Münzer zum Schüler zu haben, hieß ihn wieder gehen; da aber der Schüler hartnäckig war, kam es so weit, daß ihm der Philosoph mit dem Stocke drohete. „Schlag zu, sagte Diogenes, du wirst keinen Stock finden, der hart genug wäre, um mich so lange von dir zu entfernen, als du redest.“

Als er Sinope verließ, nahm er einen Sklaven, Namens Menades mit sich, der ihm bald darnach entlief. Da man ihm rieth,

ihm nachzuschicken, sagte er: „Wär' es nicht lächerlich, wenn Diogenes nicht ohne den Menades leben könnte, da Menades ohne den Diogenes leben kann?“

Der aus Sinope verbannte Diogenes nahm nichts als seinen Mantel und Brodsack mit sich, und that es in der stolzen Liebe zur Armuth seinem Lehrer noch zuvor. Da er die Zelle nicht sogleich gebauet bekam, die er verlangte, wählte er ein Faß zu seiner Wohnung, und sein ganzer Hausrath bestand in einer Kelle. Als er nun einen Knaben aus der holen Hand trinken sah, sagte er: „Ich sehe, daß ich noch Ueberfluß bey mir habe,“ und er zerbrach seine Kelle.

Nie hat ein Einsiedler eine beschwerlichere, strengere und quaalvollere Lebensart geführt. Im Sommer wälzte er sich im heißen Sande herum, und im Winter gieng er mit bloßen Füßen auf dem Eise. Die gröbsten und rohesten Dinge dienten ihm zur Nahrung.

Die stolze Antwort auf die Frage des Alexanders, womit er ihm eine Gnade erzeigen könnte, und er ihn nur bat, aus der Sonne zu gehen, nahmen die Hofleute dieses Prinzen sehr übel, Alexander aber, der mehr darin sah, als sie, sagte zu ihnen; „Ich möchte Diogenes seyn, wenn ich nicht Alexander wäre.“

Kaum

Kaum hatte man den Befehl publizirt, daß Alexander unter dem Namen des Bacchus aus Indien, angebetet werden sollte, als Diogenes verlangte, unter dem Namen des Serapis aus Griechenland angebetet zu werden.

Alle diese Züge haben den Stempel einer kühnen und trotzigen Seele, welche allein über die Ruhmbegierde eines jungen Eroberers spottet, vor dem sich ganz Griechenland zur Erde beugte.

Diogenes spottete über die Lehrer der Rhetorik seiner Zeit, welche die Kunst lehrten, gut zu reden, nicht aber die Kunst, gutes zu thun. — Ueber die Musiker, die ihre Instrumente, aber nicht ihre Sitten zu stimmen wußten. — Ueber die Grammatiker, welche über die Fehler der Schriftsteller Anmerkungen machten, und nicht gedachten, die ihrigen zu verbessern.

Seine Spöttereyen blieben bisweilen nicht unbeantwortet. Man suchte ihn lächerlich zu machen, und seine Philosophie gab reichlich Gelegenheit dazu. „Man spottet über dich, Diogenes," sagte einst jemand zu ihm, „und ich fühle mich nicht verspottet, gab er zur Antwort." Bisweilen antwortete man auf seine Scherze mit Steinen, und bisweilen warf man ihm Knochen nach, wie einem Hunde; aber

bey einem wie dem andern fand man ihn unempfindlich.

Er wurde auf dem Meer, da er von Athen nach Aegina überfahren wollte, von Seeräubern gefangen genommen, und nebst andern Sklaven nach Kreta zum Verkauf gebracht. Als man ihn fragte: „was er könnte?“ sagte er: „den Menschen befehlen.“ Er ließ sich auf keine andere Weise ausrufen, als: „Wer hat Lust, seinen Herrn zu kaufen?“

Ein gewisser Xeniades kaufte ihn in der Absicht, und war wohl mit ihm zufrieden. — Seine Freunde wollten ihn loskaufen; er gab ihnen aber zur Antwort: „Die Löwen sind nicht Sklaven von denen, die sie füttern, sondern diese sind die Aufwärter der Löwen.“

Xeniades, der den Werth eines Menschen wie Diogenes wohl einsahe, trug ihm die Erziehung seiner Kinder auf, welche von diesem Philosophen lernten, von der Meinung anderer Menschen nicht abhängig zu seyn, um die Hindernisse desto leichter zu übersteigen, die sich der Ausübung der Tugend in den Weg stellen.

Teutschlands Lieblingsschriftsteller, Herr Wieland, stellt diesen bald verachteten, bald gepriesenen Philosophen in seinem Buche: Diogenes von Sinope, in einem so schimmernden Lichte dar, daß man ihn, seines Cynis-

mus ungeachtet, gezwungen ist, von Herzen gut zu seyn.

Nach seinem Tode errichtete man ihm eine Säule von Parischem Marmor, worauf ein Hund, das Wahrzeichen seiner Sekte, und verschiedene andere Figuren abgebildet waren. — Die Stadt Sinope, sein Geburtsort, ermangelte gleichfalls nicht, ihm zu Ehren eherne Bildsäulen zu setzen.

Dioklezian,

Römischer Kaiser, geboren zu Dioklåa in Dalmazien um das Jahr 245 nach Christi Geburt, gestorben zu Salone im Jahr 313 in einem Alter von 68 Jahren. —

Anfänglich war er nur ein gemeiner Soldat, und hatte seine Erhebung zur kaiserlichen Würde sich selbst zu danken. — Er hatte einen erfindungsreichen und verschlagenen Geist; er war standhaft in seinen Projekten, rüstig in der Ausführung, und erhielt 20 Jahre lang sich bey jenen kühnen Legionen in Hochachtung, welche Kaiser auf den Thron erhoben, und mit eben der Leichtigkeit wieder herunter warfen.

Er wußte, daß ein Regent stets ohne Leidenschaft handeln müsse, und er beherrschte sei-

nen von Natur zum Stolze, zur Grausamkeit und zum Ungestüm geneigten Charakter. — Wenn sich Gelegenheit zeigte, Gutes zu thun, so that er es aus eigner Bewegung; er schweifte nie in der Strenge aus, wenn er nicht von seinen Ministern dazu verleitet wurde. Man hat an ihm getadelt, daß er zuerst den Gebrauch des Fußküssens eingeführt habe; es ist dieses aber blos eine lächerliche Eitelkeit, die man seiner geringen Herkunft allenfalls zu gute halten kann.

Dioklezian wurde im Jahr 284 zum Kaiser erwählt; und dieses Jahr ist um deswillen merkwürdig, daß sich mit ihm die Aera des Dioklezians, oder der Märtyrer, anfängt, deren man sich lange Zeit in der Kirche bedient hat.

Die Verfolgung der Christen unter dem Dioklezian nahm indeß nicht eher, als mit dem 18ten Jahre seiner Regierung den Anfang, und der Kaiser ließ sich durch den Galerius, einen harten, wilden und rachgierigen Mann, der sein Mitregent war, dazu verleiten. Diese Verfolgung aber vermehrte die Zahl der Schüler Jesu eher, als sie dieselbe verminderte. — Das Blut der Märtyrer ist ein Saame, der immer neue Proseliten hervorbringt. —

Dioklezian, der gern eine Stütze gegen die beständigen Verrätherenen der Soldaten haben wollte,

wollte, nahm den Maximianus Herkuleus, einen Mann, der so wie er, bey den Soldaten von unten auf gedient hatte, zum Reichsgehülfen an, und ernannte den vorhin genannten Maximianus, Galerius, und Konstanzius Chlorus zu Cäsarn; Galerius aber, der erst durch seine Grausamkeiten die letzten Regierungsjahre des Dioklezians verhaßt gemacht hatte, zwang ihn endlich, die Regierung gar niederzulegen.

Dioklezian begab sich nach Sarmazien, und erwählte Salone zu seinem Aufenthalte, wo er in der Ruhe eines stillen Lebens das Glück genoß, das er auf dem Throne nicht gefunden hatte. — Als ihm einige Jahre darnach Maximianus und einige andere alte Freunde anlagen, seine Einsamkeit zu verlassen, und noch einmal die Regierung zu übernehmen, gab er ihnen die merkwürdige Antwort:

„Ach! wenn ihr wüßtet, mit welchem Vergnügen ich mit eignen Händen die Früchte in meinem Garten pflanze, so würdet ihr mir nichts mehr von der Regierung sagen.“

Wenn dieser Prinz in seiner Einsamkeit den Fehlern nachdachte, zu denen man ihn, während einer Regierung von 20 Jahren verleitet hatte, so sagte er mit betrübtem Herzen zu seinen Freunden: „Es ist nichts schwerer,

als

als gut zu regieren. Vier bis fünf eigennützige Hofleute treten in Verbindung, um ihren Herrn zu hintergehen. Der Fürst, in seinem Pallaste eingesperrt, kann die Wahrheit nie mit eignen Augen sehen; er weiß nichts, als was man ihm sagt; er setzt die in Aemter, die er davon entfernen sollte; er entfernt diejenigen, die er beybehalten sollte. — Kurz, der beste Prinz, wenn er auch die redlichsten Absichten hat, wenn er auch alle Vorsicht anwendet, ist der Ball und das Opfer derer, welche die Wahrheit vor ihm verbergen: er ist verrathen und verkauft. Bonus, cautus, optimus venditur Imperator."

Dörfling (Georg, Freyherr von),

War Kurfürstlich Brandenburgischer Generalfeldmarschall, Statthalter von Hinterpommern, und Obergouverneur aller Festungen ꝛc., und wurde 1606 auf einem kleinen Dorfe in Böhmen geboren. Seine Eltern waren Bauersleute, die sich kümmerlich ihrer Hände Arbeit nähren mußten. Da die Geschlechtsnamen zur selbigen Zeit noch nicht überall üblich waren, so erhielt Georg den Zunamen Dörfling; weil er aus einem Dorf gebürtig war.

Die Eltern unsers Helden lehrten ihn Gottesfurcht und Redlichkeit durch Beyspiele, und be-

bestimmten ihn bey seinem heranwachsenden Alter zum Schneiderhandwerk. Allein die Kriegsunruhen, welche 1618 in Böhmen angiengen, wiesen ihm zu seinem künftigen Glück eine andere Laufbahn an. Die Religionsbedrückungen, worunter sein Vaterland seufzte, bewafneten seinen Arm, und er verwandelte seine Nadel in einen Spieß, um damit seinen Glaubensbrüdern Luft zu machen.

Wahrscheinlicherweise folgte er zuerst denen Fahnen des Grafen Heinrich Mathäus von Thurn; nachher begab er sich in schwedische Kriegsdienste, und hielt sich unter der Anführung des berühmten Gustaf Adolphs bey verschiedenen Gelegenheiten sehr gut, und hat sich von der untersten Stelle des Soldatenstandes zum Befehlshaber geschwungen.

Sobald er Staabsoffizier geworden war, so bekam er mehrere Gelegenheiten, sich sichtbarer hervorzuthun. Im Jahr 1636 stand er schon als Obristlieutnant zu Pferde unter dem schwedischen General Baner, als solcher bey Werben über die Elbe gieng, um dem Kurfürsten von Sachsen, der des Kaisers Partey ergriffen, ins Land zu fallen.

Auf diesem Zuge jagte Dörfling mit 200 Pferden die Sachsen aus Halle und der Morizburg, die über 2000 Mann stark waren;

1637 vertrieb er, nebst dem Obersten von Pfuel, die Kaiserlichen aus Thüringen, und grif darauf mit dem Obersten, Carl Gustaf Wrangel, die feindliche Reuterey bey Meinungen an, und nöthigte sie, nach hartem Widerstand zum Weichen.

Baner ließ ihn hierauf zu Eintreibung der Brandschatzgelder in Thüringen. Hier hatte er aber ein besonderes Unglück. Der Oberste Druckmüller setzte mit 1000 Kroaten und 1500 Reutern in aller Stille zwischen Halle und Merseburg über die Saale, überfiel ihn in Herstädt, eine Meile von Mansfeld, hieb 400 Mann nieder, nahm 500 gefangen, bekam 6 Standarten, 2000 Pack- und Reitpferde und 200 Packwagen, so daß Dörfling kaum mit 60 Pferden entkommen konnte.

Nachdem aber Baner 1638 neue Hülfe aus Schweden erhalten, konnte er 1639 wieder nach Sachsen und Böhmen gehen. — Hier fand Dörfling wieder Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen, und sich die Stelle eines Obersten zu verschaffen. — Als Baner 1641 zu Halberstadt starb, und Torstenson an seine Stelle kam, so setzte letzterer ein groß Vertrauen auf den Obersten Dörfling, und schickte ihn, nebst dem Obersten Plettenberg, an den Fürsten Ragozy in Siebenbürgen, um ein Bündniß mit demselben zu Stande zu bringen;

gen; sie kamen auch von da mit guter Verrichtung zurück.

Als 1642 die Kaiserlichen Leipzig, welches Torstensohn belagerte, entsetzen wollten, kam es daselbst den 23ten October zu einer Schlacht, in welcher die Schweden den Sieg erfochten. Dörflings Regiment focht hiebey auf dem rechten Flügel im zweyten Treffen, welcher den feindlichen linken Flügel unter Wittenbergs Anführung zuerst geschlagen.

Torstensohn schickte hierauf unsern Dörfling an die Königinn Christina nach Schweden ab, um von allem mündlichen Bericht abzustatten. Die Monarchinn war mit ihm so wohl zufrieden, daß sie ihn als den ältesten Obersten zu Pferde bey dem ganzen schwedischen Heere zum Generalmajor erklärte, und derselbe ist bis zum geschlossenen Frieden 1648 bey allen erheblichen Kriegsverrichtungen mit dabey gewesen. Aller dieser großen Verdienste unerachtet wurde Dörfling als ein Ausländer von Schweden nicht nach Würden belohnet.

Dies bewog ihn, die schwedische Kriegsdienste zu verlassen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm ihn hierauf in seine Dienste, und machte denselben 1654 zum Generalmajor bey der Reuterey. Hier sollten seine Verdienste und Belohnungen zur völligen Reife kommen;

und es fehlte nicht an Gelegenheit dazu. — Besagter König wurde in den Krieg verwickelt, den der schwedische König Karl Gustaf mit dem Könige Johann Kasimir von Pohlen 1655 anfieng. Der Erste und der Kurfürst schlugen 1656 die Pohlen bey Warschau. — Dörfling zeichnete sich hier bey verschiedenen Gelegenheiten durch seine Tapferkeit dergestalt aus, daß ihn der Kurfürst noch in diesem Jahr zum Generallieutenant ernannte.

Nun mußte er gegen die Schweden fechten. Brandenburg hatte sich 1657 mit Pohlen verglichen, und mit selbigen nebst dem Kaiser und Dännemark ein Bündniß gegen Schweden gemacht, welchem zufolge ein verbundenes Heer gegen die Schweden 1658 nach Holstein gieng. Dörfling war mit dabey, und half die Insel Alsen sowohl, als Tönningen erobern, und wurde darauf noch in demselben Jahre zum Generalfeldzeugmeister und geheimen Kriegsrath ernannt.

Im Jahr 1659 wurden die Schweden auch in ihrem Antheil von Pommern angegriffen, und auf der Insel Fünen geschlagen. Endlich erfolgte der Oliviſche Friede 1660, und eine mehr als zwölfjährige Ruhe vor unsern Dörfling.

Hierauf kaufte er in der Mark Brandenburg die Güter Guso, Platko, Wulko, Cleßin,

Cleßin, Hermesdorf und Schildberg, und da er 1666 sein sechzigstes Jahr erreicht hatte, so ließ er auch mit dem Bau seiner Gruft den Anfang machen. — Doch die Vorsicht hatte ihm noch neun und zwanzig Jahr das Leben zu fristen beschlossen; weil sie ihn noch zu wichtigen Sachen brauchen wollte.

Im Jahr 1670 wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt. In dieser höchsten Würde sollte er sich noch hervorthun, und es geschahe würklich. Der Einfall der Franzosen in die vereinigten Niederlande 1672 machte den großen Kurfürsten zur Hülfe der Nothleidenden bereit. Er gieng wirklich an den Rhein zu Felde und hatte dem Dörfling an der Seite. Aber des Turenne Macht, den der Kurfürst gegen sich hatte, war zu groß. Friedrich Wilhelm schloß daher 1673 zu Woßem mit Frankreich Frieden.

Da aber diese Krone gegen die Friedensbedingnisse das deutsche Reich beunruhigte, so nahm sich der Kurfürst desselben sehr nachdrücklich an, und da er sich hiebey vorzüglich des Dörflings bedienen wollte, so bewog er den Kaiser, diesem Helden, um ihm mehr Ansehn zu verschaffen, 1674 zum Reichsfreyherrn zu erheben.

Er schickte denselben hierauf als seinen Gesandten nach dem Haag, um ein Bündniß wi-

der Frankreich zu Stande zu bringen. Kraft desselben brach der Kurfürst mit seinem Heer nach dem Rhein auf. Der Feldmarschall Dörfling war dem Kurfürsten zur Seite. Hierauf geschah die Vereinigung im Elsaß mit der kaiserlichen Armee unter Bournonville. Da aber letzterer dem Kurfürsten in allen seinen Unternehmungen entgegen handelte, so lief der ganze Feldzug fruchtlos ab.

Als hierauf die Schweden 1675 einen Einfall in die kurbrandenburgischen Lande thaten; so eilte Friedrich Wilhelm den Seinigen zu Hülfe, und Dörfling mit ihm. Die Schweden wurden hierauf bey Rathenow den 14. Juny vertrieben; den 18. Juny bey Fehrbellin angegriffen und geschlagen; worauf sich der Feind in der größten Eile aus dem Lande retirirte.

Dörfling hatte an dem Gewinne der Schlacht, und erfolgten Errettung des Landes erheblichen Antheil genommen, und gieng nun den flüchtigen Schweden mit seiner siegreichen Armee bis Pommern nach, eroberte Wolgast, Anklam, Demmin, Stettin, Greifswalde, die Insel Rügen und Stralsund.

Als während diesen wichtigen Eroberungen die Schweden einen Einfall in Preußen vornahmen, so gieng ihnen Dörfling 1679 mit

einer

einer kleinen Armee auf Schlitten in der größten Kälte in solcher Geschwindigkeit entgegen, daß sich überall Furcht und Schrecken unter ihnen ausbreitete, und eiligst aus ganz Preussen die Flucht nahmen.

Dies war die letzte kriegerische Unternehmung unsers Helden, und der Kurfürst machte ihn hierauf zum Statthalter des Herzogthums Hinterpommern, und zum Obergouverneur aller seiner Vestungen. Er erlebte nicht nur noch 1688 den Tod des großen Kurfürsten, sondern sogar den 4. Februar 1695, da er Mittags zwischen zwölf und ein Uhr vor Alter starb. — Er hinterließ einen Sohn, Friedrich von Dörfling, und fünf Töchter. Ersterer war damals Oberster und letztere waren meistens an vornehme Generalspersonen verheyrathet.

Ueberall zeigte Dörfling seinen Verstand in Rathschlägen, und seine Herzhaftigkeit im Fechten. Er war von der Natur gleichsam zum Krieger gemacht. — Wohlgebildet, groß und stark. Er machte sich, und zwar mit Recht, eine Ehre daraus, daß er selbst, und nur er selbst allein, an seiner Höhe gearbeitet, und nichts seiner Abkunft, seinen Eltern und seiner Erziehung zu verdanken hatte. —

Böhmen verkannte (so wie Frankreich den Eugen) diesen heldenmüthigen Einwohner,

und sie mußten beyde ihren Irrthum fühlen. — Schweden zog seine Landeskinder von Adel diesem brauchbaren Manne ohne Verwandten vor; aber davor schlug er sie aufs Haupt, nahm ihnen ganz Pommern ab, und jagte sie aus Preußen. —

Dörfling würde nie groß geworden seyn, wenn ihn ein wahres Christenthum nicht belebt und zu den großen Thaten geschickt gemacht hätte. Er hielt es für seine höchste Ehre, ein guter Christ zu seyn, und dadurch wurde er der größte Held seiner Zeit.

Domestiken.

Diese machten ehemals einen Theil der Familie aus. Man gieng mit weniger Höflichkeit, aber mit desto mehr Theilnehmung mit ihnen um. Sie sahen es, und wurden gefühlvoll und dankbar. — Die Herren waren besser bedient, und konnten auf eine Treue Anspruch machen, die heut zu Tage was seltenes ist. Man hielt sie von Ausschweifung, und mithin auch von ihrem Unglück ab. Sie bewiesen Gehorsam, und der Herr ihnen dagegen Wohlwollen und Schutz.

Heut zu Tage wechseln die Domestiken von Haus zu Haus, mit gänzlicher Gleichgültigkeit,

keit, sie mögen einen Herrn haben, welchen sie wollen, und ohne alle Veränderung im Gesicht, wenn sie ihren vorigen Herrn wiedersehn. Sie kommen nur zusammen, um sich einander die Geheimnisse mitzutheilen, die sie haben entdeken können — sie sind wahre Spionen.

Ehedem waren sie arbeitsam, hart gegen sich selbst, und sparsam; aber man schätzte sie auch, und der Domestike starb im Alter an der Seite seines Herrn.

Man bezahle sie, kleide und nähre sie auch noch so gut, aber man verachte sie — und sie fühlen es, und werden unsere größten Feinde. — Anstatt seine Bediente als unglückliche Freunde anzusehen, begegnen ihnen die Großen meistentheils als geringen Sklaven, die nur gemacht zu seyn scheinen, den Eigensinn ihrer Herrn zu befriedigen *).

*) Die Meerkatze der Markise von — — — biß eine ihrer Kammerjungfern in den Arm, und der Biß war so arg, daß man die ersten Tage in Sorgen stand, er möchte tödlich werden. Am ersten Tage schalt die Markise ihre Meerkatze, und verbot ihr, in Zukunft nicht mehr so arg zu beißen. Das verunglückte Mädchen kam diesmal mit Verlust des Arms durch. Die Markise, die sie in ihren Diensten nicht mehr wie vorhin brauchen konnte, gab ihr den Abschied, mit dem Versprechen, daß sie für

sie

Heutiges Tages ist das Heer von überflüssigen Domestiken nur zur Parade allein da, und ist ohnstreitig die Masse des gefährlichsten Verderbnißes, das sich nur in einer Stadt einschleichen kann, in welcher die unzählichen daraus entstehenden, und mit jedem Schritte weiter anwachsenden Unordnungen früh oder spät irgend ein unvermeidliches Unglück drohen.

Man denkt sich den Staat überaus mächtig, wenn man diese Menge von einzelnen Geschöpfen übersieht, welche die Dämme, die Straßen und die Winkelgäßgen bevölkern. — Wenn man so einen Haufen derselben in dem Vorzimmer ansieht, so muß man immer denken, daß die Provinz entvölkert, und mit dieser blühenden Bevölkerung der Hauptstadt hie und da in den Provinzen eine weite Einöde verursacht worden sey.

Es giebt noch eine Klasse von Domestiken, die zwar zum Theil denen Großen sehr nothwendig, ja oft unentbehrlich, nichts destoweniger nicht selten die schädlichsten Geschöpfe sind, wenn man sie zuweit greifen läßt, und diese sind die sogenannten Hausbofmeister und

sie sorgen wolle. Der Markis stellte ihr vor, daß dieses Verfahren unmenschlich sey; aber die Marfise antwortete ihm: „Was soll ich mit dem Mädchen ferner anfangen? Sie hat keinen Arm mehr.“

und Kammerfrauen, von deren Brutalität und gebieterischem Stolze das übrige Hausgesinde gewöhnlich abhängt und meistens tirannisirt wird; denn der Erste pflegt gemeiniglich der Finanzier des Herrn, und die Andere die Busenfreundin und Regentin der gnädigen Frau zu seyn. — Trift es sich nun, daß diese beyden Kreaturen, seys auch nur aus purem Eigennutz und Politik zusammen halten, so muß die Herrschaft, so wohl als alle Domestiken darunter leiden, sie mögen es anstellen, wie sie wollen. — Hier ist ein Muster von ein Paar dergleichen Leuten, von denen mir ein Freund folgendes erzählte:

Auf dem Guthe eines noch lebenden sehr menschenfreundlichen Grafen ohne Leibeserben verkettete sich ein solches Pärchen, der eine so häßlich wie die Sünde, als die andere, aus gemeinschaftlichem Interesse, ob sie sich gleich äusserlich einander abgeneigt stellten, und auf einander schimpften, so enge zusammen, als sich je ein Graf Brühl mit seinem Anhange verkettet hatte, um einen gutmüthigen August zu hintergehen. — So auch hier. Alles was Graf und Gräfin wissen und glauben sollten, mußte durch ihren Mund gehen, sonst hatte es keine Authentik. Wer die Gnade nicht hatte, ihnen zu gefallen, und zu dieser Gnade konnte niemand gelangen, der nicht stets mit ihnen

spielte, und — verspielte, den wußten sie auch bey der Gräfin so zu verkleinern, daß er nie hoffen konnte, mit gnädigen Augen von der Herrschaft angesehn zu werden, und beyde führten die Gräfin so am Gängelbande, daß sie sich nicht scheueten, sich im Angesichte derselben zum größten Verdruß aller übrigen Domestiken zu bereichern, und öffentlich aussagten: die Gräfin seye, um den Grafen zu hintergehen, selbst mit in ihr Interesse verflochten. —

Der großmüthige Graf, der seine Gemahlin aus bloßen politischen Ursachen zu heyrathen war überredet worden, konnte sie zwar wegen ihrem Geitze und hochmüthig — niedrigen Denkungsart nie recht leiden, nichts destoweniger war er ihr getreu, ob sie gleich häßlich war. — Keusch aus Temperament übte er die Tugend der Enthaltsamkeit, so wie jede andere Tugend, und besonders die Wohlthätigkeit, aus Güte des Herzens, aus. Selten ließ er sich in diesen Ergießungen seines Herzens gegen Nothleidende (die ihn als einen Abgott, wo er sich nur sehen ließ, verehrten) stöhren, und wenn er oft schon sein ganzes Geld an die Armen, die ihm begegneten, weggeschenkt hatte, gab er sogar sein schönes Rohr mit goldnem Knopf, wie der heil. Martin den Mantel, dem armen Reisenden hin; — ließ oft Goldbörsen, seidene Schnupftücher u. d. gl. liegen, damit

es

es die Leute finden und behalten sollten; und konnte sich nicht wenig erzürnen, wenn die Finder so gewissenhaft waren, es ins Schloß zurück zu bringen, wo es natürlicherweise der saubere Hofmeister, und von diesem die Gräfin erfuhr, und da diese, was den Punkt der Großmuth betraf, just die Antipode vom Grafen war, ward der Finder der Goldbörse von viellelcht hundert Dukaten aus großer Gnade mit einem Gulden beschenkt.

So gut es der edle Graf (dessen Einkünfte so reichlich waren, daß ihm bey aller seiner edelmüthigen Freygebigkeit noch jährlich 10,000 Thaler Ueberschuß blieb, die aber, nach der Versicherung des Gerichts-Actuarii, eines wahrhaft rechtschaffenen Mannes, der zu edel war, um sich in dergleichen Komplot, gegen seinen liebvollen Grafen einzulassen, ohne weiters verrechnet zu werden, verschwanden, und vermuthlich in die Säcke der Verbundenen flogen) indessen mit der gedruckten Menschheit meynte, dieses aber ein Punkt war, der unserm lieben Pärchen sehr das Herz schwer machte, weil sie sich lieber noch mehr von dem Ueberflüßigen bereichert hätten, so überredeten sie die alte Gräfin: der Graf verschwende alles, und entzöge dadurch das Geld ihren selbst dürftigen Anverwandten. (Denn sie war von einer armen Familie.) Es ward also beschlossen,

sen, den Grafen nie ohne einem ihnen vertrauten Bedienten, und der sich zugleich des Vertrauens des Grafen zu erwerben suchen mußte, ausgehen zu lassen, der ihn von seiner Freygebigkeit gegen die Bedürftigen, die er ihm als unverschämte und unverdiente Bettler, die seine Gnade zu mißbrauchen suchten, verdächtig zu machen wußte — und dies hatte so viel Würkung auf das gute Herz des hintergangenen Grafen, daß er würklich zu diesen Zeiten in seinen edlen Gesinnungen nachließ, und mancher Elende ohne Trost von ihm entlassen ward. Aber weit gefehlt, daß man dies demselben zur Last legte; man wußte, wo der Schlag her kam, und der Fluch traf nur — wo nicht die Gräfin, doch gewiß die gewissenlosen zween Kreaturen, die stolz auf ihre zusammen gerafften Reichthümer mit hönischen Blicken auf andere honette und verdienstvolle Personen herab sahen, und, wenn sie ausfuhren, sich von einem gräflichen Domestiken hinten auf der Schäse begleiten, und bey Tische aufwarten ließen, ja oft Baronen und edle Damen, die ihrem Stolze nicht schmeichelten, schnöde und grob begegneten. — Nicht genug hieran: die Bosheit dieser Domestiken erstreckte sich noch viel weiter. Der Graf hatte auf seinen weitläuftigen Gütern einen Inspektor, der dort eben so gut, als diese hier in der Nähe, sein Pfeifgen schnitt. Ungeachtet einer Besoldung von 10,000

Fl.,

Fl., wobey er schon ein ehrlicher Mann hätte bleiben können, plagte er die Unterthanen eines so gütigen Herrn dermaßen, daß ihnen zuletzt nichts, als das davon laufen übrig blieb. — Ließ sichs ein Unterthan einfallen, seine Klage vor seinen gerechten und gütigen Grafen bringen zu wollen, so wurde er von dem christlichen Hofmeister, der mit seinem würdigen Herrn Kollegen in der Schelmerey einverstanden war, sogleich bedroht, mit der Hundepeitsche vom Schloß fortgepeitscht zu werden, wenn er sich unterstünde, dem Grafen ein Wort zu klagen, und so mußte der arme Teufel froh seyn, noch mit heiler Haut davon zu kommen.

Es wäre noch eine ganze Litaney von Thatsachen von diesem würdigen Paar zu erzählen, wenn man nicht befürchten müßte, den Leser zu ermüden. Dieses Wenige aber kann wenigstens dazu dienen, einigen Herrschaften die Augen zu öfnen, um auf die betrügerischen Kunstgriffe solcher Domestiken ein wachsames Auge zu haben. Viele, sehr viele mags wohl von ihrem Schlage geben, dennoch hofft man, zur Ehre der Menschheit, daß es auch, wo nicht mehr, doch eben so viele Haushofmeister und Kammerfrauen geben möge, die ihren Herrschaften ohne Eigennutz dienen und mit zärtlicher Hochachtung ergeben sind.

Wäre es wohl unbillig, wenn man auf das zahlreiche Bedientenheer, das dem Ackerbaue entzogen wird, das Verderbniß der Sitten ausbreitet, und zu nichts als dem unnützesten monströsesten Luxus dient, eine starke Taxe legte? — Einen Bedienten muß ein Herr freilich zum Nothbedarf haben — aber wer zwey, drey, vier und mehrere hält, und halten kann — sollte der nicht auch, für die Entziehung derselben, dem gemeinen Wesen eine Taxe zahlen können? — —

Dominikus. (der Heilige)

Der Stifter des Predigerordens, des Rosenkranzes, und der heiligen Inquisition! Am meisten entglühte sein Eifer gegen die Albigenser, die er in den geheimsten Winkeln auszuspüren wußte. —

Von seinen Wunderthaten weiß die Legende viel zu erzählen, und das war eine seiner geringsten, daß er dem Teufel, der ihn bey seinem nächtlichen Beten und Studieren vexirte, zwang, die Kerze dabey zu halten; wo er sich dann natürlicherweise die Pfoten verbrennen mußte. —

Seiner Mutter soll geträumt haben, daß sie einen Wolf gebähren werde, der einen Feuer-

brand

brand im Rachen trüge — welches durch Anzündung der in Portugall, Spanien, den Niederlanden ꝛc. für die Ketzer errichteten Holzstöße völlig erfüllt wurde. Er starb im Jahr 1221 am 5. August.

Dufrenoi. (Frau)

Ist ein Frauenzimmer, die man unter die Amazoninnen der jetzigen Zeit rechnen kann. Sie ist jetzt der Stoff der allgemeinen Unterhaltung zu Marseille. —

Diese schöne und unerschrockne Dame hatte sich vor einiger Zeit mit ihrem Gemahl auf einer Tartane eingeschift, um sich nach Genua zu begeben. Kaum hatten sie den Hafen aus dem Gesicht verlohren, als sie einen Seeräuber erblickten, der Jagd auf sie machte.

Da es unmöglich war, ihm zu entfliehen, so machte man sich zum Gefechte fertig. Vergebens beschwur Herr Dufrenoi seine Gemahlin, sich in den untern Theil des Schiffes zu begeben; sie wollte es durchaus nicht thun. Unterdessen nähert sich der Algierer, giebt dem Schiff eine Lage, und wirft seine Enterhaken aus. Die Franzosen empfangen die Algierer mit dem größten Muth. —

Ueber alle Beschreibung aber ist der beherzte Muth, den Frau Dufrenoi in diesem Augenblick zeigte. Ihrem Gemahl wird der eine Schenkel durch einen Pistolenschuß zerschmettert, sogleich bedeckt sie ihn mit ihrem Körper, und säbelt mit einem Hieb einen Algierer zu ihren Füßen nieder, der sich genähert hatte, um ihm den Rest zu geben. —

Die Franzosen vertheidigten sich mit so gutem Erfolg, daß die Seeräuber in ihr Schiff zurück getrieben wurden, die Enterhaken selbst abhieben, und achtzig Todte auf der Tartane ließen, die so übel zugerichtet waren, daß sie sich in den Hafen zurück ziehen mußte. Die Franzosen hatten nur vierzehn Todte und dreyzig Verwundete.

Kaum hatte der Magistrat zu Marseille diese Geschichte vernommen, so schickte er Abgeordnete an die Frau Dufrenoi, welche diese Dame bekomplimentirten, und dieselbe ersuchten, sich in das Schauspielhaus zu begeben, wo sie unter allgemeinem Zurufe empfangen wurde *).

Dumm-

*) Ob die Dame Dufrenoi durch diesen Zuruf im Schauspielhause über die Zerstümmelung ihres Gemahls

Dummheit.

Die Unwissenheit mit einer guten Porzion Einbildung verknüpft, wird Dummheit genannt. —

Ein niedlicher Markis wollte einige Damen auf das Observatorium zu Paris führen, wo man eine Sonnenfinsterniß, unter der Anleitung des berühmten Caßini, beobachten wollte. Der Putztisch hatte diese Damen ein wenig zu lange beschäftigt, und die Sonnenfinsterniß war schon vorbey, als unser Stutzer nebst ihnen an die Thür des Observatoriums kam. Man sagte ihm, daß er zu spät käme, und daß schon alles vorbey sey. „O steigen Sie nur immer hinauf, Mesdames, versetzte er; der Herr Caßini ist mein sehr guter Freund; er wird mir zu gefallen schon noch einmal von vorne anfangen.“

Bey allen Völkern des Erdbodens giebts gleichsam allgemein angenommene Dummheiten. So treiben z. E. die Mahometaner *) den dummen Eifer gegen die Katzen so weit, daß,

mals getröstet worden — ob sie darin geweint oder gelacht, von diesem allen enthält unsere Nachricht nichts. So sind aber die Herren Franzosen — die größte Betrübniß wird durch eine Kleinigkeit bald in Freude bey ihnen verwandelt.

*) Siehe Delaporte Reisen.

daß, wenn ein Soldat aus dem Kriege zu Haus kommt, er gewöhnlich Katzen oder Falken mitbringt, wenn er auch nichts zu leben im Hause hat. — Wenn ein Hausvater sein Haus in Flammen sehen sollte, würde er eher seine Katze als seine Kinder aus den Flammen zu retten suchen. —

Aus einem seltsamen und unbilligen Widersinn muß hingegen der arme Hund, dieses treue, seinem Herrn so ergebne Thier, die übelsten Begegnungen erdulden. Auf den Straßen findet man sie in großer Menge, niemals aber werden sie in die Häuser gelassen, weil sie dadurch verunreinigt zu werden glauben.

Dagegen glauben sie ein gutes Werk zu thun, wenn sie den Vögeln die Freyheit schenken. Sie gehn in dieser Absicht öfters auf den Markt, und kaufen eine gewisse Anzahl Vögel, die sie dann wieder fliegen lassen, und aus ihrer Sklaverey befreyen.

Ein Beweis der Hochachtung, welche die Egypter für einige Vögel hatten, ist unstreitig das sonderbare Begräbniß in der Gegend Sakkara, welches das Labyrinth der Vögel heißet, weil man an diesem Ort, der ein viereckes Labyrinth vorstellet, die Vögel zu begraben pflegte, welche bey ihnen heilig gehalten wurden.

Im Reiche des großen Moguls haben die Banianen von den Braminen gehört, daß die Seele zwar unsterblich sey, daß sie aber vorher durch den Körper vieler Thiere wandern müssen, ehe sie zum Genuß einer vollkommenen geistlichen Glückseligkeit gelangen. Daher kommt ihre große Sorgfalt, die Thiere zu erhalten, und Hospitäler für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde und andere kranke, lahme, oder vor Alter untüchtig gewordene Thiere. Jeder Baniane glaubt, in einem Hunde oder in einem Pferde seinen nächsten Blutsfreund zu erblicken. Daher sind sie so mitleidig gegen die Thiere.

Sogar für die Insekten die sich von Menschenblute nähren, ist ein eignes Gebäude bestimmt, und um sie von Zeit zu Zeit mit ihrer gewöhnlichen Kost zu bewirthen, giebt man einem armen Menschen eine kleine Verehrung, damit er eine Nacht in diesem volkreichen Hospital schläft, woselbst er angebunden wird, damit seine Gäste in ihrer Mahlzeit durch seine Bewegungen nicht gestört werden. —

So geißelten und zerfleischten ehemals gallsüchtige Flagellanten in andächtigen christlichen Prozessionen ihre Leiber, in der dummen Meynung, ihr aus dem Rücken fliesendes Blut sey ein versöhnendes Gericht zur Vergebung ihrer Sünden vor demjenigen Gotte, der ein

Freund der Menschen — und alles was auf Erden lebt, und die Liebe selbst ist.

Kurz, wollte man alle christliche, jüdische, mahometanische und heidnisch Dummheiten zusammen tragen, so würden gewiß mehr Folianten dazu erfordert, als Bayle, Iselin, und mehrere Gelehrte zu ihren Wörterbüchern gebraucht haben.

E.

Edikte.

Ein einziges in seiner Art hat der Großvater des jetztregierenden Kaisers von China ausgefertigt.

Indem dieser Kaiser in seinen Gärten eine Pflanze bemerkte, die einen bessern und reichhaltigern Reiß gab; so bauete er diese Pflanze viele Jahre hindurch sorgfältig, und als er durch die Erfahrung des glücklichen Erfolgs gewiß war, daß nemlich dieser Reiß jede andere Gattung an Güte überträfe, so fertigte er ein Edikt aus, in welchem er ihn seinen Unterthanen bekannt machte. Er machte eine botanische Beschreibung desselben nach allen seinen Theilen, gab genaue Abzeichnungen von allen, und bot seinen Unterthanen den Saamen dieser kostbaren Pflanze an.

Der Kaiser versicherte in demselben Edikte, daß es ihm mehr Ruhm und Befriedigung sey, seinem Volke diese Entdeckung mitzutheilen, als hundert Thürme von Porzelan erbauet zu haben. — Wenn man es bedenkt, daß der

Kaiser der Verfasser dieses Edikts, an der Spitze von hundert und zwey und neunzig Millionen Menschen stand, daß er sich mit diesen Vatersorgen beschäftigte, sich so ausdrückte, so wird die Seele von Ehrerbietung durchdrungen, denn 192 Millionen Menschen, die ihren Regenten für die besondere Wohlthat einer aufmerksamen Güte danken, machen das majestätischste rührendste Schauspiel aus.

Wenn die dichterichste Schmeicheley aus einem Könige einen Gott machen wollte, so hätte sie entschuldigt scheinen können, wenn sie den Ausdruck der Erkenntlichkeit zum Vortheil dieses chinesischen Regenten überreicht hätte, der mit seinen eignen Händen eine nährende Pflanze baute, um sie mit Freude bekannt zu machen, und sie der Nachkommenschaft dieser 192 Millionen Menschen als ein Erbeigenthum zu geben. Welcher Thron! welcher Monarch! welcher Vater!

Wenn der Schimmer der Siege, wie Zoroaster sagt, nichts mehr, als der Schein der Feuersbrünste ist, welcher auf unsern öffentlichen Plätzen aufgestellte König in Europa würde, mit einer Pflanze von dieser Art in der Hand nicht größer seyn, als wenn er mit den Waffen des Krieges und gefesselten Sklaven umgeben wäre.

Wenn man statt aller dieser lateinischen Innschriften die Edikte der Wohlthätigkeit jedes Monarchen in die Volkssprache übersetzte, würde dieses nicht wahrer, verständlicher und erhabener seyn? Glücklich in der Folge der Regent, der eine große Anzahl derselben zusammen sammeln kann.

Eduard (der Bekenner).

Dieser berühmte englische König starb im Jahr 1065, und ward in der Westmünsterabtey begraben, wo sein Grabmal noch zu sehen ist. Gegen das Ende seiner Regierung baute er sich ein angenehmes Landhaus in Esser, welches er Have-he-ring nannte; ein Name, welchen dieser Ort mit geringer Veränderung noch führt, denn er heißt jetzt abgekürzt: Havering.

Dieser Landsitz war der Lieblingsaufenthalt des frommen Königs, weil er, wegen seiner waldigen und einsamen Lage, mit seiner religiösen Denkungsart harmonirte, und ihm Gelegenheit gab, ungestört den Andachtsübungen nachzuhängen, die sein größtes Vergnügen waren.

In jenen Zeiten mönchischer Unwissenheit und Aberglaubens war jeder Vorfall, vornem-

lich aber alles, was solchen Königen, welche Beschützer und Begünstiger der Priester waren, begegnete, mit einem Wunder begleitet. Man erzählt also, da Eduard sich in seinen Betrachtungen und Gebeten durch den Gesang der Nachtigallen, womit die umliegenden Wälder angefüllt waren, sehr gestört gefunden, habe er den Allmächtigen gebeten, sie weiter von ihm zu entfernen, damit er in den Unterhaltungen seines Geistes mit ihm nicht so sehr beunruhiget würde. Dieser Bitte zufolge (erzählt der Originalverfasser seines Lebens) ward von dieser Zeit an nie wieder eine Nachtigall in dem Park gehört, ungeachtet sie in den anstoßenden Wäldern sich noch immer in großer Menge aufhielten.

Den Namen Havering, setzt derselbe Biograph hinzu, bekam dieser Landsitz von folgender Begebenheit: Ein alter Pilger bat eines Tages den König Eduard um ein Allmosen; der mildthätige König hatte kein Geld bey sich, zog also seinen Ring vom Finger, und gab ihn dem Pilger. Da dieser Vorfall sich gerade zu der Zeit zutrug, als der Pallast gebaut wurde, oder doch bald nachdem er fertig war, und vermuthlich gerade auf demselben Fleck, so gab Eduard ihm den Namen Have · he · ring, welches soviel sagen will, als: Nimm den Ring.

Doch

Doch das rechte Wunder kommt noch! Einige Zeit nachher wurde dieser nemliche Ring von einer Person in Pilgerskleidung an einige Angelsächsische Ritter, die sich eben zu Jerusalem aufhielten, abgegeben, mit der Bitte, ihn an ihren König zurückzuliefern, und ihm dabey zu sagen, daß es der Evangelist Johannes gewesen, dem er ihn gegeben hätte, welcher damals Pilgergestalt angenommen, um seine Mildthätigkeit auf die Probe zu stellen. Zu noch größerem Beweise, daß er würklich die himmlische Person seye, für die er sich ausgebe, bat er sie ferner, den König zu benachrichtigen, daß er am 5ten Jenner 1065 aus dieser Zeitlichkeit abgefordert werden, und den Lohn seiner Frömmigkeit und Mildthätigkeit empfangen würde, welches denn auch pünktlich zutraf. — Die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte überläßt man seinem Biographen und der Legende. —

Von dem guten Herzen des Königs erzählt man folgende Anekdote: Als der König eines Nachmittags etwas unpäßlich auf seinem Bette lag, dessen Vorhänge fast ganz um ihn her zugezogen waren, kam einer seiner Hofleute in das Zimmer. Er fand die Schatulle des Königs offen, die der Kammerherr Hugolin, welcher eben aus dem Zimmer gegangen war, von ungefähr zu verschließen vergessen hatte, nahm

so viel Geld heraus, als er nur tragen konnte, und machte sich damit davon.

Durch unersättliche Habsucht getrieben, kam er bald wieder, und da er noch alles in demselben Zustande, und keine Ursache fand, zu besorgen, daß er gestört werden würde, füllt er noch einmal seine Taschen an. Eben so machte ers zum drittenmal, bis endlich der König, der bis dahin still gelegen, und dem Diebstahl des Hofmanns geduldig zugesehn hatte, sich nicht länger halten konnte. „Ich dächte, Ihr thätet besser, sagte er, und nannte ihn bey seinem Namen, euch mit dem zu begnügen, was ihr schon geholt habt, und machtet euch mit noch heiler Haut davon; denn wenn Hugolin wieder kommt, und euch hier findet, so werdet ihr nicht nur das Gestohlne herausgeben müssen, sondern es wird euch wohl gar den Kopf kosten.“

Voller Bestürzung über diese unerwartete Anrede seines Königs, und voll Furcht wegen seiner Warnung eilte der Hofmann Hals über Kopf davon. Nicht sobald war er fort, als der Kammerherr herein kam, und nicht wenig erschrak, als er den großen Defekt in der zurückgelassenen Kasse wahrnahm. Der gutherzige König aber, der seine Angst bemerkte, hieß ihn ganz unbekümmert seyn, weil derje-

nige,

nige, welcher das Geld hätte, es nöthiger habe, als sie. —

Zeugte dies Verfahren des Königs gleich von einer Einfalt, welche die Probe des Spotts nicht aushält, so war es doch ein Beweis von seinem ausserordentlich guten Herzen und von seiner Mäßigung.

Von eben diesen Eigenschaften gab er auch einen Beweis bey einer viel wichtigern Gelegenheit:

Da er mit einer mächtigen Armee aus der Normandie *) in England angekommen war, um dies Königreich für seinen Vater Ethelred, welcher von den Dänen vertrieben war, wieder zu erobern, und er nahe bey der dänischen Armee im Lager stand, sprachen seine Unterbefehlshaber mit großer Verachtung von den Feinden. Ihre Kühnheit gieng so weit, daß sie Eduarden, der damals noch ein ganz junger Mann war, versicherten, sie wollten ihm nicht nur ohne Mühe den Sieg erfechten, sondern auch

*) Denn er hatte sich vor seinen Feinden zu Wilhelm in der Normandie geflüchtet, und Schutz bey ihm gefunden. Zur Dankbarkeit vermachte er, da er ohne Erben starb, diesem Herzoge das Reich. War also der letzte Angelsächsische König.

auch dafür sorgen, daß kein einziger Däne mit dem Leben davon käme.

Kaum hörte der junge Prinz diese Erklärung, als er ausrief: „Gott verhüte, daß der Thron, von welchem mein Vater verjagt worden, für mich, einen einzigen Menschen, durch den Tod so vieler Tausende wieder erobert werden sollte *)! Besser, daß ich, als Privatmann, ein stilles von Blut unbeflecktes Leben führe, als königliche Gewalt und Würde um einen solchen Preis erkaufe.“

Er gab daher alsobald Befehl, aus dem Lager aufzubrechen, kehrte nach der Normandie zurück, und blieb daselbst, bis der Lauf der Begebenheiten ihn, ohne Blutvergießen, auf den Thron seines Vaters erhob.

Daß Eduard die Gesetze der Angeln, Dänen und Mercier unter dem Titel: das allgemeine Gesetz, sammeln ließ, das in England noch heut zu Tage Rechtskraft hat, ist merkwürdiger, als daß er der Erste gewesen seyn soll, der die Königskrankheit zu heilen die Macht hatte,

*) Was er sich denn wohl für einen Zweck mit seiner Armee, als er sie aus der Normandie nach England überführte, vorgesetzt hatte, wenn er nicht mit den Feinden schlagen wollte? zum Spazieren fahren etwa?

hatte, oder daß er, nach dem Begriffe jener Zeit der Heilige hieß, weil er seiner Gemahlin sich nie genähert hatte *).

Eginhard, und Emma.

Eginhard, Geheimschreiber Karls des Grossen, diente rühmlich, und ward am Hofe werth geschätzt, aber wärmer geliebt von des Kaisers Tochter Emma, einer verlobten des griechischen Königs.

Beyder Zärtlichkeit nahm durch den Zwang täglich zu, denn sie wagten lange kein Geständniß, und vermieden sich, aus Furcht den Kaiser zu beleidigen. Aber endlich gelingt der verbotenen Liebe alles. — Der edle Mann wollte sich keinem Unterhändler vertrauen, nahm sich ein Herz, schlich bey Nachtzeit nach des Mädchens Kammer, klopfte sanft an, und ward unterm Vorwand einer Bothschaft vom Kaiser eingelassen.

Jetzt waren sie allein, und unter leisem Geflüster und Küssen und Freuden der zufriedenen Liebe verstrich die Zeit. Eginhard wollte in der

*) Wenn er als Mönch leben wollte, zu welchem Ende nahm er denn eine Gemahlin? — die arme Königin! wie sehr war sie zu bedauren!

der verschwiegenen Nacht zurück. Nun dämmerte es schon, und er entdeckte zu seiner Bestürzung häufig gefallenen Schnee auf dem Wege, wo ihn männliche Fußtapfen verrathen konnten. Noch eine Weile harrten sie aus Angst, bis endlich Emma, durch die Liebe kühner, sich erboth, Eginharden auf ihrem Rücken nach seiner Wohnung zu bringen.

Zum Unglück schlief der Kaiser nicht, und sah, erstaunt und schmerzlich gerührt, aus seinem Fenster, wie seine Tochter, unter ihrer Last gebeugt, durch den Schloßhof gieng, und hierauf sorgfältig in ihrer eigenen Spur zurückkehrte. Er verbarg eine Zeitlang seine Empfindung, und schwieg; aber Eginhard plagte sein Gewissen. Der Vorfall konnte nicht immer geheim bleiben; er warf sich daher dem Kaiser zu Füßen, und begehrte seinen Abschied mit Ungestüm, weil, wie er vorgab, seine Dienste nur übel belohnt würden.

Der Kaiser versprach, sich auf einen bestimmten Tag über dies Gesuch zu erklären, und an diesem Tage versammelte er die Großen seines Reichs, trug ihnen die geschehene Beleidigung der Majestät vor; und verlangte ein Urtheil gegen den Verbrecher.

Alle waren über die unerhörte That bestürzt; viele stimmten auf Strafen ohne Beyspiel, andere

dere nur auf Verbannung; einige, gelinder und klüger, baten den Monarchen, die Sache nach seiner eigenen Weisheit zu richten.

„Es sey darum, sagte der Kaiser; oft lenkt die „Vorsicht das Uebel zum Guten, und darum verzweifle ich auch jetzt nicht. Ich will das Vergehen meines Dieners durch keine Strafen rächen, welche die Schande meiner Tochter vermehrt. Sie mögen sich beyde durch eine rechtmäßige Ehe verbinden, und so wird eine sträfliche That durch eine ehrenvolle getilgt.“

Die ganze Gesellschaft jauchzte dem langmüthigen Kaiser ihren Beyfall zu. Eginhard, der sich nicht verrathen glaubte, wurde gerufen, und der Kaiser redete ihn mit ruhiger Miene folgendergestalt an: „Du beschwerst dich, daß ich deine Dienste nicht würdig belohne; das ist deine Schuld, Eginhard. Du hättest mich längst erinnern sollen; denn ich bin allen meinen Pflichten nicht gewachsen. Diene mir ferner so treu, als bisher, und ich gebe dir zur Vergeltung meine Tochter zur Frau.“ — Wer schildert Eginhards Erstaunen! — „Deine Trägerin nemlich, fuhr der Kaiser „fort, dieselbe, welche neulich, so hoch aufgeschürzt, dir so unterthänig war.“ — Jetzt ward Emma gerufen, und die väterliche Hand

gab

gab das verschämte rosenwangige Mädchen in ihres Eginhards Hände *).

Egoismus.

Ist ein Wörtchen, das sich leider sehr weit schon ausgebreitet, und manchen Mann von Kopf zu dem Unglücklichsten gemacht hat. Den schönen Geistern ist er vorzüglich eigen. Was ihnen gefällt, das thun sie, und muß geschehen, es mag ihr Glück oder Unglück seyn: dafür aber machen sie sich zum Grundsatz, von jedem, der ihnen Gefälligkeiten thun kann, zu begehren, ja sie halten es für Schuldigkeit; wenn sie aber einem dienen sollen, so fühlen sie dazu keinen Beruf.

Egypten.

Dieses Vaterland der ehemaligen christlichen Anachoreten, und itzigen Derwische, ist eines der heißesten Länder in der Welt. Mit dem Monath Jenner kommt der Frühling, und im Februar ist

*) Andere Skribenten erzählen diesen Vorgang etwas verändert, aber so, wie sie hier erzählt wird, steht solche im Chronikon Laurishamense, aus welchem sie Sturz übersetzt hat.

ist er schon zu Ende. Die Sonnenhitze dauert bis in den August. Im May sind schon die Trauben reif. Der ungemein gelinde Winter währt vom November bis in den Dezember. Schon im März, und nachgehends im April und May wehen in Egypten insgemein so unerträglich heiße Mittagswinde, daß man denken sollte, sie kämen aus einem brennenden Ofen. Auch könnte kein Mensch gegen diese Hitze ausdauren, ohne die bald darauf folgende Erfrischung der Luft durch kühlere Winde und die Ueberschwemmungen des Nils.

Ganz Egypten ist, mit Ausnahme der Seeküsten, dürr und sandigt. In dem mittlern und obern Theil regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchstens so viel, als bey uns der Thau. Der Himmel ist dahero ungemein helle. Reisende, die vier bis fünf Jahre in Egypten zugebracht haben, sahen den Himmel bey Tage niemals trübe, und bey der Nacht immer Sternenklar.

Die Einwohner waren, nach allen Nachrichten, die man von ihnen aus alten und neuen Zeiten hat, immer trübsinnig und zur Melankolie geneigt. — In ihrem Karakter vereinigen sich alle Merkmale des Temperaments, das die Alten das Melankolische nannten, und dessen Ursache sie in einem Ueberfluß von schwarzer Galle suchten.

Aretäus, der Kappadozier, bekanntlich der größte aller morgenländischen Aerzte, hat uns ein Gemälde der Melankolie hinterlassen, das mit den neuern Beobachtungen des Prosper Alpinus, eines sehr großen italienischen Arztes, verbunden, die deutlichsten Begriffe von Egyptischer Melankolie und egyptischen Melankolikern giebt.

Die Melankoliker, sagt er, sind hartleibig, und voll schwarzer Galle. Ihr Antlitz ist garstig und schwarzgelb. Einige unter ihnen sind sehr auffahrend, traurig und äusserst kleinmüthig. Sie denken sehr angsthaft immer auf eine einzige Sache, vermaledeyen den Umgang, fliehen in die Einsamkeit, werden abergläubisch, hassen das Licht und das Leben. Läßt ihre Angst zuweilen nach, so werden sie heiter und lustig; zuweilen auch toll, aber die Weiber toller, als die Männer. Anfangs sieht man sie nur stille, ruhig, traurig, träge, zornig, und von bösem Willen. Sie wachen viel. Ihr Aufwachen ist schreckhaft, so wie ihre Träume lebhaft und gräulich. — Sie zittern über manches in grausamer Furcht, begehren immer etwas mit Heftigkeit; fliehen endlich von den Menschen weg, aus Abscheu. — Einige leben zuletzt wie wilde Thiere, alle verfluchen das Leben und wünschen den Tod. — —

Aber auch Prosper Alpinus fand in neuern Zeiten bey einer fünfjährigen Ausübung der Arzneykunst in Egypten eine unzählbare Menge solcher Melankoliker, wie uns die Geschichte die egyptischen Einsiedler mahlt. Sie sehen, sagt er, schwarz und unfläthig aus, und sind, gleich den Mumien, trocken und dürre. Ihr Hirn ist theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt, und sie sind überzeugt, daß sie ein heiliges und sündenfreyes Leben führen, weil sie die Reichthümer, Lüste und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und den Genuß ihrer Weiber fliehen. — —

Man weiß, wie sehr die alten Egyptier für ihren Ochsen Apis eingenommen waren; man hat viel wider diese egyptische Dummheit gesagt, und man hat einigermaßen Unrecht gehabt; denn ist wohl die Verehrung eines Ochsen ungereimter, als so viele Vorurtheile und Irrthümer der Alten, davon man gar nicht redet.

Man hat gefragt: ob der Ochs Apis zu Memphis als ein Gott, als ein Sinnbild, oder als ein Ochs verehrt worden? — Es ist wahrscheinlich, daß die Schwärmer in ihm einen Gott — die Weisen ein Sinnbild — und das dumme Volk einen Ochsen angebetet haben. That Kambyses wohl, daß er diesen Ochsen nach Eroberung Egyptens mit eigner Hand todt

stach? Warum nicht? Er wollte den Blödsinnigen zeigen, daß man ihren Gott an den Bratspieß stecken könne, ohne daß sich die Natur bewafnete, diese gottlose That zu rächen. — —

Man hat die Egyptier sehr gerühmt. — Vielleicht war kein Volk verächtlicher. In ihrem Karakter, und in ihrer Regierungsform mußte ein sehr wesentlicher Fehler seyn, weil sie immer elende Sklaven waren. Man will zugeben, daß sie in fast unbekannten Zeiten die Erde erobert haben; allein in den historischen Zeiten sind sie von allen überwunden worden, die sich damit haben plagen wollen, von den Aßyriern, Griechen, Römern, Arabern, Mamelucken und Türken; nur von den Kreuzzügen nicht, weil ihre Unbedachtsamkeit die Freyheit der Egyptier noch übertraf; die Franzosen wurden vielmehr von den Mameluken geschlagen.

Höchstens ist diese Nazion wegen zweer Punkte zu loben; der erste ist, daß diejenigen, welche den Ochsen anbeteten, diejenigen, die einen Affen verehrten, niemals zwingen wollten, ihre Religion zu ändern, ob sich gleich beyde Partheyen auf das eifrigste haßten. — Die zweite ist, daß sie in ihren Oefen immer junge Hühner ausgebrütet hatten. —

Man rühmt ihre Pyramiden — allein das sind Denkmäler von der Sklaverey eines Volks.

Zu

Zu was dienen sie? — Die Mumie eines Fürsten, oder eines Statthalters in einer kleinen Kammer aufzubehalten, die nach 1000 Jahren, oder, wie andere wollen, nach 3000 Jahren wieder aufleben sollte. — Allein, wenn sie dies hoften, warum nahm man ihnen das Gehirn, ehe man sie einbalsamirte? Solten die Egyptier ohne Gehirn wieder aufleben? — Die Observatorien, die unsre Monarchen bauen lassen, scheinen weit schönere Denkmäler, als die Pyramiden zu seyn — weil sie nützlicher sind.

Ehe.

Man sagt, sie sey das Grab der Liebe. — Sie ist aber auch eine Lotterie. Und in diesem Betracht kann man überzeugt seyn, daß es, trotz ihren Hassern *), doch Gewinste in derselben giebt, die jeden Wager rechtfertigen. —

*) „Viele große Männer, sagt Charron, haben die Ehe für eine allzuharte Gefangenschaft angesehen, die uns dem Eigendünkel eines andern unterwirft. Wenn man sich in der Wahl, oder in dem Kaufe einmal betrogen hat, so bleibt man sein ganzes Leben über unglücklich. — Wegen eines augenblicklichen Fehlers, der noch darzu ohne Bosheit, und nur bloß aus Versehen begangen worden, muß man

Die Glückseligkeit der Ehe kann bestehen, wenn der Mann der Frau übertreffendes Exempel ist. Aber der beste Mann lebt unglücklich, wenn er in einer weisern und tugendhaftern Frau beschämendes Beyspiel findet.

„Suchet eure Unterthanen — ruft ein Freund der Ehe aus — dahin zu bringen, daß sie sich sobald als möglich verheyrathen; sprecht sie das erste Jahr von allen Auflagen frey, und die ihnen zukommende Auflage sollen diejenigen tragen, welche in dem nemlichen Alter, und noch nicht verehelicht sind. — Je mehr ihr verheyrathete Menschen haben werdet, um so weniger Laster wird es unter euch geben. Durchgehet die erschrecklichen Verzeichnisse in euren Kriminalsarchiven, ihr werdet immer hundert gehangene, oder geräderte ledige Leute gegen einen Hausvater finden.“

„Die man unaufhörlich mißvergnügt leben! — Wäre es nicht besser, sich zu ersäufen, als immer an seiner Seite die Eifersucht, die Bosheit, die Dummheit, die man vielleicht alle zusammen erheyrathet hat, zu dulden? — Man hat sogar gesagt, die gewöhnlichsten Ehen glichen derjenigen Pein, welche ein gewisser Tyrann erfunden hatte, einen lebenden Menschen an einen todten Körper zu binden, um ihn in dieser abscheulichen Gesellschaft verschmachten und sterben zu lassen.“

„Die Ehe macht den Menschen tugendhafter und weiser. Wenn der Hausvater gleich bereit ist, ein Laster zu begehen, so wird er doch oft von seiner Gemahlin abgehalten, die bey einem kälteren Geblüte sanfter, mitleidvoller, furchtsamer und frömmer ist, und mehr Abscheu vor dem Diebstahl und Todschlag hat. — Der Hausvater will vor seinen Kindern nicht erröthen, er fürchtet, ihnen Schande als ein Erbtheil zu hinterlassen.“

Verheyrathet eure Soldaten, so werden sie nicht mehr davon laufen. Ein unverehelichter Soldat ist oft nichts als ein Herumstreicher, dem es gleich viel ist, diesem oder jenem Könige zu dienen. — Die kriegerischen Römer waren verehelichet; sie stritten für ihre Weiber und Kinder, und machten die Weiber und Kinder anderer Nazionen zu Sklaven.“ — —

Ein anderer sagt: Die Ehe ist ein süßer Tyrann — ein Gefängniß, aus welchem der Tod allein erlösen kann — ein nothwendiges Band, — der Gränzstein des Vergnügens — ein Anfang der Sorgen. — Ehe und Liebe stellen sich selten, weil das eine der Besitz selbsten, das andere aber das Bestreben nach dem Besitz, oder auch, nachdem es kömmt, ein verbotener Besitz ist. Ungeachtet die Liebe die Wiege ist, darinn die Ehe jung wird, so ist doch die letztere oft das Grab der ersteren. — In der

That eine seltsame Sache, wovon kein Mensch die Ursache angeben kann, so viele Beyspiele wir auch täglich von ihr aufzuweisen haben.

Vormals zündete die Ehe ihre Fackel bey dem Fener der Liebe an; heut zu Tage hält sie ihr Feuer bey dem Eigennutz, Reichthum, Rang und Titeln, alles verändert sich. — Die Ehe war sonst ein Gott des Friedens, heut zu Tage ist sie ein Gott des Zwiespalts; ja sie ist gar nicht mehr, was sie zu unserer Väter Zeiten gewesen, vornemlich seit der Zeit, da man angefangen hat, Junge und Alte, Ehre und Schande zusammen zu heyrathen, die Verhältniß und Wohlanständigkeit auf die Seite gesetzet, giebt es lauter mißgerathene Ehen. Unter allen Heyrathen kann man sicher drey viertel ungerathene zählen; unter den übrigen mögen wohl einige gut seyn, aber sehr wenige angenehm *).

Die

*) Ein Bischoff, als er Katechismusexamen hielt, fragte eine alte Frau, welche im Heyrathen nicht allzuglücklich gewesen war, „wie viel Sakramente wären?“ Sie sagte sechse, und nannte sie her. — „Nun, und die Ehe? fuhr der Bischoff fort, haltet ihr denn die für kein Sakrament? diese so heilige, so süße, so angenehme Verbindung!“ — — „Ach ach! antwortete die Alte, wenn sie so gut ist, warum versucht ihr sie denn nicht?“ — — In der That ist es ein Widerspruch: sieben Sakramente, eins

so

Die Ehe ist anfänglich, wenn man sich mit ihr einlassen will, der schöne Gott; wenn es aber geschehen, so hat er oft ein anderes Ansehen. — Die Ehe ist ein Land, in welches alle zu kommen wünschen, aber viele gern heraus seyn möchten *).

Man will denjenigen Ehestand für den besten halten, wo zwey Personen von gleich guten Herzen, aber von verschiedenem Charakter zusammen kommen, weil eine durchgängige Uebereinstimmung im Charakter in der Ehe eben das sey, was in der Musik eine fortdaurende Monotonie vom Anfang bis zu Ende des Stükkes wäre. Beydes schläfert ein, und verursacht lange Weile. — Eine regelmäßige Disharmonie erhöht das Vergnügen in der Musik,

so heilig, wie das andere, lehren, und doch nur sich selbst deren sechse zueignen, ja es für einen großen Verdienst rechnen, des siebenden zu entbehren, und den Cölibat als ein halbes Heiligthum ausschreyen! —

*) Ein Liebhaber der Mahlerey betrachtete die sieben Sakramente von Poußin gemahlt, und fand in dem Gemählde, das die Ehe vorstellte, sehr viel zu tadeln. — Vermuthlich war er mit seiner Frau nicht sehr zufrieden, indem er sagte: „Ich sehe wohl, daß es schwer ist, eine gute Ehe zu finden, sogar in der Mahlerey.“

und auch in Ehestande; denn beym Schlusse endigt sich doch alles in einem übereinstimmigen Grundtone. — —

„Die Weiber, sagt Baco, bilden uns in der Jugend, sind unsere Gesellschafterinnen in reifern Jahren, und unsere Ammen im Alter: man hat demnach zu allen Zeiten Ursache, sich zu verheyrathen.“

Ehebruch.

Man will behaupten, das hauptsächlich die Unzertrennlichkeit der Ehe solchen verursache. — Darf man sich auch darüber wundern? Man hat einen gleichen Kontrakt für zwey Geschöpfe geschlossen, die übrigens nach ihrer Natur, nach ihren Glücksumständen, nach ihrem Berufe, nach ihren Begriffen so ganz von einander verschieden sind *). — Bey dem einen war das Band zu schlaff, bey dem andern zu gespannt; da tyrannisch, dort eine Schutzdecke für die Wollust. — Der Soldat, der Matrose, der Richter, der Offizier, der Schriftsteller, der Kaufmann, der Postillon, schmachten alle unter einerley Gebräuchen.

Den

*) Ein Ehebündniß, das ohne Liebe geschlossen wird, ist eine Art des Raubes.

Den zweiten Tag nach den Hochzeiten des bürgerlichen Standes, oder höchstens acht Tage nachher, was vor eine Veränderung in der Gesinnung des verliebten Ehemannes! Wie tief fallen die Hofnungen so eines ehrlichen Künstlers! er glaubte eine ökonomische, ordentliche, auf ihre Pflichten aufmerksame Frau geheyrathet zu haben; — mit einemmale sieht er sie verschwenderisch; sie kann nicht mehr zu Hause bleiben, und verbindet den Aufwand mit der Faulheit. Gleichgültigkeit, Leichtsinn und Thorheit verdrängen die nützlichen Beschäftigungen, zu welchen sie von Jugend auf auferzogen worden war. Weit davon entfernt, die Gemächlichkeit und den Frieden in ihrem Hauswesen fest zu halten, überläßt sie sich der Raserey des Putzes allein. —

Wer hätte es sagen sollen, daß die Heyrath ihre erste Anlagen so sehr umschmelzen würde? Dieses furchtsame, schüchterne, in dem väterlichen Hause so beschäftigte Mädchen ist eine trotzige stolze Frau geworden, die an nichts denkt als an ihre Galans und ihre Vergnügungen, weil sie sichs einmal in den Kopf gesetzt hat, daß die Unterhaltung eines Hauses auf den Mann fallen müsse, und sich die ganze Rolle der Frau auf ein zerstreutes Leben einschrenke. — Was bleibt dem Manne anders

übrig,

übrig, als ein eben so zerstreutes Leben zu führen, als seine ausschweifende Hälfte! —

Ehedem wurde der Ehebruch mit dem Tode bestraft. Heut zu Tage würde der Mann, der von diesen strengen veralteten Gesetzen reden wollte, durchaus ausgezischt werden.

Man sehe in den mehresten unserer neumodigen Lustspiele, ob man nicht immer auf Unkosten der Männer lacht? Man lese die unbedeutenden Verse vieler unsrer leichtsinnigen Dichter; sie spotten immerwährend über die Ehe mit einem Salze, das die ganze Welt ergötzt. Dieser Scherz ist nichts, als eine ewige Schutzrede des Ehebruchs.

Alle Künste werden Mitschuldige dieser Aufforderungen zur Untreue; alles bestrebt sich, sie in dieser Idee zu bestärken, und alle Bedenklichkeiten in ihrer Seele gänzlich auszurotten. Unsere Gemälde, Statüen, Kupferstiche, was stellen sie vor Augen? alle glückliche, triumphirende, dem armen Gotte des Hymens gespielte Züge! —

Die Art der Alten, den Ehebruch zu bestrafen, war der Tod. Bey den Römern berechtigte ein ausdrückliches Gesetz den Ehemann, seine Frau, die er im Ehebruch betraf, umzubringen; und Lysias sagt, daß ein von dem Areopagus gegebenes Gesetz ausdrücklich verboten,

boten, denjenigen Ehemann als Mörder zu verurtheilen, der sich an dem Ehebrecher, den er bey seiner Frau antrift, rächet.

Ein Gesetz der Westgothen befiehlt, daß ein Ehemann nicht sollte des Todschlages schuldig erklärt werden, der den Ehebrecher nebst der Ehebrecherin tödtet. — Nach einem andern Gesetze der Westgothen durfte nicht einmal ein Vater Strafe oder Vorwurf befürchten *), der seine Tochter tödtete, wenn er sie in seinem Hause im Ehebruch betroffen hatte.

Solon verstattete Jedermann, den Ehebrecher zu tödten, wenn er ihn antraf.

Moses befahl schon, eine Verlobte, die bey einem andern läge, sammt diesem, zu Tode zu steinigen.

Unter den Athenienfern und bey den Böhmen wurden die Ehebrecher enthauptet **), und man erzählt, daß ein gewisser König von Tenedos ein Gesetz gegeben, einem betroffenen Ehebrecher mit dem Beile den Kopf abzuschlagen, und daß selbiger, da man seinen eigenen Sohn

*) Der Schmerz, sein eigenes Kind umgebracht zu haben, war ihm auch Vorwurf und Strafe genug.

**) Noch bis diesen Tag steht in den sächsischen Rechten die Enthauptung auf dies Verbrechen.

Sohn auf der That betroffen, und der, der ihn ergriffen, den König fragte, was er thun sollte, zur Antwort gegeben: „Thue nach dem Gesetz!“

Der Kaiser Opilius ließ allezeit beyde Mitschuldige zusammen binden, und lebendig verbrennen. Wenn unter den alten Sachsen eine Frau Ehebruch begieng, so zwangen sie sie bisweilen, daß sie sich selbst ums Leben bringen mußte, indem sie sie an einem Stricke aufhiengen, den sie mit eigner Hand sich hatte umlegen müssen; und über ihren Leichnam, den sie ansteckten, und verbrannten, hiengen sie ihren Verführer.

Wenn die Kumäer ein Weib im Ehebruch ergriffen, so führten sie sie auf den Markt, wo sie vor Jedermann zum Ansehen auf einen Stein stehen mußte. Alsdann setzten sie sie auf einen Esel, und führten sie rund um die Stadt. Nach diesem mußte sie wieder auf dem Steine stehen, und ward lebenslang für unehrlich gehalten; sie bekam den Spottnamen der Eselsreuterinn, und der Stein ward für unrein gehalten und verflucht.

Auch der Ehebrecher hatte an dem öffentlichen Schimpf sein Antheil. Unter den Pisidiern ward er auf einem Esel rund um die Stadt geführt. — Unter den Leprensern ward

er

er drey Tage lang gebunden die Kreuzwege geführt. — Unter den Gortyniern ward er öffentlich mit Wolle gekrönt, und öffentlich durch die Stadt vor die Obrigkeit gebracht.

Die Egyptier verordneten, daß ein Mann, der eine Verheyrathete verführt hätte, Ehebruch mit ihm zu treiben, tausend Streiche empfangen sollte *).

Wenn Tacitus von den Teutschen redet, so berichtet er, daß es unter einem so zahlreichen Volk wenige Ehebrecher gebe, daß die Strafe für den Ehebruch augenblicklich da, und dem Ehemann verstattet war. Er zog sein Weib nackend aus, schnitt ihr vor ihrer Verwandten Augen die Haare ab, warf sie zur Thür hinaus, und peitschte sie durch alle Gassen.

Wenn im alten Sachsen eine Verheyrathete die Ehe brach, so versammleten sich bisweilen ein Haufen Weiber um sie herum, führten die Ehebrecherinn und peitschten sie durch die Gassen, schlugen sie mit Ruthen, stachen ihr kleine Wunden, und jagten sie blutig und zerrissen von

*) Zuweilen ließen sie einer Ehebrecherin die Nase aufschlitzen, und glaubten, daß man derjenigen, die sich einer unverzeihlichen Unenthaltsamkeit überließ, alles nehmen müßte, was ihrer Schönheit zu einer Empfehlung dienen könnte.

von Stadt zu Stadt. Selbst da traf sie wieder neue Henkerinnen an, die aus Elfer für die Keuschheit nicht eher aufhörten sie zu peinigen, als bis sie halb oder ganz todt war.

Wenn man zu Athen einen Ehebrecher ergriff, so band man ihm Hals und Ferse, brannte ihm den Hintern mit heißer Asche kahl, und band ihm die größten Rettige auf den Leib.

Der König Kanut machte folgende Verordnungen: Wenn eine Frau noch bey Lebzeiten ihres Mannes überführt wird, mit irgend einem andern Mann unerlaubten Umgang gehabt zu haben, so schneide man ihr Nase und Ohren ab.

Zaleukus, Fürst von Lokris, machte ein Gesetz, daß dem Ehebrecher die Augen sollten ausgestochen werden, und man hat folgende merkwürdige Nachricht von seiner vollkommnen Gerechtigkeitsliebe: Als seinem Gesetze zufolge sein Sohn beyder Augen beraubt werden sollte, weil er im Ehebruch betroffen war, und die ganze Stadt, aus Achtung für den Vater, verlangte, daß der junge Prinz von der Strafe frey seyn sollte, widersetzte er sich eine Zeitlang. Endlich, als das Anliegen des Volks ihn überwältigte, ließ er sich zuerst eins von seinen Augen aus, und alsdann seinem Sohne eins, und behielten beyde ihr Gesicht. Auf diese

Weise

Weise ließ er dem Gesetz den gehörigen Lauf, in Ansehung der Bestrafung, und vertheilte sich gleichmäßig zwischen einem mitleidigen Vater und gerechten Gesetzgeber.

Man könnte noch mehrere Arten von Strafen für dies erschreckliche Laster anführen. Es ist aber dieses wenige hinlänglich, den Abscheu an den Tag zu legen, den alte heidnische Völker, die blos ihrer Vernunft folgten, vor einem Verbrechen hatten, das in der neuen christlichen Welt von Wollüstlingen, die allem ernstlichen Nachdenken entsagt haben, für Kleinigkeit und gute Lebensart ausgegeben wird.

Ehemonathe.

Bey allen gesitteten Nazionen haben die ersten Ehemonathe süße Namen. Den Engländern sinds Honigmonathe, den Teutschen Küßmonathe, den Franzosen Flittermonathe *).

Warum doch nur Monathe? — Immer noch genug. Ungesittete Nazionen wissen gar nichts davon, so wie ungesittete Individua, selbst unter gesitteten Völkern. — Man hat diese

*) Oefters sinds gar nur Küß- und Flitterwochen.

diese Süßigkeit allein der Neuheit zugeschrieben, und etwas mag, zur Unehre der Menschheit, daran wahr seyn; doch sollte, weil doch einige wenige Beyspiele das Gegentheil beweisen, bey welchen die späteren Monathe sich gleich gut und süß geblieben sind, ein großer Theil der Kälte bey Fortsetzung der Ehe anderswo zu finden seyn.

Jeder Mensch sieht am wenigsten seine Fehler, und wenn sie ihm auch nicht unbekannt sind, so sucht er sie künstlich vor andern zu verbergen. Je weniger Kultur, destoweniger Kunst, anders scheinen zu wollen, als man ist. — Daher bey minderer Kultur entweder gute Fortdauer, weil die Fehler unbeträchtlich sind; oder baldige Aeusserung zum Reukauf. —

Warum steht es aber bey civilisirten Menschen länger an, ehe ihre Reue bemerkbar ist? — Man wählt, und sobald die Wahl durch einige Feyerlichkeit, oder auch nur durch Bekanntwerden einige Gleichgültigkeit erhalten hat, so ist sie für einen Mann von Ehre bindend. Und von da an genirt sich der schöne Theil nicht mehr so sehr, man macht sich selber mit dem Lob seiner Wahl, selbst wenn man bald anfängt, manche Flecken daran zu bemerken, das größte Kompliment. Man bekommt Gegenkomplimente: und dieweil man diese genießt, findet man die entdeckte Flecken

kleiner, hoft, sie verwischen zu können. Während dieser Hofnung verstreichen etwa ein paar Monathe, mehr oder weniger, und meistens wird sie zu Schanden. —

Hätte mancher Ehemann drey Tage vor seiner ehelichen Verbindung schon das Herz gehabt, öffentlich sich zu erklären, was er davon halte, so würden seine Honigmonathe, so kurz sie scheinen, noch kürzer ausgefallen seyn, als das Leben der Ephemeren.

Ehre.

Es ist mit der Ehre, wie mit dem Gelde. An sich selbst haben sie keinen Werth, sondern sie sind nur insofern ein Guth, als sie Mittel sind, andere Güther zu erlangen; und insofern ist die Ehre von Werth, als sie denjenigen, der sie uns erzeigt, antreibt, uns nützlich zu werden.

Die wahre Ehre besteht darin, daß man sein Wort hält, und allemal die Wahrheit sagt. Und von dieser sagt Addison: „Die Ehre ist ein heiliges Band, ein unverletzliches Gesetz der Monarchen, die Vollkommenheit großer Seelen. Wo sie der Tugend begegnet, erhebt und stärkt sie dieselbe. Sie ahmt sie nach, wo sie nicht ist. Mit der Ehre muß man nicht spielen.“

Die Ehre *) ist das Verlangen, von den Menschen geschätzt zu werden. Man hat sie das Vorurtheil einer jeden Person und eines jeden Standes genannt. Ein jeder setzt die Ehre darin, was er glaubt, daß die andern am meisten von ihm verlangen; der Soldat in Tapferkeit; der Richter in Rechtschaffenheit; das Frauenzimmer in Keuschheit. —

Die Ehre ist eine Münze, die dem Staate am wenigsten kostet; und unterdessen ist sie doch die mächtigste Triebfeder zu großen Dingen. Wer weiß nicht, daß die Hofnung einer Krone von Blättern bey den Alten mehr tapfere Thaten erzeugte, als wir heut zu Tage kaum mit allem Golde aus Peru hervorbringen würden? —

Es

*) Die Ehre wird auf unterschiedliche Art zergliedert. — Das sogenannte Point d'honneur, oder die Gewohnheit des Duels, ist eine neuere Erfindung. In der Denkart vieler Leute ist es eine sehr nützliche Erfindung, die Sitten zu verfeinern. Man würde sehr verlegen seyn, wenn man genau sagen sollte, worin dies bestünde? — Kann man ein Mann von Ehre seyn, ohne tugendhaft zu seyn? so haben die größten Bösewichter, die mit den schändlichsten Lastern befleckt sind, ein Mittel, sich ein Ansehn zu geben, und guten Muth zu fassen. Sie sind ausschweifend, verschwenderisch, bezahlen nie ihre Schulden; allein sie sind Leute von Ehre, und folglich Leute der Gesellschaft.

Es giebt auch eine Ehre des Geistes, des Herzens, und der Glücksgüter. —

Die Ehre des Geistes gebühret dem Witz, der Scharfsinnigkeit und der Vernunft, welche zu Werken der Kunst, Wissenschaft und Gelehrsamkeit angewandt, und dadurch erwiesen wird. Sie macht überaus viel Aufsehens, breitet sich sehr aus, sonderlich, wenn sie bekannt gemacht wird, und dauret sehr lange, wenn sie einmal allgemein worden ist. —

Die Ehre des Herzens wird durch die Tugend erhalten, und sie ist die gründlichste und schätzbarste unter allen. Bisweilen ist sie sehr ausgebreitet; bisweilen nur in einem sehr engen Raum eingeschränket. Oft erlangen große und schöne Thaten nicht den Ruhm, welchen mittelmäßige davon tragen, weil sie auf einen niedrigen und kleinen Schauplatz geschehen und keine Lobredner haben. Indessen verlieren sie nichts dadurch von ihrem Werth, den sie von ihrem Gegenstande und innern Gehalt haben. Diese Ehre ist wie die Sonne, welche zugleich leuchtet und erwärmet, und mit der Bewunderung, auch zugleich die Dankbarkeit fordern kann.

Die Ehre der Glücksgüter wird hoher Geburt, den Naturgaben, den Reichthümern, Ehrenstellen, äusserlicher Pracht, und glückli-

chen Unternehmungen beygelegt. Diese haben nur insofern einen vorzüglichen Werth, wenn sich ein Mensch derselben würdig macht, indem er sie wohl anwendet, oder wenn er sich dieselben durch sein Verdienst erworben hat. An sich bedeuten sie wenig; ob sich gleich vom Pöbel sehr hoch gehalten, und der Ehre des Geistes und Herzens vorgezogen werden.

Diese wahre Ehre ist die Empfindung eines gewissen Werths, und diese Empfindung ist mit der Begierde, seinen Werth zu erhöhen *), das

*) Die Franzosen belagerten einen Platz; der Offizier, der sie kommandirte, ließ den Grenadieren eine beträchtliche Summe Geldes anbieten, wenn einer von ihnen das Herz hätte, die erste Faschine in den Graben zu werfen, welcher dem ganzen Feuer der Belagerten ausgesetzt war. Keiner von den Grenadieren stellte sich dazu ein. Der General, der sich darüber wunderte, gab ihnen deswegen einen Verweis. „Wir würden uns alle angeboten haben, sagte einer von diesen tapfern Soldaten, wenn man nicht einen Preis an Gelde auf diese That gesetzt hätte.“

Ein Soldat, den der General Vauban zur Untersuchung eines Postens abschickte, hielt sich daselbst lange Zeit auf, obgleich das Feuer der Feinde sehr heftig war, und bekam sogar eine Kugel in den Leib. Er kam zurück, um Rechnung von dem abzulegen, was er gesehen hatte, und that es mit aller

das heißt, die Vortheile der Menschen zu befördern, und sie glückseliger zu machen, vergesellschaftet. Dies ist der wahre Ehrgeiz, welcher weiß, daß man ihn mitten unter Verläumdung und Neid dennoch hochschätzen muß. —

Ehrgeiz (der falsche) *).

Die Welt ist ein Sammelplatz von Leidenschaften. Weise und Thoren fühlen ihre Heftigkeit, einer mehr, der andere weniger, aber die Würkungen des Ehrgeizes fühlte einer wie der andere.

aller möglichen Ruhe, ob ihm gleich das Blut häufig aus der Wunde floß. Herr von Vauban wollte ihm einen Luidor geben; der Soldat nahm ihn aber nicht. „Nein, Monseigneur, sagte er, das würde meiner That schädlich seyn.“ —

Ein Offizier wurde zu einer sehr gefährlichen Gelegenheit kommandirt. Man gab ihm allerley Vorwand an die Hand, wie er den Auftrag von sich ablehnen könnte. „Ich kann wohl mein Leben retten, antwortete er, aber meine Ehre, wer rettet die?“

*) Denn in gewissen Umständen giebts auch einen Ehrgeiz, der aus noblen Passionen und der wahren Ehre entspringt.

Keine Leidenschaft vergnügt den Menschen weniger als der Ehrgeiz. Er macht sich Hofnung zu einem Glücke, das doch vor ihm flieht, und das Leben eilet unter beständigen Wünschen und süßen Hofnungen davon. Das Ziel, so sich ein Ehrgeiziger stecket, soll zu einem Mittel werden, durch welches er wiederum andere Endzwecke erlangen will, deren Besitz ihm aber nie zu Theil wird.

In den gegenwärtigen Zeiten steigt der Pracht mit der Armuth zu gleichem Grade. Unser mäßiges Vermögen muß der Gewalt der Mode, und der Gewohnheit unserer Zeiten nachgeben, und dadurch wird es erschöpft, ehe sich unsere Begierden ersättigen.

Ein mäßiges Glück ist nicht im Stande, einen Ehrgeizigen zu vergnügen. Wünsche und Begierden sterben, ehe er erlanget, was er hoffet; weil er über alle Hofnung hoffet.

Ein eigennütziger Ehrgeiziger spannt alle Kräfte an, seinen Endzweck zu erreichen, das ist, sich höher zu schwingen. Darauf sinnt er spat und früh, damit geht er um, auch wenn er isset und trinket, darinn bestehet sein Denken und alle seine Handlungen, seine gesammelten Schätze müssen ihm bis zur Uneigennützigkeit und Großmuth dienen, seine ausschweifende Leidenschaft zu vergnügen. Uneigennützigkeit

und Großmuth aber, die ein Geiziger ausübet, sind nichts anders als Heucheley, hinter welcher er seinen Eigennutz zu verbergen sucht. —

Ehrtrieb.

Niemand kann es leugnen, daß der Ehrtrieb, sobald er nicht durch eine blinde Eigenliebe verwöhnt in Ehrgeiz und unbändige Ruhmsucht ausartet, die Quelle vieler guten und edlen Handlungen sey, und daß wir dadurch zur Uebung mancher Tugenden erweckt werden, wozu wir sonst nicht aufgelegt seyn würden. —

Und wie wohlthätig, wie achtungswürdig ist dieser Ehrtrieb, wenn wir ihn aus dem Gesichtspunkte der Geselligkeit, oder der nähern vortheilhaften Verbindung der Menschen untereinander betrachten. — Wenn es wahr ist, daß die Ehre in dem günstigen Urtheil anderer Menschen von unsern guten Eigenschaften und Vollkommenheiten besteht: so ist es sehr natürlich, daß wir uns, wofern wir nicht ganz verdorben und verwildert sind, um anderer Urtheile in Absicht auf uns bekümmern und uns Mühe geben werden, unsern Nebenmenschen eine gute Meinung von uns beyzubringen, und sie werden, wenn sie uns als gute, biegsame, geschickte Menschen kennen, an ihrem Theile nicht unter-

lassen, eben diese Aufmerksamkeit auf unsere Urtheile von ihnen zu beweisen.

Dieses gegenseitige Bemühen, uns einander werth und hochachtungswürdig zu machen, stärkt und nährt die Geselligkeit, die Mutter vieler gemeinnützigen Tugenden, die der finstere Einsiedler, und der mürrische Selbstpeiniger kaum dem Namen nach kennt. Daraus entsteht Gefälligkeit, Diensteifer, liebreiches, bescheidenes Betragen der Menschen untereinander. Daraus entsteht bey fortdaurendem vereinigten Fortgange auf dem Wege der Rechtschaffenheit, Eintracht und Uebereinstimmung der Gemüther, die allein wahre Freundschaft ausmacht, und die der große Urheber und Liebhaber der Ordnung mit Wohlgefallen ansieht.

Es ist keine Sache in der Welt, die nicht oft unrecht verstanden, verkehrt angewendet, und von vielen gemißbraucht würde. — So kann auch der Ehrtrieb, oder die Ehrbegierde, deren Nutzbarkeit zur Veredlung unsrer Natur, zur Wiederaufrichtung einer sinkenden Tugend, zur Hervorbringung guter, gemeinnütziger Handlungen jedem Forscher einleuchten muß, von vielen und auf mannichfaltige Art übel angewendet und gemißbraucht werden. Und wenn gleich dieser Mißbrauch, diese verkehrte Vorstellung des Ehrtriebs in sehr vielen Fällen weiter nichts, als lächerliche Thorhei-

ten hervorbringt, wovon die menschliche Gesellschaft eben keinen Schaden hat, so kann er doch auch zu wirklichen Lastern, zum Beyspiel, zur Unterdrückung unsrer Nebenmenschen, zum Selbstmord oder zum Brudermord führen, wodurch wir uns selbst, und viele ausser uns unglücklich machen.

Man muß also den rechtverstandenen, vernünftigen Ehrtrieb, der uns, ohne uns gegen unsere mannichfaltigen Mängel blind, und gegen die Erinnerungen bescheidener Sittenrichter taub zu machen, zum immer weiteren Fortstreben nach Tugend und Glückseligkeit und zu edlen Thaten begeistert, bey uns und andern nicht zu unterdrücken, sondern zu nähren, und wenn er einschläft, aufzuwecken suchen. — Besonders sollte man bey dem Unterricht und bey der Erziehung der Jugend nach der uns beywohnenden Kenntniß des menschlichen Herzens diesem Triebe, der sich bey jungen Gemüthern bald schnell bald langsam entwickelt, die gehörige Richtung geben, und sie frühzeitig auf das Glück aufmerksam machen, Gegenstände des göttlichen Wohlgefallens und der allgemeinen Hochachtung und Werthschätzung zu seyn.

Die Fortpflanzung und gehörige Bearbeitung dieses Ehrtriebes wird sie, auch ohne Strafpredigten und körperliche Züchtigungen,

vor vielen Fehltritten und Ausschweifungen bewahren, und sie fleißig, gesittet und folgsam machen. —

Eifersucht,

Ist unstreitig eine der heftigsten Plagen der Sterblichen, die in ihrem eigenen Herzen sich erzeugen. — Unglücklich ist der, in welchem das Uebermaaß einer blinden Zärtlichkeit dieses Gift hervorbrachte, ein tödtendes Gift, das sich plötzlich in seinen Adern verbreitet, und mit allen Quaalen der Hölle ihn martert; er hegt in seinem Busen eine Flamme, die ihn verzehrt, die Kräfte seiner Seele werden geschwächt, seine Gesundheit erliegt, er kann nicht mehr den Warnungen der Vernunft Gehör geben, er folgt seiner Leidenschaft, dem Wahne der ihn benebelt, und unterwirft sich der grausamen Geißel seiner Tyrannin, die ihren Sklaven mit ihren Fesseln belegt *), und hin

*) Die Poeten haben die Eifersucht mit einer Furie verglichen, die eine blasse und gelbe Farbe im Gesichte, und wilde feurige Augen hat; die Hölle wohnt in ihrem Herzen; der nagende Kummer verfolgt sie; sie verabscheuet die ganze Natur, und hasset sich selbst zuerst. —

hin zum Abgrunde des Verderbens reißt. — Eine wüthende Phantasey erschaft Schreckbilder um ihn her, und in den Anfällen seiner Raserey scheinen unschuldige Freunde ihm beleidigende Verbrecher, die er zu verderben sucht, und glücklich ist er, wenn die Gnade des Himmels ihm noch zeitig genug die Augen eröfnet, wenn seine lasterhaften Unternehmungen ihm mißlingen, oder er nicht gar statt derer, die er zu stürzen suchte, sein eigner Verderber, ein Opfer seiner eigenen Wuth wird. —

Geben gleich die Verliebten die Eifersucht für eine Tochter der Liebe und einer gewissen Zärtlichkeit des Gefühls aus, die nur edle Seelen kennen, so kann man sie doch eher für eine Tochter der Eigenliebe und des Mißtrauens halten. — Immer setzt sie eine Furcht betrogen zu werden zum Voraus, die mit der Hochachtung für den Gegenstand, den man seiner Liebe am würdigsten schätzt, im Widerspruch steht. — Ist auch die Eifersucht mit der Liebe verwandt, so ists in sehr entferntem Grade. — Scheint sie gleich einen Augenblick diese von neuem zu entflammen, zu verdoppeln; vielleicht daß sie auf das Herz der Liebenden eben den Einfluß hat, wie der Kirschengeist auf den Körper. Ein seltener Genuß desselben spannt die Nerven, erhöht die Kräfte, beseelt alle Lebensgeister; — öfterer Gebrauch erschlafft

schlafft sie, wird zum langsamverzehrenden Gifte. —

Oder, wie ists möglich, den Gegenstand lange zu lieben, den man nicht selten in Versuchung steht, zu verachten, den man seine heiligsten Pflichten zu verletzen fähig hält, wenn man ihn nicht immer mit Argusaugen bewacht! —

Ein Professor auf einer teutschen Universität hatte eine Gattinn, schön wie Cythere, und war eifersüchtiger als ein türkischer Pascha. — Sorgfältig entzog er sie den Augen seiner Studenten. Nur ihr Porträt, athmend und redend hieng in seiner Studierstube. — Er las ein Privatkollegium über die Ontologie. Die Zuhörer gähnten, einige schliefen ein. —

Ein paar lose Jungens, die dem Porträt gegen über saßen, schenkten ihre Blicke lieber der lächelnden Venus im Bilde, als ihre Ohren dem trocknen Vortrag des Lehrers. Diese Unbescheidenheit entgieng dem Auge des Professors nicht; er riß den Faden seines Vortrags mitten entzwey. Morgens darauf hieng an der Stelle des Porträts seiner Gattinn Christian Wolfens Porträt. „Denn, dachte er, mußte Cäsars Gemahlinn auch über allen Verdacht erhaben seyn, wie leicht könnte ein lüsterner Blick auch meine Vestalinn, obgleich nur im

Bilde

Bilde entweyhen?“ — Welch ein Leben? Heißt dies nicht zu theuer sich langwierige Reue erkaufen? —

So wie aber Gewohnheit die Blüthe der glänzendesten Schönheit welket, so schwächt sie auch in gleichem Grade den Ekel, den Häßlichkeit einflößt. —

Ein Philosoph hatte, um sich vor Eifersucht zu bewahren, ein häßliches Mädchen geheyrathet. — Ein Fremder sah sie in einer glänzenden Assemblee. — Ihre Häßlichkeit fiel ihm auf, er kannte niemand, und fragte den Gatten, der ihn zuerst ins Auge fiel: „Sagen Sie mir, mein Herr! wer ist dies häßliche Ding da? die ältere Schwester einer Furie! — „Verzeihen Sie, es ist meine Frau, erwiederte kaltblütig der Philosoph, mit der ich seit sechs Jahren in der glücklichsten Ehe lebe. Uebrigens freuts mich, daß Sie sie so häßlich finden — ich habe einen Nebenbuler weniger, und wünschte, daß unser ganzes Geschlecht von ihr dächte, wie Sie.“ —

Jünglinge! wollt ihr dem Unstern der Eifersucht entrinnen, entweder wählt euch ein Mädchen, mit dem ihr nur Herz um Herz, Hand um Hand tauschet! — fragt nicht, was sie besitzt? was verspricht ihr die Zukunft? welchen Rang bekleidet sie in der Welt? wie klingt ihr Name?

Name? fragt nur euer eignes Herz, könnt ihr sie lieben, könnt ihr sie schätzen, hat sie Vorzüge des Verstandes und Herzens genug, im funfzigjährigen Ehestande euch so liebenswürdig zu scheinen, als am Hochzeittage; kann die Schönheit ihres Charakters den Verlust körperlicher Reize ersetzen? Erhaltet ihr sie, immer ehrt sie selber in eurem Weibe! Eure trauteste Busenfreundinn sey sie! in ihren Schooß ergießet alle eure Wünsche, Entwürfe, Träume, Empfindungen, Gedanken! Bald wird auch ihr Herz dem eurigen sich öfnen! Kein erniedrigender Verdacht, kein düstrer Argwohn welke die zarte Blüthe ihrer holden Schaam, ihres jungfräulichen Unschuldsgefühls! —

Wisset, hat sies euch auch verziehen, wenn ihr als schüchterne Liebhaber ihre Blicke, Seufzer, Geberden, Handlungen mit Argusaugen durchspähet, unerbittlich muß sie der schwarze Verdacht beleidigen, sobald sowohl Tugend als Liebe, euch den ruhigen Besitz ihrer Hand und ihres Herzens verpfänden, schon dieser bloße Verdacht des Meyneids klagt er sie an, sprecht, was ist damit zu gewinnen? Ist eure Gattinn tugendhaft, ihr und euch verbittert ihr das Leben, und reizet sie zur Rache. Ist sie treulos? Kein Mensch, kein Gott kann das geschehne ändern, eure Eifersucht selber pösaunt der Welt eure Schande, und mehr Ehre erweiset ihr selbiger,

biger, als sie verdienet. — Mit kalter Verachtung sollt ihr sie strafen! — —

Einbildungskraft.

Diese ist die Mutter aller schönen Künste, die Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Ausdehnung sind Eigenschaften dieses Vermögens der Seele, welche der Künstler in einem höhern Grade besitzt, als andere Menschen. Sie muß aber begleitet seyn von einem feinen Gefühle der Ordnung und Uebereinstimmung, von durchdringender Beurtheilungskraft; sie wird unterstützt durch feinere Sinnlichkeit, die durch Uebung vermehrt wird.

Die Einbildungskraft, wenn sie zu hoch gespannt wird, bringt indessen sehr wunderbare Symptomen hervor, besonders wenn das unruhige Gewissen mit im Spiel ist! —

Es ist gar nichts seltsames, daß eine lebhaft gerührte Person etwas sieht, was nichts ist. Im Jahr 1726 wurde zu London ein Weib angeklagt, daß sie an dem Mord ihres Ehemanns mitschuldig wäre, allein sie läugnete es. Man zeigt ihr das Kleid des Todten, das man vor ihren Augen schüttelt. Ihre erschrockne Einbildungskraft stellt ihr das Bild ihres Gemahls selbst vor Augen; sie wirft sich

zu seinen Füßen, und will ihn umfangen. Sie sagt zu den Geschwornen, daß sie ihren Gemahl gesehen habe.

Man muß nicht erstaunen, daß Theodorich den Kopf eines Fisches für das Haupt des Symmachus hielt, den er unschuldig hinrichten ließ. — Es ist das nehmliche. —

Karl IX. König von Frankreich, sah nach der am Bartholomäustag gehaltenen bekannten Bluthochzeit nichts als Todte, und Blut, und das nicht im Traume, sondern in den Zukkungen eines verwirrten Geistes, der den Schlaf vergebens suchte. Sein Arzt und seine Wärterinn bezeugten es. — Fantastische Erscheinungen kommen sehr oft bey hitzigen Fiebern vor. Man bildet sich nicht nur ein, etwas zu sehen, sondern man sieht es wirklich. Das Fantom ist für denjenigen wirklich, der es gewahr wird. Wenn die Vernuft diese Blendwerke nicht verbesserte, so würde jede erhitzte Einbildungskraft beständig auser sich, und gar nicht zu heilen seyn.

In diesem Mittelstande besonders, zwischen dem Wachen und dem Schlaf, sieht ein erhitztes Gehirn eingebildete Gegenstände, und hört Töne *), die nie ausgesprochen wurden. Der

Schrek-

*) Wie der heil. Franz die himmlische Sphären-Musik.

Schrecken, die Liebe, der Schmerzen, die Gewissensbisse sind diejenigen Mahler, welche diese Gemählde in einer zerstöhrten Einbildungskraft entwerfen. Das Auge, welches bey Nacht gegen den kleinen Winkel gestoßen wird, und Flammen herausspritzen sieht, ist nur ein schwaches Bild von unserm brennenden Gehirne. —

Es hat auch wohl Menschen geben können, die zwar wirklich fromm; aber, von ihrer Begeisterung irre geführt, geglaubt haben, sie sprächen wirklich mit Jupitern, Mars, oder sonst irgend einer Gottheit, da es doch nur ihre erhitzte Einbildungskraft war. — Damals ist der Rath eines redlichen Mannes, und besonders eines guten Arztes nothwendig. —

Alle Sekten haben ihre Erscheinungen und Wunder gehabt! — —

Illiacos intra muros peccatur et extra.

Einbildung.

Man pflegt im Sprichwort zu sagen: Einbildung ist ärger als die Pest. — Das will freilich ein wenig zu viel gesagt seyn, allein es ist doch gleichwohl ein wunderliches Ding um die Einbildung — viel Thorheiten — ja viel

Unheil und Schädlichkeiten sind durch sie in der Welt entstanden. —

Man kann bloß von Einbildung krank werden, und sterben, und eine erhitzte Einbildungskraft bringt oft eben solche Wirkungen hervor, als die Heilungsmittel selbst.

Bonetus gab einem Menschen, welcher von ihm durchaus Frankfuhrter Hauptpillen zum purgiren haben wollte, eine Portion Pillen von übersilbertem Semmelkuchen. Er nahm sie in der Einbildung, daß es Purgirpillen wären, und hatte davon einmal Erbrechen und fünf Sedes.

Eben derselbe Arzt kannte ein Mädchen, welche an einem Abend hatte Rhabarbar einnehmen sollen, welches sie aber aus Furcht vor dem übeln Geschmacke unterlassen. Inzwischen träumte ihr des Nachts, daß sie Rhabarbar einnähme, und da sie in dieser Einbildung aufsteht, purgirte sie des Morgens davon nicht anders, als ob es wirklich geschehen wäre.

Zuweilen betrügt uns die Einbildungskraft, daß wir gewisse Empfindungen von Dingen herleiten, die wir uns bloß in den Kopf setzen, weil sie einige Aehnlichkeit mit den eingebildeten Sachen haben. Leute, welche krampfhafte Zufälle und Verzuckungen haben, bilden sich ein, der Satan besitze sie, weil es ihnen scheint,

als

als ob sie von einer fremden Gewalt bewegt würden.

Marzellus Donatus erzählt von einem, welcher glaubte, daß er einen so großen Leib habe, daß er nicht durch die Thüre seiner Schlafkammer kommen könnte. Da nun sein Arzt einigen Leuten befahl, ihn anzufassen, und mit Gewalt aus der Thüre zu bringen, schrie er, daß man ihm alle Glieder zerbrochen hätte, und schalt diejenigen für seine Mörder, die ihn aus der Kammer gebracht hatten. In der That machte er Ernst, und starb unmittelbar darauf.

Man findet Beyspiele in den Schriften der Aerzte von melankolischen Leuten, die sich eingebildet, daß sie zu einer gewissen Zeit sterben müßten, und die auch gegen diese Zeit wirklich so elend geworden sind, daß sie Wort gehalten haben, und gestorben seyn würden, wenn man nicht Mittel gefunden hätte, ihnen ihre Grillen auszureden.

„Einbildung, sagt Herr Leibarzt Zimmermann, hielt der große Grillenfänger Antonius für Empfindung und Thatsache, wenn er wähnte, er habe durch die Kraft seines Glaubens und Gebets Wasserquellen in der Wüste hervorgebracht, Teufel ausgetrieben, wilde Thiere verjagt, Esel vernünftig gemacht, Seelen handgreiflich gesehen zum Himmel fahren, und Er

selbst sey in seinen Entzückungen sichtbar in die Luft aufgeflogen."

Einbildung hielt der große Hieronymus für Thatsache, als er wähnte, er sey vor den Richterstuhl Gottes gerufen, und da befragt, Wer bist du? Hieronimus antwortete: ich bin ein Christ. Ihm ward erwiedert: du lügst, denn du bist ein Ciceronianer und kein Christ.

Diese Worte machten mich verstummen, sagt Hieronymus. Der Weltrichter befahl, daß man mich mit Ruthen peitsche. Dies geschah, ich schrie, und indem ich mit Thränen um Erbarmung rief, hörte man unter den Peitschenhieben kaum dieses Wort. —

Einbildung nahm der heil. Hilarion in seiner Einsamkeit für Thatsache, als er glaubte, die schönsten Weiber besuchen ihn nackt in seiner Zelle, und legen sich zu ihm hin. — Darum erschienen ihm auch, wenn er hungerte, die vortreflichsten Speisen. Darum glaubte er, wenn er beten wollte, er höre Wölfe heulen und Füchse bellen. Darum sah er, wenn er sang, eine Menge Fechter vor sich, die sich schlugen, einen der tod zu seinen Füßen niederfiel, und ihn bat, er möchte doch so gut seyn und ihn begraben. — Darum sah er beym Mondlichte einen Wagen mit feurigen Pferden auf ihn losrennen, und, als er den Namen Jesus aus-

sprach,

sprach, plötzlich die Erde sich spalten und dieses ganze Fuhrwerk verschlingen. —

Einbildung nahm der Anachoret Copres für Thatsache, als er versicherte, er sey im Feuer unverbrennbar geblieben; und eben so der Anachoret Helenus, als er erzählte, er habe feurige Kohlen in seinem Rock getragen und doch darinn kein Loch gebrannt, er sey auf einem Krokodill über einen Fluß geritten, und er habe ein anderes Krokodill durch Ein Wort getödtet. —

Einbildung nahm der große Anachoret Makarius für Thatsache, als er erzählte; Er habe Hirnschädel mit seinem Stabe in der Wüste berühret, und diese haben ihm dann ihre Lebensgeschichte erzählet. — Er habe einer Frauensperson, die durch Zauberey in ein Pferd verwandelt worden, die menschliche Gestalt durch sein Gebet wieder gegeben. — Er habe sich mit dem leibhaften Teufel handgreiflich geschlagen. — Er habe gesehen auf die Augen und den Mund eines jungen betenden Einsiedlers Teufel wie Fliegen sich niederlassen, aber auch einen Engel dabey, der sie mit einem zweyschneidigen Schwerdt verjagte. — Er habe gesehen, daß aus dem Munde eines andern Einsiedlers, wenn er betete und sang, eine feurige Kette zum Himmel gieng. Er habe zweymal dem Teufel begegnet, als er zu den

andern Mönchen in die Wüste zog, um sie zu versuchen, und als er wieder von ihnen zurück kam. Das erstemal sah er den Teufel in einem leinenen Kleide voll Löcher erscheinen, und an jedem Loch hieng eine Flasche. Auf Befragen: wozu er diese Flaschen brauche? habe der Teufel gesagt, es wären in diesen Flaschen lauter Getränke die er den Mönchen zu kosten gebe, indem doch jeder wenigstens eines darunter würde nach seinem Geschmacke finden. ꝛc.“

Genug von den Thorheiten der Einbildung! wollte man sie alle beschreiben — wie viel Ballen Papier würde man hiezu nöthig haben! —

Einnehmer.

Sind Leute, die man in den mehresten Staaten nothwendig braucht, die aber dagegen dem Hasse der ganzen Welt bloß gestellt sind. — Nirgends aber giebts deren mehr, als in Frankreich — und nirgends führen sie auch mehr Pracht, als eben daselbst. — Einnehmer, welche 1200 Livres Gehalt haben, tragen sammetne Kleider und Spitzen. Sie fasten nur, damit sie Tressen tragen können. Eben daher dort das Sprichwort: Ein goldner Rock und leerer Bauch. — In Teutschland aber fasten sie nicht — sie leben gern gut, sparen nicht ih-

ren Wein, und sind gewöhnlich grob gegen die Partheyen, die doch hübsch Geld eintragen. —

„Die Einnehmer, welche in Frankreich tausend" Thaler Gehalt haben, (sagt Herr Mercier) geben sich ein gewisses Ansehen, und spielen den wichtigen Mann. Nichts seltsamers, als sie ihre Manschetten zurück schieben zu sehen, um eine Feder zu schneiden, und sie zu mehreren malen hintereinander zu probiren. — Fast sollte man glauben, daß diese Feder das Schicksal des Staats niederschreiben sollte, und — sie schreibt einen Mauth- oder Thorzettel. — Ihre Unwissenheit geht oft noch weiter als ihre Grobheit."

Ein Privatmann, der aus Egypten zurückkam, hatte eine Mumie zu Bassora gekauft. Die Küste war groß; er hielt es also nicht vorrathsam, sie auf seiner Postschäse mit sich reisen zu lassen, und schickte sie also mit der Postjagd zu Wasser nach Auxerre. Die Kiste kommt an. Die Akziseinnehmer öfnen sie vor dem Thore, finden einen schwarzen Körper, und thun auf der Stelle den Ausspruch, daß es ein Mensch seyn müsse, der in einem Backofen gebraten sey. — Sie sehen die Binden des Alterthums vor Bruchstücke seines verbrannten Hemdes an, führen über die ganze Sache ein Protokoll, und schaffen die Mumie nach la Norne. Kein Mensch in der Zollkammer

war so weit mit der Geschichte bekannt, daß er einen dummen Streich verhindert hätte, welcher der Personen, die ihn begiengen, so würdig war.

Der Eigenthümer langt an, geht gerade zu in die Zollkammer, und fordert seine Seltenheit zurück. Man hört, man starrt ihn mit Verwunderung an; er wird ärgerlich, wird hitzig. Ein Einnehmer lispelt ihm den Rath ins Ohr, daß er die Flucht ergreifen möchte, um dem Strange zu entgehen. Der erstaunte Antiquitäten-Liebhaber war gezwungen, sich an den Polizeylieutenant zu wenden, um seinen Egyptischen Prinzen oder Prinzessin, welche, nachdem sie zweytausend Jahre in den Piramiden-Grabmälern geruhet hatte, anstatt in einem Kabinette unter dem Glase zu prangen, auf einem katholischen Kirchhofe liegen mußte, aus la Morne wieder heraus zu arbeiten. Erst nachdem er drey ganzer Jahre gegangen, und gelaufen war, ward ihm seine Forderung zugestanden.

Ob man in Teutschland die Mumien für gebackene Menschen ansieht, ist nicht bekannt, weil keine hereinkommen, aber daß die Mautheinnehmer oft die Ausländer Waaren vor den Innländischen nicht unterscheiden können, das mag eher wahr seyn.

Einsamkeit.

Ueber diese hat Herr Zimmermann schon so viel vortreffliches geschrieben, daß bald nichts mehr darüber zu sagen übrig geblieben. Jedoch werden wir ein und andere Gedanken darüber hier vortragen:

Die Einsamkeit ist eine vortrefliche Lehrerin für denjenigen, der mit Ruhe der Seele, welche aus Grundsätzen der Tugend und Religion herfließt, über seine Bestimmung nachdenken, und Lebensfreuden genießen will. —

Hingegen, wenn der Geist eines Unglücklichen umher getrieben wird, wie ein gejagtes Wild, wenn die Seele unter der Last ihrer Leiden zu sinken anhebt, wenn sie es ganz fühlt, daß ihr mit Gewalt der eigenthümliche Adel ihres Wesens, Empfindsamkeit, Erhebungskraft, Bestimmtheit, entrissen wird, dann strebt sie, ringt, arbeitet sie mit zusammengedrängter Kraft, ihre Quaalen zu verstärken, setzt selbst die Steine zu ihrer Marterkammer zusammen. Es gelingt ihr, die ausschweifende Phantasie kommt ihr zu Hülfe, ergreift die romantischen Bilder, stellt sie in Nachtschatten, nimmt ihren zaubernden allbelebenden Pinsel, mahlt sie mit so harmonischen Farben aus, daß sie ganz mit der vollen Empfindung der Seele sympathisiren. Diese Hülfe gefällt der

Ver-

Verlassenen, sie überläßt sich den gefährlichsten Entzückungen. Ihr eigen Gift mit Freuden zu mischen, wird nun ihr Lieblingsgeschäft. Alles Aeussere schwindet vor ihr dahin; sie ist abgeschnitten von der Welt und ihren Verbindungen. — Der arme Körper muß nur immer seine Kräfte hingeben, ohne neue zu erhalten, zehrt sich hin, stirbt ab. — —

Gemeiniglich pflegen diejenigen, welche sich gern ihren tiefsinnigen Betrachtungen überlassen, mit vielem Vergnügen von den Annehmlichkeiten eines einsamen Lebens zu reden; und es giebt Schriften genug, in welchen die Ruhe und Glückseligkeit eines ländlichen einsamen Lebens auf die reizendste Weise geschildert, und über eine jede andere Lebensart weit erhoben werden.

Es kann seyn, daß diejenigen, welche so zuversichtlich das Lob der Einsamkeit wiederholen, nicht allezeit überlegt haben, wie sehr sie das menschliche Geschlecht erniedrigen, wenn sie bezeugen, daß man die vortreflichsten und verlangenswürdigsten Dinge nicht anders erlangen könne, als wenn man sich von den Menschen entferne; oder daß der Beystand, den wir einander leisten können, die Uebel nicht überwiege, die man aus dem Umgange mit den Menschen zu befürchten hat. —

Diese

Diese scheinbaren Vorstellungen von der Glückseligkeit in der Einsamkeit, so schimpflich sie auch für die menschliche Natur sind, haben doch ihren Einfluß über die Welt so weit ausgebreitet, daß fast jedermann seiner Einbildungskraft mit der Hofnung schmeichelt, noch einmal zu einer Entfernung von der Welt eine bequeme Gelegenheit zu finden. —

Man wird finden, daß der größte Theil von den Bewunderern der Einsamkeit, so wie von allen andern Klassen der Menschen, keine höheren oder entfernteren Absichten haben, als die gegenwärtige Befriedigung ihrer Leidenschaften. — Allein keinem von denen, welche solche Gesinnungen hegen, wird die Einsamkeit das Vergnügen gewähren, welches sie ihnen auf eine so freygebige Art verspricht. —

Der stolze Mensch wird gleich entdecken, daß er seine Schmeichler verliert, so bald er seine Gegner flieht, und die Größe und die Macht nichts ist, wo man sie nicht sehn und empfinden kann; derjenige aber, welcher seine Kräfte auf eine gar zu eingeschränkte Bemerkung der Fehler anwendet, wird bald gewahr werden, daß sein Zustand dadurch sehr wenig gebessert wird, wenn er seine Aufmerksamkeit von andern auf sich richtet.

Viele lassen sich auch durch das Ansehn großer Personen zur Einsamkeit verleiten, und

glau-

glauben, ebensfalls solche Reitze in der einsamen Ruhe zu finden, welche oft groſse Staatsmänner und Eroberer in dem kühlen Schatten der ländlichen Lauben gefunden haben. Allein solche Personen pflegen sich auch bald über ihre fehlgeschlagene Hofnung zu wundern, indem sie nicht bedenken, daß diejenigen, welche sie nachzuahmen suchten, sich mit einem groſsen Vorrathe von Materialien zu den wichtigsten Untersuchungen, oder mit dem Bewuſstseyn eines groſsen Verdienstes, mit der Erinnerung berühmter Thaten und groſser Begebenheiten, und mit weitläuftigen Planen zu künftigen Unternehmungen auf ihre Landgüter begaben.

Die Einsamkeit war also für solche Männer eine wirkliche Erholung von der schweren Arbeit, und eine bequeme Gelegenheit, ferner nützlich zu seyn.

Was kann aber die Einsamkeit demjenigen ertheilen, der nichts gethan hat, und folglich auch von seiner eigenen Wichtigkeit keine Unterstützung erwarten kann?

Andere betrachten die Einsamkeit als die Mutter der Philosophie und des Nachdenkens, und begeben sich deswegen dahin, in der Erwartung einer gröſsern Vertraulichkeit mit den Wissenschaften. — und in der That, diese haben nicht allezeit Ursache, es zu bereuen. Einige

nige Wissenschaften erfordern ein anhaltendes Nachdenken, welches nur zu oft durch die kleinen Abrufungen im gemeinen Leben unterbrochen wird.

Die Gelehrsamkeit überhaupt kann auf diese Weise zwar erlangt werden, allein die Anwendung derselben hängt doch von dem allgemeinen Umgange mit den Menschen ab. — Wer keine Gesellschafter oder Wetteiferer in seinen Studien hat, der wird allezeit sein eignes Wachsthum erheben, und von seinen Arbeiten und Werken eine große Meinung fassen, weil er nicht weiß, daß ihm andere darin gleich sind, oder ihn wohl gar schon übertroffen haben. Ja man kann vielleicht noch hinzu setzen, daß der fleißige Gelehrte, der sich von der Welt abzieht, bald finden wird, daß das Feuer, welches durch Lob und Nacheiferung zwar angefachet worden, auslöschet, und daß er eher anfängt, träge zu seyn, und zu schlafen, als zu arbeiten. —

Es würde unbillig seyn, wenn man solche Personen, die über den Nebel der Sterblichkeit erhaben sind, wegen ihrer Entfernung von der Welt sogleich tadeln wollte. — Ein Mensch, der durch die Zeitlichkeit mit keiner andern Sorge hindurch gehen will, als daß er die frohe Ewigkeit darüber nicht verliehren möge, scheint eine solche Achtung zu verdienen, daß man wi-

der

der seine Aufführung überhaupt nichts einwenden kann. — Die Frömmigkeit, welche in der Einsamkeit ausgeübt wird, kann vielleicht wie eine wohlriechende Blume in der Wüsten ihren guten Geruch um sich her verbreiten, und die unkörperlichen Geister erfreuen, welche die Werke Gottes, und die Handlungen der Menschen überschauen; — allein sie gewähren den irdischen Dingen keine Hülfe, und es fehlet ihr, ungeachtet ihrer Reinigkeit, immer noch der geheiligte Glanz der Wohlthätigkeit. — —

Einsiedlerleben.

Mit welchem hellsehenden Auge der berühmte deutsche Kirchenschriftsteller Schröckh diese neu ersonnene Heiligkeit philosophisch betrachtet, und mit wenigen Worten schildert, wird der mehreste Theil unsrer Leser mit Vergnügen hier wiederholt lesen:

„Wie mußte, — sagt er — der große Haufen der Christen einen Mann anstaunen, der bloß, um desto nachdrücklicher an seiner Seligkeit zu arbeiten, sich großmüthig zum Wilden machte, und für die ganze Welt zum Todten! — Wie mußte der große Haufen den Mann verehren, der ein ganzes Leben hindurch dem Genuß von allem freywillig entsagte, was

die

die Menschheit für reizend und vortreflich hielt, und dies alles hingab für unsichtbare Güter! — Wie leicht verband man mit den Begriffen von solchen Gesinnungen und Sitten, und einer so vollkommnen Heiligkeit die Erwartung wunderthätiger Kräfte! Wie leicht entflammte dann auch der Einsiedler selbst seine Einbildungskraft, indem er so viele für die Welt ihm ertheilte Gaben nicht allein ungenutzt ließ, sondern gar erstickte. —

Es war natürlich, daß derjenige, der den ordentlichen Weg nicht betreten wollte, auf welchem andere Christen zu einer reiferen Tugend gelangten, auf ausserordentliche Dinge wartete, auch würklich wähnte, er sehe zu seinem Besten Erscheinungen und Wunder. Der heiße Himmelsstrich von Egypten, Syrien und Palästina begünstigte durch seine Wirkungen auf den Körper diese schwärmerische menschenfeindliche Frömmigkeit. —

Mancher ward in die Wüste geleitet durch einen natürlichen Hang zur Einsamkeit und Schwermuth; — ein anderer durch seinen ausgetrockneten Leib, oder sein dickes Blut. — Verpflichtete sich hier ein Christ zu dieser hohen Selbstverläugnung aus Furcht vor den Reizungen seiner Sinne, so gerieth dort ein anderer, dem die Welt wegen erlittenen Unrechts und Verdrusses unausstehlich war, oder der alle

Reizungen zu schon begangenen Sünden schlechterdings vermeiden wollte, leicht auf einen gleichen Entschluß.

Rühmlicher und nützlicher entgieng man freilich der Sünde durch die Stärke christlicher Gesinnungen, mitten unter den Menschen und der Verführung, aber manchen Christen konnten auch die kirchlichen Büßungen für die Sünde bewegen, sich in eine Art von Unmöglichkeit zu versetzen, dieselben jemals wieder zu begehen. —

Doch, der Einsiedler betrog sich und seine Bewunderer. Er hofte, die Sünde und jeder Veranlassung zu derselben zu entfliehen, und die Sünde verfolgte ihn bis in seinen wüsten Aufenthalt. — Schon die scheinheilige Unthätigkeit, in welcher er ruhte, war eine Uebertretung göttlicher Gebote, und das Herz, womit er die Welt überwand, ward überwunden durch Eitelkeit und Stolz.“ — —

Eitelkeit.

Theophrast sagt in seinen Charakteren: „Die Eitelkeit sey so ohngefähr ein niedriges Bestreben nach Ehre“ — und macht verschiedene seinen Zeiten angemessene Betrachtungen darüber. — Indessen bringt die Eitelkeit der

Män-

Männer nur Lächerlichkeiten herfür, aber — die Eitelkeit der Frauenzimmer ist eine Quelle vieler und großer Uebel. — Das eitle Mädchen täuscht den treuen Verehrer ihrer übrigen guten Eigenschaften, wenn ein anderer mit mehr Vermögen, oder einem größern Titel sich darstellt, und verbittert dem guten Jünglinge sein Leben. —

Die eitle Frau stürzt den Mann in Schulden, und kann ihn an den Bettelstab bringen. — Sie vernachläßigt die Kinderzucht, denn sie hat nur mit ihrem Putze zu thun, und vergißt darüber, daß ihre Kinder ein Herz haben, das gebildet seyn muß — macht sie auch zu eben so eitlen Geschöpfen, als sie selbst, oder läßt sie nackend gehen. Sie ist so gar in Gefahr, die Tugend und Keuschheit der Eitelkeit aufzuopfern.

Armer Jüngling! der du ein eitles Mädchen liebst! — Bedaurungswürdiger Gatte! dessen Frau lieber in Gesellschaft glänzt, als, wie die Heldenweiber der alten Zeit, unter ihren Kindern und Mägden am Spinnrocken und an dem Nähtahmen sitzt! — —

Selbst Königinnen waren von dieser Thorheit nicht befreyt. — Vorzüglich war Elisabeth — jene sonst große Elisabeth von England damit behaftet. — Sie beschenkte einen Bettler, der ihr ein zwar respektwidriges, aber

ihre Eitelkeit befriedigendes Kompliment machte. — Sie gewährte der unverschämten Schmeicheley des holländischen Gesandten dasjenige, was sie einem weniger schmeichelnden Hofmanne vielleicht versagt hätte. —

Im Jahr 1564, erzählt uns Hume, wurde Melvil, ein liebenswürdiger Hofmann, der Geschicklichkeit und Beredsamkeit besaß, von der Königinn Maria von Schottland an die Elisabeth abgesandt, um die Denkungsart dieser Prinzessin zu erforschen. —

Er erwarb sich sehr bald ihr Zutrauen, so daß er auch den Grund ihres Herzens lesen konnte. — Er sah alle Kleingeistereyen, alles hirnlose, was ein buhlerisches Interesse einer sehr jungen und thörichten Dame einflößen kann. Die Königinn von England rühmte sich, daß sie Kleider nach der Mode aller Länder hätte, und erschien dem schottischen Ambassadeur täglich in einem neuen Kleide. Bald war sie wie eine Engländerin, bald wie eine Italienerin, bald wie eine Französin ꝛc. gekleidet. —

Sie fragte ihn einst: „welcher Anzug ihr am besten stünde?“ — „der Italienische“ — antwortete er, weil er wohl wußte, daß dieser Vorzug ihr angenehm seyn würde, weil der italienische Kopfputz die Haare fliegen ließ, und die Königinn glaubte, daß die ihrigen sehr

schön

schön wären, ob sie gleich das höchste Blond hielten.

Sie fragte ihn auch: „welche Farbe der Haare man am meisten schätzte, ob ihre, oder die Haare seiner Königinn den Vorzug hätten? Sie wollte so gar wissen, welche von beyden er für die Schönste hielt?“ — Die Antwort war schwer. Melvil sagte: „Sie wäre die schönste Person in England, und seine Königinn die schönste in Schottland.“ —

Sie erkundigte sich auch nach dem Verhältnisse der Taille. Melvil sagte: „seine Königinn wäre die größte.“ — „Sie ist also zu groß, sagte Elisabeth, denn meine Taille hat das rechte Verhältniß. —

Eines Tages führte sie den Melvil gleichsam von ungefähr in ein Kabinet, wo er sie auf dem Klavier hören konnte, worauf sie ausserordentlich zu spielen glaubte. Melvil hörte es, und trat mit einem gewissen Ungestüm in das Zimmer der Königinn, als wenn er von dem Reitz der Harmonie ganz bezaubert wäre. Sie stellte sich, als wenn sie darüber unwillig wäre, indessen fragte sie doch nach dem Unterschied der Geschicklichkeit der Marie und der Ihrigen. — Alle diese Eitelkeiten beweisen, daß auch die größte Königinn nur ein Weib ist — und man muthmaßet nicht ohne Grund,

daß die beleidigte Eitelkeit *), und eine gewisse Eifersucht über die Schönheit und die Talente der Königinn Marie, der letzteren eher, als ihre Verbrechen, ihren Kopf gekostet haben.

Elend.

Keine Anmerkung ist alltäglicher, und zugleich wahrer, als diese, daß die eine Hälfte der Welt nicht weiß, wie die andere Hälfte lebt. — Die Unglücksfälle der Großen werden uns vorgehalten, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen; sie werden in einem rednerischen Tone vorgestellt, und ausgeziert, und die Welt wird aufgefodert, ihre Aufmerksamkeit auf den edeln Leidenden zu richten. Die Großen unter dem Druck

*) Ein gewisser Grad von Eitelkeit, sagt Herr Campe, mag nun wohl freylich unmittelbar aus dem ersten Haupttriebe unsrer Seele aus der Selbstliebe abfließen. Denn man darf wohl kühnlich behaupten, daß alle Menschen, vom rohen Feuerländer, der seinen von Frost erstarrten nackten Leib aus Begierde sich zu verschönern mit Röthel bemahlt, bis zum Hofkammerjunker des großen Mogols, in ihrem Herzen wünschen, daß man irgend etwas schönes, irgend etwas gefälliges, etwas lobenswürdiges an ihnen wahrnehmen, und sie durch Aufmerksamkeit und Achtung dafür auszeichnen möge.

Druck des Elends wissen, daß viele andere bey ihrem Unglück mit Schmerzen empfinden, und haben also den Trost, zugleich bewundert und bemitleidet zu werden.

Es ist nichts großmüthiges in standhafter Ertragung des Unglücks, wenn die ganze Welt darauf siehet. Leute in solchen Umständen werden sich auch aus Bewegungsgründen der Eitelkeit brav halten; aber der ist wahrhaftig groß, der in dem Thale der Dunkelheit der Widerwärtigkeit trotzen kann; der ohne Freunde, die ihm Muth zusprechen, ohne Bekannte, die ihn bemitleiden, oder selbst ohne Hofnung einer Erleichterung, sich ruhig und stille betragen kann; ein solcher sey ein Bauer oder ein Hofmann, so verdient er unsere Bewunderung, und sollte uns zur Nachahmung und Hochachtung vorgestellt werden.

Unterdessen daß die geringsten Unfälle der Großen zu Elend erhoben werden; unterdessen, daß das Trauerspiel ihre Leiden in aller Stärke der Beredsamkeit und Dichtkunst vor der Menschen Augen stellt; werden die Unglücksfälle des armen Elenden nicht einmal beobachtet; und doch stehen einige vom niedrigen Range des Volks mehr würkliche Beschwerden in einem Tage aus, als die von höherem Stande ihr ganzes Leben lang leiden. — Es ist kaum glaublich, was die gemeinen Schiffleute und

Soldaten für Widerwärtigkeiten erdulden, ohne zu murren, oder betrübt zu seyn, ohne hitzig über die Vorsehung sich zu beschweren, und ohne ihre Mitbrüder aufzufordern, Zuschauer ihrer Unerschrockenheit zu seyn. Jeder Tag ist für sie ein Tag des Elendes, und doch ertragen sie ihr hartes Schicksal ohne Unzufriedenheit.

Mit welchem Unwillen hört man nicht einen Ovid, einen Cicero oder einen Rabutin ihr Unglück und ihre Widerwärtigkeiten betrauren, da doch ihr größestes Elend darinn bestand, daß sie nicht im Stande waren, einen gewissen Fleck der Erde zu besuchen, an welchem ihre Vorstellungskraft thörichter Weise einen Begriff von Glückseligkeit geheftet hatte. Ihre Widerwärtigkeiten waren Vergnügen, wenn man sie mit dem vergleicht, was manche herumstreifende Armen alle Tage ohne Murren ertragen. Sie aßen, trunken und schliefen; sie hatten Sklaven zu ihrer Bedienung, und waren ihres Lebensunterhaltes sicher, da tausend ihrer Mitgeschöpfe wandern müssen, ohne Freund, der sie tröste, oder ihnen Beystand leiste, und selbst ohne Decke, sich vor der Strenge der Witterung zu verbergen. —

Elisabeth, (Königinn v. England)

War, wie bekannt, eine Tochter Heinrichs VIII., und Annen von Boulen, der letztere Zweig aus dem Stamme Tudor. — Marie, ihre Halbschwester von väterlicher Seite, hatte sie in Verdacht, daß sie in der Zusammenverschwörung, welche verschiedene Großen des Reichs gegen sie angestiftet hatten, mit verwikkelt gewesen; und war Willens, sie enthaupten zu lassen. Und es wäre auch das Todesurtheil wirklich an ihr vollzogen worden, wenn sich nicht der König Philip II. von Spanien, Mariens Gemahl, dagegen gesetzt hätte.

Sie richtete sich in ihrem Gefängnisse durch Lesen, und Erlernung der Sprachen und schönen Wissenschaften auf. Sie war im Lateinischen, Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen beynahe gleich stark. —

Da sie zu allen Wissenschaften aufgelegt war, fand sie an Erlernung der allerschwereresten ein Vergnügen. Insbesondere liebte sie die Ton- und Dichtkunst; und las die Verse des Ronsard mit vielem Vergnügen. —

Als Philip nach dem Tode Mariens wieder nach Spanien zurück gekehrt war, bestieg sie im fünf und zwanzigsten Jahre ihres Alters den Thron, und zeigte, daß sie sogleich die vollkommenste Einsicht von den Dingen hatte,

so bald ihr nur welche vorkamen. Man erblickte an ihr einen reifen und durch Widerwärtigkeiten erhöheten Verstand; eine junge Prinzessin, welche sich selbst regieren wollte, welche den Rath eines Jeden anhörte, und sich von Niemanden führen ließ; welche die Mäßigung mit einer unverrückten Standhaftigkeit zu vereinigen wußte; welche gegen den trotzigen und hitzigen Adel streng, und gegen den gemeinen Mann voll Huld war; sich in Ehrfurcht und Hochachtung setzte, und die Zuneigung des übrigen Theils des Volks gewann.

Die Gleichförmigkeit der Seele und der Denkungsart, welche aus ihrem gesammten Betragen hervorleuchtete, beförderte diese unwandelbare und stete Glückseligkeit, welche sie bis an ihren Tod begleitete.

Ohnerachtet ihre Gnadenbezeigungen sehr ansehnlich waren, so sah sie doch allemahl mehr auf Verdienste, als daß sie ihrem bloßen Triebe hätte folgen sollen; und die Austheilung ihrer Freygebigkeit war mit einer weisen Sparsamkeit vergesellschaftet, um sich nicht durch allzu freygebige Schenkungen zu erschöpfen, und sich nachher genöthiget sehen zu dürfen, ihre Völker durch allzu große Beysteuer zur Aufrechthaltung des Staates übermäßig zu beschweren.

Sie ward durch den Glanz ihrer Glückseligkeit niemals verblendet. Genoß sie selbige

in

in Frieden, so geschah dieses mit keiner verwegnen Sicherheit, welche sich allen Vergnügungen übergiebt, sondern mit einer Art von Unruhe, welche einem Fürsten, der beständig gegen Veränderungen, denen die noch so fest stehende Thronen unterworfen sind, auf seiner Huth zu seyn pflegt, würdig ist. —

Nach ihrer Neigung hätte sie die Annehmlichkeiten der Ruhe dem Geräusch der Waffen, und der Ehre der Eroberungen vorgezogen, wofern sich dieses bey der Gemüthsart ihrer Unterthanen hätte thun lassen. — Da sie aber unruhige und kriegerische Völker, welche die Muße auffätzig und aufrührerisch macht, zu regieren hatte, so ließ sie keine Gelegenheit vorbey, selbige auffer ihrem Königreiche in Beschäftigung zu setzen. — Sie schickte Hülfstruppen nach Schottland, und die Niederlande. Sie gab dergleichen an Heinrich IV., den sie wie ihren Bruder liebte, in verworrenen Zeitläuften, wo er ihren Beystand gar sehr von nöthen hatte, ab. — Unter ihrer Regierung wurden jene berühmte Reisen nach Westindien, welche von so glücklichen Folgen waren, unternommen. — Unter eben ihrer Regierung that Franz Drake seine Reise um die Welt, und bahnte dreisten Seelen einen Weg, sich jener Schätze, welche die Spanier vor sich allein besitzen wollten, zu bemächtigen. — Philip,

ihr

ihr König, wollte sich dieserhalb in Europa dadurch, daß er in England einfiel, rächen. Es reuete ihn aber sein Unternehmen, und er mußte, nachdem er seine unüberwindliche Flotte eingebüßt hatte, durch Vermittelung Heinrichs IV. die Elisabeth um Frieden bitten. —

Die Englische Nazion, ohnerachtet sie von einem Frauenzimmer beherrscht wurde, verlohr nicht das Geringste von dem Ruhme, den sie sich unter den vorigen Königen erworben hatte.

Ihre ganze Regierungskunst beruhete auf vier Hauptsätzen, auf welche sie beständig ihr Augenmerk richtete. **Erstlich**: Die Gelder, welche das Parlament hergab, nicht durch überflüßigen Aufwand und übermäßig ausgetheilte Geschenke zu verschwenden. Wie sich denn selbiges sowohl in Vorschießung der Geldsummen jederzeit bereit und willig finden ließ, als auch das Volk die Abgaben, so man von ihm forderte, unverweigerlich bezahlte. —

Zweitens: die Ehrenstellen und Bedienungen niemanden, ausser verdienstvollen, und mit Vorzügen begabten Personen, welche von Jedermann dafür angesehen würden, zu übertragen.

Drittens: einem jeden ohne Ansehen der Person Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; und **Viertens**: die in Frankreich,

Schottland, Spanien und den Niederlanden entstandene Unruhen geschickt zu unterhalten; damit, wenn solchergestalt diese Mächte in einer beständigen Beschäftigung mit sich selbst, oder gegen einander erhalten würden, selbige nicht die Ruhe ihres Reichs stöhren möchten, und sie selbst, bey vorfallender Gelegenheit, sich deren Schwäche, so etwa ihrer Uneinigkeit wegen verursachet worden, sich zu Nutze machen könnte.

Engelland befand sich indeß, daß das Feuer der bürgerlichen oder auswärtigen Kriege alle Theile von Europa verwüstete, in Ruhe und blühendem Wohlstande. Alle Fürsten damaliger Zeit bewarben sich unter einander in die Wette um die Freundschaft der Elisabeth, und sie trugen ihr insgesammt Bündnisse an. —

Die Geschichte, sagt Hume in seiner Geschichte des Hauses Tudor, stellt wenig berühmte Personen auf, die mehr den Pfeilen der Verläumdung, und den Lobsprüchen der Schmeichler ausgesetzt gewesen wären, als die Königinn Elisabeth. Indeß ist auch Niemands Ruhm durch das einmüthige Geständniß der Nachwelt so festgesetzt worden. —

Die lange Regierung dieser Prinzessin, und die großen Züge ihres Charakters haben mit der Zeit alle Vorurtheile in Ansehung ihrer

zer-

zerstreut. Die Feinde ihrer Gewalt und ihrer Religion haben ihrem standhaften und festen Charakter, ihren erhabenen Gesinnungen, ihrem wachsamen und richtigem Geiste die gebührenden Lobsprüche nicht versagen können.

Vielleicht fehlte ihr, um die allgemeine Bewunderung noch mehr zu verdienen, nichts weiter, als eine weniger gebieterische und gegen ihre Unterthanen gefälligere Aufführung. Ihr großer Geist wußte selbst ihren Tugenden einen Zaum anzulegen, und sie zu hindern, daß sie nicht durch allzu große Lebhaftigkeit in Ausschweifungen geriethen. —

Ihr Heldenmuth war frey von Verwegenheit, ihre Sparsamkeit vom Geitze, ihre Freundschaft von blinder Neigung, und man kann sie nie einer Uebereilung, oder eines eitlen Stolzes in ihren Unternehmungen beschuldigen.

Vor gewissen andern kleinen Fehlern, als der Eifersucht auf ihre Schönheit, dem Verlangen bewundert zu werden, der Eifersucht in der Liebe, der Hitze im Zorne, hat sie sich weniger zu hüten gewußt, und diese verdunkeln in der That einigermaßen ihre Schilderung.

Sie ward gebohren den 8ten September 1533, und starb 1603 den 24ten März im

70sten

70sten Jahre ihres Alters und im 45sten der Regierung.

Eltern.

Die beste Belohnung derselben ist, wenn sie die gute Aufführung ihrer Kinder hören, und die Freude der Eltern ist die beste Aneiferung zur ferneren Rechtschaffenheit der Kinder. —

Eltern und Kinder leben selten glücklich, wenn sie nahe bey einander sind. Eine traurige Erfahrung, die uns nicht niederer Pöbel, sehr oft schon der gesittete und weisere Theil des menschlichen Geschlechts gelehrt hat. — Gemeiniglich wird von der einen Seite väterliches Ansehn, und von der andern kindliche Freyheit gemißdeutet. Soll der erwachsene Sohn bey dem betagten Vater leben, so muß die Verbindung der früheren Jahre in eine vertrauliche Freundschaft verwandelt werden. — Als Vater und Sohn ist zu viel Entfernung in ihren Verhältnissen, Neigungen und ganzen Lage. Freundschaft muß sie näher bringen, und einander gleich machen. Als Freunde kommen sie sich nie zu nahe. Da wird dem Sohne im Freunde der Vater schätzbar und ehrwürdiger, und der Sohn im eignen Gange seiner Denkungsart dem Vater liebenswürdiger, weil er

sie

sie als eine Frucht seiner Erziehung ansehn darf. So erlangt der Vater ungefordert Ehre, und der Sohn ungedemüthigt Liebe. —

Elterliche Strenge bringt hingegen bey erwachsenen Kindern meistentheils sehr üble Würkungen hervor. — Wir wissen, sobald wir erwachsen sind, genugsam, daß es uns Tugend und Rechtschaffenheit zur Pflicht machen, den Verführungen des Lasters zu widerstehen, und wider die gefährlichen Angriffe der Leidenschaft auf unsrer Huth zu seyn, und nie ist diese Verbindlichkeit größer, wichtiger, als in den Jahren unsers Lebens, wo die Schwachheit des Alters und des Verstandes uns noch nicht diejenige Standhaftigkeit gewährt hat, die uns Kräfte giebt, uns selbst zu bekämpfen, und in unserm Widerstande nicht zu ermüden. —

Aber eben diese Schwachheit der Jugend verbindet auch die Eltern, Nachsicht und Mäßigung bey den Fehlern und Vergehungen ihrer Kinder zu gebrauchen, und weniger strenge in Bestrafung derselben zu seyn.

Diese Unglücklichen, leicht überwältigt von jeder heftigen Bewegung, noch nicht gewöhnt zu ernsthaften Betrachtungen, oder belehrt durch eine lange Erfahrung, verdienen Mitleiden, wenn diese Mängel sie unglücklich gemacht haben, und die väterliche Gewalt berech-

tiget

tiget nie zu einer unerbittlichen Härte gegen sie, und grausamer Ahndung ihrer Schwachheit. —

Es ist wahr, sie ist hier auf Erden ein Ebenbild der unumschränkten Gewalt Gottes, was aber kann uns mehr den Vollkommenheiten des gütigsten Wesens nähern, so viel nähern, als es nur immer dem natürlichen Verderbnisse der Menschheit möglich ist, als das Bestreben, unermüdet im Wohlthun und Verzeihen zu seyn. —

Ueberdem haben insgemein rührende Vorstellungen und Bitten eines Vaters, oder einer gütigen Mutter mehr und stärkern Eindruck auf das Herz ihres Kindes, als Drohungen. — Jene bringen sie zur Erkenntniß ihres Fehlers, und erfüllen sie mit Reue und Schaam, liebreiche Eltern beleidiget zu haben; diese aber stürzen sie in Verzweiflung, und ein kleines Verbrechen, dessen traurige Folgen eine weise Nachsicht leicht hätte verhindern können, wird oft durch eine unmäßige Strenge der Ursprung einer unabsehlichen Reihe der schrecklichsten Unglücksfälle, die sich oft erst mit dem Untergange ganzer Geschlechter endigt. —

Der Embryo.

Der Anfang unsers Daseyns ist zwar in dichte Finsterniß verhüllt — jedoch kann soviel ver-

muthet werden, daß der erste Keim des Menschen in einem befruchteten Ey zu liegen scheint, welches durch die Muttertrompete *), wie bey den Vögeln durch den Eyergang, in die Gebärmutter tritt, und sich darin festhängt.

Nach einigen Tagen wird hier eine kleine länglichte Blase sichtbar, mit einer feinen Haut, die eine dem Eyweiß ähnliche Feuchtigkeit einschließt. Hierin sieht man schon kleine vereinigte Fäden, woraus nach 7 Tagen ein fast durchsichtiges länglichtes Klümpchen wird, von dessen Mitte bis an die Haut Fäden, der Anfang der Nabelschnur, gehen.

Nach 15 Tagen sieht man die Nase, wie ein Fäserchen, den Mund wie einen Strich, die Augen wie schwarze Punkte, und die Ohren wie kleine Löcher. Nun fangen Arme und Füße an, wie Knoten aufzuschießen.

Nach 21 Tagen sind Arme und Füße ganz deutlich; Rippen, Finger, Zähen, erscheinen als feine Fäden. — Nach einem Monath ist die Frucht etwa einen Zoll lang, und liegt etwas krumm in einer sie umgebenden Feuchtigkeit innerhalb zweyer Häutchen, die nunmehr beyde merklich geworden sind. Die Nahrung erhält der Embryo mittelst der Nabelschnur durch den

Mut-

*) Tuba Fallopiana.

Mutterkuchen, den dickern Theil des Eyes, der es mit der Gebärmutter verbindet, aus dem Blute der Mutter.

Nach 6 Wochen fängt die Bewegung des Herzens an, merklich zu werden, die Theile sind besser ausgebildet, der Kopf ist noch sehr groß gegen die andern Gliedmaßen.

Nach zwey Monathen ist der Embryo 2 Zoll lang; die röhrichten Knochen in Beinen und Armen sind merklich, ingleichen der untere Kinnbacken, der sehr vor dem oberen hervorstehet.

Nach 3 Monathen ist die Länge gegen 3 Zoll. Nach 4½ Monathen ungefähr 6 Zoll. — Nun biegt sich der Kopf so, daß das Kinn gegen die Brust steht; die Kniee sind in die Höhe gezogen, zuweilen bis gegen die Kinnbacken; die Füße sind zurückgebogen; die eine Hand, zuweilen beyde, liegt über dem Gesichte, oder sie hängen auch längst dem Körper nieder. — Der Körper nimmt immer zu, und nach 40 Wochen erreicht er seine Reife soweit, daß er sich von dem Mutterstamme trennen, und für sich bestehen kann.

Eminenz.

Ist der Titel, den man heutiges Tages den Kardinälen beylegt. Dieser Titel ist nicht so-

gar alt. — Im Jahr 1630 beschlossen die Kardinäle in einer Versammlung, den Pabst Urban VIII. zu bitten: er wolle künftighin erlauben, daß man sie statt reverendos und reverendissimos zu nennen, mit dem Titel Eminenz (Eminentissimi) beehren möchte. Er gestund ihnen dieses zu, und erlaubte ihnen zugleich, daß sie sich den Landesfürsten gleich schätzen dürften.

Von dieser Zeit an nennt man die Bischöfe, welche vormals reverendi Patres hießen, vestra magnitudo; und die Ordenspriester, die sonst fratres genennt wurden, erhielten damals den Namen reverendi Patres.

Empfindeley,

Und oftmalige Verschenkung unsers kleinen possierlichen Herzens, wobey man doch den Stolz hat, sich als die allein gefühlvolle Kreaturen auf Gottes Erdboden anzusehen, und am Ende ein alter inkorrigibler Gek wird, ist die Pest unsers Jahrhunderts, und bisher auf Blättern und in Bändchen genug genähret worden.

Empfindsamkeit.

Ist eine Gabe des Himmels, die unser Leben verschönert. Sie läßt uns mit der ganzen Natur

tur sympathisiren; sie lehrt uns Antheil nehmen an dem Schicksal unsrer Brüder, und an der Freude des Insekts, das seine jungen Flügel zum erstenmale entfaltet; — sie läßt uns das reinste Vergnügen fühlen, auch in den sonst unvermerktesten Erscheinungen der Natur. In den ödesten Gegenden läßt sie ein Blümchen vor unsern Füßen aufsprießen, und auch aus Thränen schimmert uns das Bild der Sonne entgegen. —

Aber man hat — wie wir Menschen sind — die Empfindsamkeit in Empfindeley verwandelt, besonders unsere Frauenzimmer zu wimmernden Geschöpfen gemacht, und den Ton ihrer Seele fast zu weit herabgespannt. Ihre Nerven werden durch das Empfindeln und Winseln so schwach, daß sie höhern Gedanken — einer anhaltenden Anstrengung beynahe unterliegen müssen. — Ists nicht zu befürchten, daß das Mädchen, das bey dem Ausrupfen eines Mückenflügels in Jammer versank, und ohnmächtig werden wollte, einst bey Geburtsschmerzen, bey der mühsamen physischen Erziehung, bey manchen schlaflosen Nächten, bey Kinderkrankheiten, bey Familienunglück ꝛc. ganz zu Grunde gehen muß? Muß man nicht einer nervenschwachen Nachwelt entgegen sehen, wenn die Mütter bey dem Tode eines Schmetterlings zittern und beben? — Jünglinge und

Mädchen! seyd empfindsam — aber hütet euch vor Empfindeley. —

Empfindung.

Nicht Empfindeley, sondern Empfindung des Herzens über das wahre Edle und Schöne — Empfindung der Tugend und Rechtschaffenheit ist der Vorzug edler Seelen und großer Geister.

Mark Aurel hatte einen Sohn, Commodus hieß er, der einst sein Nachfolger werden sollte. Noch als junger Prinz starb ihm sein Hofmeister, und er beweinte seinen Verlust herzlich. Die Hofleute suchten ihn darüber zu beruhigen. Sein erhabner Vater aber sagte zu ihnen: „Gebts immer zu, daß mein Sohn erst Mensch sey, ehe er Fürst wird.“

Als der Herzog von Burgund nach Flandern kam, machte ihm Herr von Fenelon *), sein ehemaliger Hofmeister, seine Aufwartung. Beym Abschiede sagte der Herzog zu ihm: „Leben Sie wohl, theuerster Freund, ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, und Sie wissen, wen Sie an mir haben.“

Wie

*) Eben der, der für diesen jungen Prinzen den lehrreichen Telemaque, Prinzen von Ithaka, geschrieben hat.

Wie glücklich ist der Mann, der sich eines Zöglings von so dankbarempfindsamen Charakter, wie glücklich der, der sich eines solchen Lehrers rühmen kann! —

Der berühmte englische Dichter Spencer, kam einst in das Haus des Lord Sidnei, dem er gänzlich unbekannt war, ihm etwas von seiner Arbeit zu überreichen.

Es ward dem Lord hinein gegeben. Er nahm die Schrift, las sie, war über die Schönheit der Verse ganz erstaunt, und fast vor Freuden ausser sich, ein so neues seltenes Genie gefunden zu haben. — Er las einige Stanzen mit vieler Theilnehmung durch, kehrte sich gegen seinen Haushofmeister, und sagte: „Gebt dem Verfasser dieser Verse funfzig Pfund „Sterling.“ Darauf las er weiter, und als er wieder eine schöne Stelle fand, rief er ihm zu: „Gebt ihm hundert!“

Der Hofmeister wunderte sich darüber, und zögerte. — Der Lord las fort, und so wie er mehr las, stiegen Freygebigkeit und Bewunderung zugleich bey ihm. „Gebt ihm 200 Pfund! sagte er zum Haushofmeister, und schob ihn zur Thür hinaus. — Nur geschwind! geschwind! denn wenn ich weiter lese, so geriethe ich in Versuchung, ihm all mein Haab und Guth zu geben.“

Racine war nicht nur ein guter Dichter, sondern er zeichnete sich auch durch die gütige Empfindung seines Herzens aus, die eben so achtenswürdig war, als sein Verstand. Er war ein warmer Freund, ein zärtlicher Gatte, und ein unvergleichlicher Vater. Er fand in der ehelichen und väterlichen Zärtlichkeit das größte Glück seines Lebens. — Seiner Frau, die ebenfalls in nichts höheres ihr Glück setzte, als in Empfindung der Pflichten einer guten Gattinn und Mutter, kam daher auch alles übrige unbedeutend, und ihrer Aufmerksamkeit unwürdig vor.

Boileau fand einmal ihre Gleichgültigkeit gegen Glücksgüther ganz unbegreiflich: Racine kam von Versailles, und brachte einen Beutel von 1000 Luidors mit, die ihm der König geschenkt hatte. Er fand seine Frau in Boileaus Hause zu Auteuil, wo sie ihn erwartete; er lief auf sie zu, umarmte sie und sagte: „Gratulire mir! da habe ich einen Beutel mit 1000 Luidors, die mir der König geschenkt hat.“

Sie antwortete nichts drauf, sondern beklagte sich sogleich über eines ihrer Kinder, das seit zwey Tagen nichts hätte lernen wollen. — „Davon wollen wir ein andermal reden, sagte ihr Mann, heute wollen wir lustig seyn.“ Sie stellte ihm aber vor, daß er gleich nach seiner Ankunft zu Hause vor allen Dingen diesem

Kinde

Kinde derbe Verweise geben müsse, und klagte in einem fort. —

Boileau, der voll Verwunderung mit großen Schritten während dieser Scene auf und niedergieng, verlor nunmehr die Geduld, und rief aus: „Was das aber auch für eine Unempfindlichkeit ist! Kann man denn auch nicht eine Minute lang an die Börse mit 1000 Luidors denken?“ Aber Madam Racine antwortete ihm sehr klüglich: „Eine gute Erziehung gilt mehr, als alle Reichthümer der ganzen Welt.“

Enthusiasmus.

Dieser ist stets die Triebfeder großer Dinge, die der menschlichen Natur Würde und Größe giebt. — Er ist der Schöpfer großer Männer, und, wie Montagne sagt, der Unternehmer der Wunder.

In einem Jahrhundert der Trägheit, wie das jezige, sagt Mercier, fragte der Chevalier von Joncourt mit einem Anschein von Grund: Was der Kirchenvorsteher von St. Roch mit der Seele des Kato, und ein Hauptmann der Nachtwache mit der Seele des Marius und Cäsars thun sollten?

Man könnte ihm vielleicht antworten: Der Erstere würde die Gottespfennige seines Kirchspiels desto getreuer verwalten, würde seinen Mitbrüdern ein Beyspiel seyn, kleine Mißbräuche aufdecken und unterdrücken, nützliche Anstalten für die Armen seines Quartiers machen. — Der Zweyte würde eine aushaltende Thätigkeit haben, immer sein Kommando in Athem und unter strenger Mannszucht halten, den Verbrechen vorbeugen, oder die Schuldigen so schleunig verfolgen, daß sie ihm nicht entwischen könnten. In einem Volksaufruhr würde seine Geistesgegenwart, seine Unerschrokkenheit und der Trotz seiner Blicke den Pöbel beugen und im Zaume halten.

Kurz, eine große, thätige, starke Seele ist zu allem gut. — —

Epiktet.

Gebürtig von Hierapolis in Phrygien, war in seiner Jugend ein Sklav des Epaphroditus, eines Freygelassenen des Nero. — Er war ein Weiser, den man denen zum Muster vorstellen kann, die alle Tage sich dieses Namens mit Unrecht anmaßen. — Er übte die Tugend, aber ohne Stolz, ohne Pralerey. — Seine Philosophie bestand in den beyden Grundsätzen:

sätzen: Sustine et abstine. Erdulde und enthalte dich. —

Man stellte ihn als klein und schlechtgebildet vor; aber wer hat eine schönere Seele gehabt! wer empfand das Vergnügen einer guten Handlung lebhafter, und befliß sich mehr, sie vor den Menschen zu verbergen, als er?

Als er noch ein Sklav des Epaphroditus war, fiel es diesem barbarischen Manne eines Tages ein, ihn zum Spaß um die Beine herum zu schlagen. Epiktet, der ihn seine Freude daran haben sah, litte es geduldig, und sagte endlich, da es sein Herr immer ärger machte, „du wirst, wenn du so fortfährst, mir gewiß ein Bein entzwey schlagen.“ Und da dieses wirklich geschahe, sagte er weiter nichts, als: „Habe ich dir es nicht gesagt, daß du mir ein Bein entzwey schlagen würdest?“

Celsius, der dieses Muster der Geduld den Christen vorhält, und dabey fragt: „Ob Jesus Christus etwas so vortreffliches bey seinem Tode gethan habe?“ erhält vom heil. Augustin die Antwort: „Ja! er hat geschwiegen.“ —

Nie übte ein Philosoph mit größerer Standhaftigkeit jene erste Regel der Philosophie die er lehrte, sustine, dulde alle Bekümmernisse, allen Schmerz. — Er fand alle Stärke, die

er

er dazu nöthig hatte, in sich selbst, und sah es mit Grunde als ein Kennzeichen eines verderbten Herzens an, wenn man sich damit tröstete, daß man andere auf gleiche Weise leiden sähe.—

„Wenn du verurtheilet würdest, sagte dieser Philosoph, daß dir der Kopf abgeschlagen werden sollte, müßte man vielleicht dem ganzen menschlichen Geschlechte den Kopf abschlagen, damit du den eingebildeten Trost hättest, daß andere eben das leiden, was du leidest?“

Er verlangte, daß man sich auf die Philosophie mit reinem Herzen, mit keuschen Augen, und einer brennenden Liebe zur Wahrheit legen sollte. — Als ein in den Wollüsten ersoffener Mensch sich zu dem Epiktet in die Lehre begeben wollte, sagte dieser zu ihm: „O Thor, was willst du thun! Untersuche erst, ob dein Gefäß rein ist, ehe du etwas hineingießest, ausserdem verderbst du alles, was du hineinbringst.“

Um sich das Glück und die Vorurtheile sicherer zu unterwerfen, rieth Epiktet seinen Schülern, damit den Anfang zu machen, sich von ihnen unabhängig zu machen. — Er verglich das Glück mit einem Frauenzimmer von gutem Hause, das sich den Knechten Preis giebt.

„Wir

„Wir haben sehr unrecht, sagte dieser Philosoph, wenn wir der Armuth vorwerfen, daß sie uns unglücklich mache; unsre ungestümen Wünsche, unsre unersättlichen Begierden sind es, die uns wahrhaftig unglücklich machen. — Und wenn die ganze Welt uns zu Gebote stünde, so würde ihr Besitz uns doch von unserer Unruhe nicht befreyen; blos die Vernunft ist dessen fähig. Aus diesem Grunde ist nur ein Mensch, der seine Vernunft aufklärt, und sich gegen die Uebel in der Welt mit festen Grundsätzen wafnet, in sich selbst vergnügt, und beklagt sich nie über Widerwärtigkeiten.“

Epiktet hat die Unsterblichkeit der Seele so nachdrücklich behauptet, als je ein Stoiker gethan hat. Gegen den Selbstmord aber, den diese für erlaubt hielten, erklärte er sich offenbar, und suchte auch sonst überall das zu mildern, was in ihren Lehren zu hart und zu wild ist, so daß man ihn als einen Verbesserer der stoischen Philosophie ansehen kann.

Sein **Enchiridion** oder Handbüchlein, das Arrianus sein Schüler herausgegeben hat, enthält die treflichsten moralischen Grundsätze, und ist eins der schönsten Denkmäler, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind.

Die gläserne Lampe, deren er sich beym studieren bediente, wurde einige Zeit nach dem

Tode

Tode desselben von einem ungelehrten Manne um 300 Drachmen gekauft, welcher, wie Lucian sich einbildete, eben so gelehrt, als der Philosoph zu seyn, wenn er bey der Lampe desselben säße. So glaubt der Andächtler bey der erhaschten Reliquie eines verstorbenen Heiligen in eben dem Geruche der Heiligkeit zu stehen, und dessen Verdienste zu besitzen, wenn er sie stets wie sein Skapulier auf der Brust tragen kann! —

Dieser berühmte stoische Philosoph starb im Anfange der Regierung des philosophischen Kaisers Markus Aurelius, dem er seine philosophischen Tugenden und seine Weisheit, so wie Elias dem Elisa seinen wunderwürkenden Mantel, zum Heil der Völker hinterließ.

Epikur.

Ein griechischer Philosoph und Stifter der epikureischen Sekte, geboren in einem Flecken in Attika von armen Eltern, gestorben im Jahre 270 vor Christi Geburt in einem Alter von 72 Jahren. —

Alle Philosophen zur Zeit des Epikur, besonders die Stoiker und Cyniker, hatten durch ihre strengen Lehren der Philosophie ein so fürch-

ter-

terliches und verdrüßliches Ansehen gegeben, daß niemand große Lust hatte, sich mit dem Studieren derselben abzugeben.

Epikur, der sich überzeugte, daß es nicht der Zweck der Philosophie sey, den Menschen im Menschen zu vernichten, sondern nur seine natürlichen Neigungen zu lenken und zu führen, suchte seine Lehren nach den Empfindungen und Bedürfnissen der Natur einzurichten. Er lehrte die Weisheit unter dem gefälligen Namen der Philosophie: „O süße Wollust! ruft dieser Philosoph aus, du erwärmest unsere frostige Vernunft; du erzeugst Standhaftigkeit der Seele und Stärke des Willens; du bist es, was uns bewegt, was uns entzückt, wir mögen entweder Rosen sammeln, und der jungen Schöne die uns reizt, daraus ein Lager bereiten, oder wir mögen der Wuth eines Tyrannen trotzend, unerschrocken und standhaft in den glühenden Ochsen kriechen, den er für uns bestimmt hat. — Die Wollust zeigt sich uns unter verschiedenen Gestalten, aber wir müssen uns nicht selbst unrecht thun, und das Erlaubte mit dem Unerlaubten vermengen. Besonders müssen wir uns hüten, die Begierden der Leidenschaften, und die seltsamen Wünsche der Fantasie für Bedürfnisse der Natur anzusehen. Wenn alle unsere Handlungen auf die Ausübung der Tugend, auf die Erhaltung der Freyheit, und

den

den Genuß erlaubter Vergnügen gerichtet sind; wenn wir den Tod verachten lernen, welcher nichts ist, so lange wir sind, und nichts, wenn wir nicht mehr sind, so werden wir jene innere Ruhe genießen, worin das wahre Glück besteht."

Die Schule der Platoniker wurde Akademie genannt; die Peripateriker hatten das Lycäum inne; die Cyniker das Cynosargium; die Stoiker den Portikus; und Epikur verlegte seine Schule in einen angenehmen Garten, den er an sich kaufte, und nach seinem Geschmacke einrichten ließ. Verschiedene ansehnliche Frauenzimmer, von denen besonders Leontium berühmt ist, befanden sich unter der Zahl seiner Schüler; und seine Schule, die im Anfange nicht viel zu bedeuten schien, wurde endlich eine von den berühmtesten und zahlreichsten. Die Schüler lebten untereinander wie Brüder; ihr Lehrer aber erlaubte nicht, daß sie Gemeinschaft mit ihren Güthern machten. Er fürchtete, daß alsdann das Vergnügen der Wohlthätigkeit, und einander in ihren gegenseitigen Bedürfnissen auszuhelfen, für sie verloren gehn möchte.

Er befand sich zu Athen, als diese Stadt vom Demetrius Poliorcetus belagert wurde, und eine große Hungersnoth in derselben war. Er hätte sich aus der Stadt hinwegbegeben kön-

können, aber er beschloß, mit seinen Freunden zu leben und zu sterben, und theilte die Früchte seines Gartens getreulich mit ihnen.

Epikur war nicht allein ein getreuer Freund, sondern auch ein eifriger Patriot. Er beobachtete in allen seinen Vergnügungen die Mäßigkeit, und lebte stets unverheyrathet. Er brachte seine Zeit mit Studieren, Lehren und Schreiben zu.

Wie Diogenes Laertius sagt, soll er über 300 verschiedene Traktate *) aufgesetzt haben; es ist uns aber nichts davon übrig geblieben. Die strengen Stoiker suchten seinen Lehren einen falschen Sinn zu geben, und zogen die allerschädlichsten Folgen daraus. Sie suchten sogar den Epikur durch Verläumdungen verhaßt zu machen; aber dieser Philosoph ließ mit seiner Person machen was sie wollten; er vertheidigte nur seine Lehrsätze, und suchte die Unbrauchbarkeit der ihrigen zu beweisen.

Epikur erkannte ein unsterbliches, unveränderliches und vollkommen glückseliges Wesen, welches sich um nichts bekümmert, eben deswe-

*) Vielleicht nannte man zu damaliger Zeit ein mit einer Vorlesung über eine Sache beschriebenes Stück Pergament einen Traktat.

wegen, weil es ein unveränderliches Wesen seyn sollte, hielt er es für ein unthätiges Wesen, und behauptete, daß wir von dieser Gottheit weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten hätten. Niemand besuchte indeß die Tempel fleißiger als Epikur, und allezeit erschien er in der Gestalt eines Bittenden darin. Als ihn einst Diokles in dieser Gestalt erblickte, rief er aus: „Welch ein Fest, welch ein Schauspiel für mich! Ich habe die Größe des Jupiters nie größer eingesehen, als da ich den Epikur auf den Knieen gesehn habe!“

Dieser Philosoph hatte das System des Demokritus von den Atomen erneuert, welche er als die Grundursache, durch welche alles ist, und als die erste Materie, aus welcher alles entstanden ist, ansahe.

Epikur erduldete in den letzten Jahren seines Lebens die ärgsten Martern und Quaalen, aber die Erinnerung seines vergangenen Lebens, so wie er es bisweilen seinen Freunden beschrieb, machte, daß er auf einige Augenblicke seinen Schmerz vergaß.

Als er sein Ende vermerkte, ließ er seine Schüler zusammen kommen, schenkte ihnen seinen Garten, versorgte einige arme Kinder, deren Vormund er war, gab seinen Sklaven die Freyheit, und ordnete sein ganzes Leichenbegäng-

gängniß an. — Die Republik Athen richtete ihm ein öffentliches Denkmal auf.

Sein Andenken wurde immer in Ehren gehalten, und ein gewisser Theotimus, dem man beweisen konnte, daß er unter dem Namen des Epikurs gewisse schändliche Briefe verfertigt und ausgestreuet habe, welche an einige Frauenzimmer gerichtet waren, die seinen Garten bisweilen besuchten, ward verurtheilet, das Leben zu verlieren.

Gewiß ist es, daß dem Epikur der größte Schimpf von seinen Schülern durch den Mißbrauch seiner Lehrsätze wiederfahren ist; denn diese wurden von ihnen eben so verdreht, als das mosaische Gesetz durch die Fabeln der Rabinen, und die christliche Religion durch die Zusätze der Mönche im 12, 13 und 14ten Jahrhundert.

Epopee (Heldengedicht, epische Dichtkunst).

Ist eine poetische Erzählung einer bewundernswürdigen That. Sie muß demnach einen Helden*)

*) Unter dem Wort Held, sagt Schubert, muß man nicht ausschließungsweise einen kriegerischen Hel-

wählen, entweder aus der wirklichen oder idealischen Welt, daran liegt nichts. Dieser Held muß ein großer berühmter Mann, aber nicht eben jederzeit ein tugendhafter Mann seyn. — Das Interesse des Helden muß groß seyn, es sey nun ein gutes oder böses. — Die Episoden oder Zwischenhandlungen müssen in einem epischen Gedichte immer am Ende in den Hauptstoff verflochten werden; so, daß das Ganze im beßten Zusammenhang ist. — Das Heldengedicht wird eingetheilt in das ernsthafte und in das komische oder scherzhafte.

Von der ernsthaften Epopee ist Homers *) Iliade **), in welcher die Belagerung von Troja beschrieben wird, das älteste Heldengedicht, das wir kennen. — Dies Gedicht war so zu reden die Bibel der Griechen, dieser aufgeklärtesten unter allen Nazionen. Staatsmänner, Helden, Weltweise, Künstler und Handwerker, alle holten Unterricht daraus.

Helden verstehen, denn dieser Name wird allemal nur der Hauptperson einer Epopee gegeben. So ist z. E. der Held der Meßiade weit größer, als der Held der Iliade, ob er gleich nicht Kriege führte.

*) Homer lebte muthmaslich um das Jahr 850 vor Christi Geburt.

**) Das Wort Iliade kommt her von Ilium einem also genanuten Schloß in Troja.

aus. Kein folgender Dichter hat noch ein Gedicht von so vielseitigem Interesse geschrieben, wie dieser.

Homers Odyssee ist die zweyte Epopee. Ihr Gegenstand ist die langwierige Heimreise des Ulysses in sein Reich. — Sie ist zwar nicht so reich an Geniezügen, als das Erstere, aber auch nicht so roh und wild, sondern milderer und moralischerer Natur; folglich auch unsern Zeiten angemessener.

Virgils Aeneide, so hierauf folgt, ist in der reizendsten Versifikazion geschrieben, aber bey weitem nicht mit Homers Genie. — Virgil webt darin den Faden der Iliade fort, beschreibt die Flucht des Aeneas aus Troja; seine Anländung nach vielen Gefahren bey Latium, die Eroberung dieses Reichs, als der Grund des nachherigen römischen Reichs.

Lukans Pharsalia hat einige dichterische Züge, die man im Virgil vergebens sucht; aber das Ganze ist nicht so arrandirt und geglättet, wie die Aeneide. — Der Stoff davon ist wie bekannt die Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus auf den Pharsalischen Gefilden, welche Cäsarn zum Herrn des römischen Reichs machte.

Ossians Fingal und Temora ist ein Heldengedicht im eigentlichsten Verstande. Hier hört man die wahren Naturlaute, ohne das Solfeggio des Singmeisters Aristoteles. — Dieser ganz originelle Dichter ist von Macpherson aus den zeltischen Trümmern hervorgemodert worden. —

Denis, Wittenberg, und der Major von Harold haben uns sehr schöne Uebersetzungen ins Deutsche davon geliefert.

Des Dante Alighieri Comedia divina entspricht seinem Inhalte nicht, denn es ist eine Epopee vom allererstenRange, wiewohl nicht nach dem gewöhnlichen Zuschnitte. In diesem herrlichen Gedichte reist Dante unter der Anführung des Virgils durch Fegfeuer, Hölle und Himmel, und zeigt da eine solche Schöpferkraft, reiche Phantasie, Schwung und Energie des Ausdrucks, Stärke des Pinsels in Gemählden, und einen solchen unnachahmlichen Muth, die äusserst verdorbene Sitten seiner Zeit, er bemerke sie am Pabst, Kaiser, Fürsten oder Bettler, zu bestrafen, daß dieses Gedicht mit Recht unter die ausserordentlichsten und geniereichsten Produkte gezählt wird. Meinhard hat die beste deutsche Uebersetzung davon geliefert.

Tasso befreytes Jerusalem ist ein vollkommen korrektes, im feinsten Wohlklang und im wahren Geist des Virgils, geschriebenes Heldengedicht. Der Gegenstand davon ist die im 13ten Jahrhundert von Gottfried von Bouillon über die Sarazenen gemachte Eroberung der Stadt Jerusalem.

Miltons verlornes Paradies ist wieder ein Original, das den Pfad seiner Vorgänger verließ, und sich eine eigene Flugbahn wählte. Leute, welche in die Sonne des orientalischen Geschmacks sehen können, setzen den Milton über alle vorgemeldte Epopeen. Nichts tadelt man an ihm, als einen oft zur Unzeit angebrachten Aufwand von Gelehrsamkeit. — Satans Reise durchs Chaos und der ganze neunte Gesang, wo er in der Gestalt einer Schlange die Eva verführte, sind auszeichnungswürdig.

Milton fieng in seinem 52sten Jahre dieses Gedicht an, und wurde bald darauf blind. In 9 Jahren vollendete er diese Epopee, nach welcher er eine andere ausarbeitete, unter dem Titel: das wiedergefundene Paradies, die aber schlecht gerathen ist. — Einem Klopstok wars aufbehalten, diesen Gegenstand zu besingen.

Glovers Leonidas ist ein Gedicht im ganz antiken griechischen Geschmack, voll heroischer vaterländischer Gesinnungen, groß und männlich. Ihr Inhalt ist aus der griechischen Geschichte, da Leonidas, König von Sparta mit 300 Thebanern bey Thermopylä das ganze ungeheure Heer des Xerxes so lang aufhielt, bis die Griechen Zeit gewannen, sich in Gegenwehr zu stellen, und da alle diese Spartaner bis auf einen, nach einem ganz unglaublichen Verlust, den die Perser an Mannschaft erlitten, endlich niedergemacht wurden. — Eberts vortrefliche Uebersetzung davon ist bekannt.

Kein Gedicht in der Welt hat bey seiner Erscheinung jemals eine solche Gährung veranlaßt, als die Messiade unsers Klopstocks. Dazumal hatte Gorsched den ganzen deutschen Boden durchwässert; plötzlich flog Adler Klopstock zum Erstaunen unsers Vaterlandes empor und fand eine Bahn, die noch unbeflogen war. Der erste große Schritt den er that, war, daß er den griechischen Hexameter auf deutschen Boden verpflanzte, und dieses mit solchem Glücke, daß wir denselben nunmehr als eine deutsche Pflanze betrachten können. Klopstock fieng die Messiade in seinem 16ten Jahr an, und vollendete sie im 45sten. — Anfangs tadelte ihn alles, weil man ihn nicht verstand; nun

aber

aber stimmt ganz Europa in seinem Lobe zusammen. Der Engländer sagt im Gentlemans Magazine: „Wir beneiden die Teutschen um nichts, als um ihren Hermann, Luther, Leibnitz und Klopstock. — Der Franzos nennt die Messiade im Journal etranger die äusserste Anstrengung eines Menschengeistes; und Cesarotti nennt ihn in seiner Geschichte der Dichtkunst den grösten unter allen Dichtern, die jemals gelebt haben.

Die Noachide von Bodmern ist ein Gedicht, dessen Charakter griechische und patriarchalische Simplizität ist. — Ihren Gegenstand verräth der Titel.

Die Henriade von Voltaire, von dessen Lob ganz Europa berauscht ist, rechnen nun alle philosophischen Kunstrichter mehr in die Klasse glänzender historischer Gedichte, als unter die Reihe der Epopeen. — Allegorische Personen und epigrammatische Spitzen, die häufig darinn vorkommen, vertragen sich nicht mit der Würde und Majestät des Heldengedichts. —

Der Charakter des komischen Heldengedichts ist: einen kleinen Gegenstand groß zu behandeln. In dieser Gattung von Gedichten ists erlaubt, wie in der ernsthaften Epopee, Maschinen anzubringen; sie müssen aber jederzeit, ihrem Gegenstand gemäß, ins Lächerliche fallen.

Die Meisterstücke dieser Art sind:

I. Homers Batrachomyomachie, oder Maus- und Rattenkrieg. In diesem Gedichte suchte er die Fehden der Großen, die sich oft wegen Kleinigkeiten entspinnen, lächerlich zu machen.

Wunderbar ists, daß von Homer an, bis auf den Cervantes keiner auf den Einfall fiel, Homers Nebenbuhler zu werden, und eine komische Epopee zu schreiben. Ganz Latium brachte keinen komischen Heldendichter hervor. Nach diesem langen Zeitraume erschien also

II. Cervantes Reise auf den Parnaß. Dies Gedicht ist mit einer Laune geschrieben, der nichts gleich kommt. Die Pfeile des Satyrs treffen darinn die Dichter damaliger Zeit.

III. Arioists würhender Roland, ein Gedicht, das alles erschöpft, was je in dem Gehirn des zügellosesten Phantasten erzeugt wurde. Es hat nichts ähnliches vor sich, auch nichts ähnliches nach sich.

IV. Der geraubte Wassereimer vom Taßo. Der Gegenstand davon ist ein kleiner republikanischer Zwist, und den wußte Taßo so in Handlung zu bringen, und so lächerlich auszubilden, daß dieß mit Recht noch heutiges Tages unter die größten Meisterstücke der komischen Epopee gezählt wird. —

V. Das Pult von Boileau Despreaux. Wovon der Gegenstand ein lächerlicher Streit ist, den die Diakonen einer kleinen Kirche mit dem Dechanten wegen eines neuen Singpultes hatten. — Dies Gedicht hat zwar eine reine Versifikazion, kommt aber an Stärke allen obigen nicht bey. —

VI. Der Lockenraub vom Pope. — Dieser vortrefliche Mann hat die Sylviden, die Schutzgeister der Schönen, erfunden; er ist also in dieser Gattung von Dichtkunst Original.

VII. Reinecke der Fuchs. Altes deutsches Schroot und Korn; braucht keine Empfehlung, ist herrlich, und ein applikatives Gesetzbuch der Teutschen.

VIII. Rosts Vorspiel ist eine meisterhafte Satyre auf Gottscheden.

Zachariä hat unter uns die komische Epopee auf einen Gipfel getrieben, auf dem sie bey keiner Nazion schimmerte. IX. Sein Renommist ist treflich, doch zu burschikos. X. Sein Schnupftuch athmet die größte Kenntniß der Modesitten. XI. Sein Phaeton ist noch besser. XII. Sein Murner in der Hölle ist herrlich. —

XIII. Der Schoßhund vom Dusch ist nicht weniger schön.

XIV.

XIV. Thümmels Wilhelmine ist glänzend und voller schönen Metaphern.

Der Monarch aller komischen Epopeendichter ist Butler. —

XV. Sein Hudibras ist ewig unnachahmlich. Er karakterisirt in diesem Gedichte die Schwärmer und Independenten zu Karls des I. Zeiten in England so treffend, mit so besonderer Laune, so einem Gedanken anpassenden Sylbenmaße, daß nichts drüber ist. — —

Erasmus. (Desiderius)

Ein gelehrter Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, gebohren zu Rotterdam im Jahr 1465, gestorben zu Basel im Jahr 1536. Er war ein natürlicher Sohn des Peter Gerard, eines Bürgers zu Gouda.

Man hat dem Erasmus die Ausgaben verschiedener Kirchenväter, einige grammatikalische, rhetorische, und philosophische Werke, Schriften, die theils sehr gute kritische Bemerkungen, theils viel satyrische und ironische Züge enthalten, zu danken. — Er hat in lateinischer Sprache geschrieben; seine Schreibart ist ihm eigenthümlich, nicht so schön als der guten Schriftsteller des Alterthums; aber auch nicht

so aufgedunsen und pedantisch, als der Schriftsteller seiner Zeit.

Er hatte ein ungemein gutes Gedächtniß, eine weitläuftige Gelehrsamkeit, und ein Genie, das sich zu allen Wissenschaften schickte; das Studieren war sein Vergnügen, und seine reine und tugendhafte Seele zog dieses Vergnügen allen rauschenden Ergötzlichkeiten begütherter Personen in der Welt vor.

Im gesellschaftlichen Umgange war er höflich, gefällig, großmüthig, und nahm durch eine gewisse freundliche Miene, durch einen angenehmen Ton der Stimme, und durch sehr artige Manieren ein. — Er war gegen die Kritik sehr empfindlich, und unterdrückte doch selbst einen spöttischen Einfall nicht gern, wenn ihm einer einfiel.

Er hat eine Satyre auf alle Stände des Lebens geschrieben, von der Mönchskutte an bis zur Bischofsmütze; aber hat die Ironie in seinem Lobe der Narrheit auch wohl immer das feine beißende, das dolce piccante, das Leuten von Geschmack gefällt? Seine Gespräche sind in Ansehung der Schreibart leicht und rein, aber man wird ihnen doch immer die Gespräche des Lucians und des Fontenelle vorziehen.

Es ist zu verwundern, daß Erasmus, der einen Theil seines Lebens auf Reisen durch England, Frankreich und die Niederlande zubrachte, so viel Schriften hat verfertigen können, als wir von ihm haben. — Man hat sie im Jahr 1703 in eilf Bänden in Folio zum letztenmale herausgegeben. Man findet darunter verschiedene Uebersetzungen aus dem Griechischen, und einige andere Aufsätze, die bloße Kompilationen sind.

Er war ein Freund des Thomas Morus, des bekannten unglücklichen Kanzlers von England, bey welchem er auch wohnte, so lange er sich in England aufhielt. Die erste Bekanntschaft, die Erasmus mit diesem berühmten Manne machte, hat etwas sonderbares: Morus befand sich auf einer Reise in den Niederlanden, und traf da einen lebhaften und in seinen Urtheilen sehr bündigen Mann an, der sich zugleich mit großer Leichtigkeit ausdrückte. Nachdem er ihm eine Zeitlang zugehört hatte, rief er aus: „Entweder ist das ein Dämon oder Erasmus," und endlich fand sichs, daß es Erasmus wirklich war.

Diesem berühmten Kanzler schrieb Erasmus sein Lob der Narrheit zu. Die verschiedenen Stände des Lebens, besonders die Mönche, und die schlechten Theologen werden darinn lächerlich gemacht. Niemand wird

darinn

darinn geschont: die Bischöfe, die Kardinäle, der Pabst selbst spielen ihre Rolle *). Leo X. las diese Satyre, und anstatt darüber böse zu werden, sagte er lachend: „Unser Erasmus hat auch seine Narrenkappe.“

Die Mönche und Geistlichen, die er so unbarmherzig herum nahm, suchten sich zu rächen. Sie suchten in seinen Schriften einige Sätze auf, die sich von den angenommenen Meinungen entfernten; und die theologische Fakultät zu Paris, die durch ihren Syndikus, Noel Beda, einen eben so unwissenden, als boshaften Mann verhetzt wurde, setzte eine Censur auf, worinn die Namen Narr, Unsinniger und selbst Gotteslästerer nicht gespart sind. Demohngeachtet wurde Erasmus für den

*) „Was für ein seltsames Schauspiel würde es seyn, sagt Erasmus in dieser satyrischen Schrift, wenn einer über unserer Erdkugel säße, und auf das Gewimmel der Menschen auf dem kleinen Kothhaufen, den sie bewohnen, herab sähe! — Man würde hier und da einige Häuflein kleiner zweyfüßer Thierchen erblicken, die sich unter einander zanken, schlagen, Fallen stellen, von denen ein Theil fällt und stirbt, während daß der andere hochtrabend einher zieht.“ — Wer diese Satyre liest, wird vielleicht mit jenem italienischen Schriftsteller den Schluß machen, daß (la pazzia è la Regina del monde) die Narrheit die Königinn des Erdbodens sey.

den klügsten Kopf seiner Zeit gehalten; und man muß nicht vergessen, was der Kardinal Ximenes zu einem von den Censoren des Erasmus sagte; ein Einfall, der sich noch alle Tage anwenden läßt: „Machet es besser, oder lasset es die machen, denen Gott die Gaben dazu verliehen hat.“

Die kleinen Briefe, die unter dem Titel: Epistolae obscurorum virorum bekannt sind, in denen die Unwissenheit, der Stolz der Mönche, und der Geistlichen damaliger Zeit so natürlich und lustig abgeschildert sind, kamen zu den Zeiten des Erasmus heraus. Dieser Gelehrte las die in einem barbarischen Latein der scholastischen Theologie geschriebenen Briefe mit solchem Vergnügen, daß ihm eines Tages vom Lachen ein Geschwür am Halse aufsprang, das man sonst hätte aufschneiden müssen. — Bayle, der diese Anekdote anführt, fragt: „ob man sie nicht brauchen könnte, den Nutzen des Lebens daraus zu beweisen?“ —

Erasmus beschloß sein Leben zu Basel *), wo er Rektor der Universität war. — Sein Andenken wird daselbst eben so sehr in Ehren gehal-

*) In einem Kabinet daselbst, welches ein Gegenstand der neugierigen Reisenden ist, zeigt man noch seinen Ring, sein Petschaft, seinen Degen, sein Messer, sein Testament mit eigner Hand geschrieben, sein Bildniß

gehalten, als in Rotterdam, seiner Geburtsstadt. Man sieht noch heut zu Tage auf dem Markte dieser letztern Stadt die eherne Bildsäule des Erasmus, welche auf einem mit Aufschriften versehenen Fußgestelle stehet, und mit einem eisernen Geländer umgeben ist. Der Rath verordnete an das Haus, worinn dieser berühmte Mann gebohren worden, folgende Aufschrift zu setzen:

Hæc est parva Domus, magnus qua natus Erasmus.

Erziehung.

Die moralische Erziehung, oder die Bildung des Herzens zur Ausübung der Tugend, welche gemeiniglich so sehr vernachläßigt wird, ist unstreitig ein eben so nöthiges Stück, als die Bildung des Verstandes *). — So lange das Herz

Bildniß von dem berühmten Holbein, worunter Theoder Beza folgendes Sinngedicht verfertigt hat:

Ingens ingentem quem personat orbis Erasmum,
Hic tibi dimidium picta Tabella refert.
At cur non totum? mirari desine lector,
Integra nam totum terra nec ipsa capit.

*) „Ich habe meinem Sohne alles aufgeopfert, sagte einmal ein bekümmerter Vater; Alle Uebungen, die den Körper geschickt machen, alle Kenntnisse, die den Geist schmücken, stunden in dem Plan seiner Erziehung. Er kostet mich ungeheure Summen, ist er

Herz eines Menschen noch verdorben ist, so kann man von ihm nicht viel Gutes erwarten. — Die Tugend allein setzt den Menschen in den Stand, sein Amt mit Ehre zu verwalten. Dies sollten alle gute Lehrmeister vor Augen haben, sobald sie die Erziehung der Jugend übernehmen. Die Erlernung der Wissenschaften verdient keine Achtung, wenn sie nicht zur Tugend führt, und eine große Gelehrsamkeit, womit man den Kopf eines jungen Menschen anfüllt, ist ihm nicht allein unnütz, sondern auch nachtheilig, wenn sie nicht die Redlichkeit zur Begleiterin hat. — Ein rechtschaffener Mensch ist demjenigen noch vorzuziehen, der noch so viele Belesenheit besitzt; und es ist allezeit besser, tugendhafte Schüler, folgsame Kinder, gute Väter, treue Freunde und eifrige Bürger zu ziehen, als ihnen die schlimme Kunst zu lehren, wie sie über alles streiten können. —

Besonders ist es auch für euch: Erzieher vornehmer Kinder! Es seyen männlichen oder weiblichen Geschlechts, eine goldene Regel,

er aber wohl dafür erkenntlich? — Er entehrt sich selbst, und dieser Sohn, der einst der Trost meines Alters seyn solte, vergiftet meine Tage!“ — „Ich baklage Sie, sagte einer seiner Freunde zu ihm, Ihre Lage ist betrübt; indessen können Sie Ihrem Sohne die Schuld nicht allein beymessen; denn ehe Sie ihm so viele Lehrer aller Arten hielten, hätten Sie ihm erst einen geben sollen, der ihn weise und tugendhaft gemacht hätte.“

gel, daß ihr eure Zöglinge, die einst befehlen sollen, erst gehorchen lehrt: — daß ihr ihnen die Vorzüge ihres Standes nicht eher fühlen lasset, bis sie Verstand genug haben, um von ihrem Glanze nicht geblendet zu werden, und daß der Sohn eines Barons — vielleicht selbst ein Prinz, besonders diejenigen, die einst zu herrschen bestimmt sind, nicht vornehmer erzogen werden sollten, als die übrigen Kinder des Staats. —

Zwar, oft wenden die Lehrer alle Mühe auf die Erziehung der Kinder an, die Eltern aber vereiteln bisweilen die beste, heilsamste Absichten. — Die Väter, besonders Mütter würken hiezu am meisten. Ihr Sohn oder Tochter verräth ein heimtückisches Herz. Der Lehrer bestraft solche Fehltritte auf das schärfste. Jetzt sucht sich der Bestrafte an dem Lehrer zu rächen. Er geht voll Bosheit und Arglist nach Hause, und giebt der Sache eine andere Wendung. Die Eltern glauben es, schimpfen auf den Lehrer, bedauern ihr bestraftes Kind, und schicken es nicht mehr in die Schule. Bey dem gemeinen Mann tragen sich solche Fälle am häufigsten zu.

Vornehmere hingegen halten entweder ihren Kindern Privatlehrer, oder leidet es ihr Beutel, Hofmeister. In der That thun sie am besten, wenn sie ihre Kinder einem rechtschaffenen Manne anvertrauen. Rechtschaffen aber ist noch nicht genug, er muß auch erfahren,

und ein solcher Mann seyn, der seinen Zögling auf keine pedantische Art erzieht *). Dieser Fall

*) Quinctilian verlangt von allen denen, welche die Erziehung der Kinder unternehmen, daß sie die Stärke der ersten Eindrücke, besonders in Absicht auf das Böse, wohl kennen, und vorzüglich dafür sorgen sollen, daß die Kinder nur solche Personen zu ihrem Umgange oder Bedienung bekommen, welche von guten Sitten sind, und ihnen zum guten Beyspiel dienen können. Er tadelt die blinde Nachsicht der Eltern gegen ihre Kinder, und die geringe Sorgfalt, die sie anwenden, um bey den Kindern diejenige Sittsamkeit zu erhalten, deren Verlust die Quelle fast aller Unordnungen und Ausschweifungen ist. — Er verlangt, daß man auf die Reden, welche junge Leute mit anhören, und auf die Beyspiele, die man ihnen in ihrer Gegenwart giebt, eine besondere Aufmerksamkeit wenden soll. Er vermahnet, daß man die ersten Ausbrüche der Leidenschaften unterdrücke, und sich aller Gelegenheit bediene, ihnen die Grundsätze der guten Moral einzuschärfen. — Und in Ansehung der Lektürs für Kinder, hält er davor, daß man wohl Achtung gebe, was für Bücher sie in die Hände nehmen, damit die jungen Leute, welche der stärksten Eindrücke fähig sind, nicht dasjenige lernen, was unanständig ist, und zum lüderlichen Leben führen kann. Er erlaubt daher auch das Lesen der Komödien nicht eher, als bis die Vernunft gebildet, und die Tugend im Herzen hinlänglich befestiget ist. — Dies sagt ein Heyde, aber unsre heutigen Lehrer sollen hiebey nicht

stehen

Fall trift gemeiniglich hier ein. Es ist noch nicht hinlänglich, wenn er Sprachen, Musik und Geschichte versteht, sondern eine gute Lebensart wird erwartet. —

Trauriger Gedanke! wenn man oft adliche und sehr reiche Familien sieht, die einen Mann für ihre Kinder zum Hofmeister bestimmt haben, der zwar einige Sprachen und Geschicklichkeit, aber dabey die schlechteste roheste Lebensart besitzt, seine Zöglinge mit den Studien straft, und sie nur, wenn sie artig gewesen sind, davon befreyt. — Auffallend ist es nicht minder, wenn man Männern solche Stellen anvertraut, die kaum ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben, und die Welt daher gar nicht kennen.

Ueberlegte man nur, was für ein Unterschied zwischen einem Informator und Hofmeister wäre: wie viel Kenntnisse des Menschen, des Herzens, der Welt, der Natur erfordert würde, um das Genie des jungen Mannes nicht zu ersticken, sondern fort zu helfen, oft mit Vorbedacht kleine Fehler begehen zu lassen, um ihn klüger zu machen, und größere zu verhüten, ihn Stufenweise in die große Welt zu führen, mit rechtschaffenen Frauenzimmern bekannt zu machen, um seine Lebensart zu verfeinern, ihn vor den sinnlichen Vergnügungen durch die traurigen Folgen einen Abscheu bey-

stehen bleiben, sie sollen aus einem moralischen Menschen zugleich einen Christen machen. —

zubringen, u. d. gl. — Aber wie wenige haben wir, die so denken, so handeln? — Und sind ja einige — wie wenig werden solche Biedermänner gesucht! — und werden sie gesucht — wie schlecht werden sie bezahlt! Kein Wunder wärs also, wenn sich gar keine Biedermänner fänden, die Lust hätten, sich einer so herkulischen Arbeit, wie die Erziehung der Kinder ist, zu unterziehen *). —

Eltern! habt ihr Söhne, und nahen sie sich den Jahren, wo Körper, Seele und der Verstand seine Reife erhalten, und merkt ihr, daß sie zu einer Wissenschaft wahre Neigung und Genie von der Natur erhalten haben, so zeigt ihnen mit Gelindigkeit den Weg der Rechtschaffenen. — Gerathen sie in Versuchungen, so warnt sie, aber schüttet nicht das Kind mit dem Bade aus; denn je mehrere aus Hitze der Jugend übereilte Streiche ein Jüngling begangen, je mehrere edlere und nützlichere Handlungen wird er gewiß als Maun leisten. Wolt ihr

*) Eltern, die ihre Kinder glücklich sehen wollen, denen liegt es ob, ihnen solche Lehrer zu wählen, die selbst Muster der Frömmigkeit und Tugend sind. — Ein Lehrer, der die Religion hochschätzt, und davon mit demjenigen Ernste spricht, den die Wichtigkeit der Sache erfordert, muß auch nothwendig bey denen, die ihn hören, eine wahre Ehrerbietung und Liebe gegen die Religion erwecken. Eine tugendhafte Seele wird auch allezeit am besten von der Tugend sprechen.

ihr aber als Tyrannen handeln; so murret nicht, wenn euch euer Fleisch und Blut, anstatt die kindliche Ehrfurcht zu bezeugen, flucht, denn ihr waret selbst Schuld — ihr reitztet eure Kinder zum Zorn, und behandeltet sie knechtisch. —

Ihr aber, ihr Kinder, die ihr zu den Jahren gekommen, wo ihr einseht, was Vater — was Mutter ist — vergeßt auch eure Pflicht nicht — bedenkt, daß ihr auch dereinstens Väter und Mütter werdet, und daß das Wiedervergeltungsrecht gewiß nicht ausbleibt. —

Glücklich ist der Mann, der sich bemühet hat, seine Kinder gut zu erziehen. Er sieht den Saamen der Tugend Frucht bringen, und Reinigkeit der Sitten mit Kenntnissen und Wissenschaften vereinet. — Seine Tage verfließen ihm ruhig und angenehm; er genießt der süßen Wollust, von seinen Kindern eben so geliebt zu werden, als er sie liebt, er findet Vergnügen in ihrem Umgange, sie sind ihm Trost im Kummer, und Unterstützung in seiner Schwachheit; er ist nicht nur seiner Familie, sonder jedermann ehrwürdig; er hat das Vergnügen, die Tugend erblich zu machen, und die Ehre, dem Vaterlande Menschen zu geben, die ihm wichtige Dienste leisten können. —

Menillus schickte einstens dem Phozion eine große Summe Geldes zum Geschenke; aber der berühmte Athener schlug es aus. — „Nun, wenn du's für dich nicht nehmen wilst, „sagte Menillus, so nimm es als ein Präsent

für deinen Sohn Phokus.“ Er antwortete aber hierauf: „Wenn mein Sohn eine andere Lebensart anfangen, und klug werden will, so hat er an meinem Vermögen genug; will er aber so fort wirthschaften, wie bisher, so langen aller Welt Güther bey ihm nicht zu.“

Wenn man es auch recht betrachtet, so sind auch wirklich Reichthum, Ehrenstellen und Würden, Güther, die ganz ausser uns, und so leicht sind, als die Feder, die ein Lüftgen wegführt; dahingegen die Verdienste, die wir einer guten Erziehung verdanken, und die Talente, die sie gewährt, die einzigen eines unsterblichen Geistes würdigen Vortheile sind. Das sind die Güther, die uns nichts rauben kann; die so zu sagen in unsre Seelen verwebt sind; die wir nur erst mit dem Leben verlieren, und die allein Hochachtung und Ehrfurcht verdienen.

Esquimaux.

Sind eine besondere Art Völker, die einen Theil von dem mitternächtigen Amerika bewohnen. — Dieses herumirrende und zerstreute Volk nimmt zwar einen großen Strich Landes ein; und es würde doch kaum aus hundert Dörfern bestehen, wenn man es versammeln könnte.

Die eigentlichen Esquimaux sind die kleinsten Leute, höchstens vier Schuh hoch; ob sie gleich ziemlich fett sind, so treten sie doch sehr un-

unsicher auf, und man sieht, daß die Organisazion von der Kälte ihres Klima gehemmt werden. Sie sind Olivenfarbig.

Das merkwürdigste bey ihrer Leibesbeschaffenheit ist die Wärme ihres Magens und ihres Geblütes; ob sie gleich niemals Feuer in ihren Hütten machen, so erwärmen sie doch dieselben durch ihren hitzigen Athem so sehr, daß die Europäer davon ersticken möchten. Sie essen nichts als Wildprät und Fische; sie bauen mit großen Kieselsteinen, und auf ebenen Boden. Sie wohnen nicht unter der Erde, wie man so oft gesagt hat; es wäre auch in einem Lande unmöglich, wo die Erde beständig felsenhart gefroren ist, und endlich würde sie der aufthauende Schnee in ihren unterirrdischen Wohnungen ertränken. Die Weiber sind noch garstiger und kleiner als die Männer, kaum sieben und vierzig Zoll hoch.

Die Esquimaux lieben, wie die Grönländer, ihr Vaterland auf das stärkste, und befinden sich nirgend so gut, als zu Hause. Sie sind von Natur melankolisch, feig, scheu, ohne Gesetze, ohne Gottesdienst, ohne Oberhaupt, haben wenig moralische Begriffe, sind aber derowegen nicht böse.

Da sie stets beschäftigt sind, sich gegen den Mangel zu verwahren, so ist ihnen die Zeit sehr kostbar, und sie fodern von den Mißionarien Bezahlung, wenn sie ihren Predigten beywohnen sollen; ihre Frömmigkeit und Andacht

dauert nur so lange, als man ihnen zu leben giebt; und zu den Predigten der Zinzendorfianer sind sie durch Brantwein und Nehnadeln gelockt worden. Da sie ganz auf fühlbare Gegenstände und materielle Bedürfnisse eingeschränkt sind, so haben sie gar kein eignes Wort, welches die Gottheit und die Unsterblichkeit der Seele in ihrer Sprache ausdrückt.

Man hat geleugnet, daß die Esquimaux die Gewohnheit hätten, den Fremden ihre Weiber anzubieten; allein die Sache ist durch mehr als zwanzig glaubwürdige Reisende bestätigt worden. — Wenn die ausschweifendste Eifersucht ein physischer Fehler der wärmern Länder ist *); warum sollte man so sehr erstaunen, daß in kalten Ländern der entgegengesetzte Fehler herrscht?

Die Gefahr, von dem Schnee blind zu werden, lehrte sie, eine Art von Brillen zu tragen; allein ungeachtet dessen ist die Blindheit bey diesem Volk etwas sehr gemeines. Der Skorbut aber noch mehr.

Essäer.

Machten unter den Juden ehemals eine besondere Sekte aus. Ihre Lehren und Meinungen

*) Wovon man aber den von Cook entdeckten fünften Welttheil, besonders aber Otaheite ausnehmen muß, wo das Clima sehr warm, und dennoch keine Eifersucht ist.

gen waren nicht durchaus einstimmig. Alle kamen zwar darinn überein, der vernünftige Gottesdienst bestehe in Stille und Beschaulichkeit, man mache sich Gott durch strenge Tugend gefällig, und zu dieser Tugend bereite man sich durch eine genaue Diät, und andere Prüfungen.

Eine Gattung der Essäer hießen Theoretici; diese lebten in der Abgeschiedenheit, und in beständigem Nachdenken. Eine andere Gattung derselben hießen Praktici; diese lebten unter sich in Gesellschaft. Einige unter den Letzteren waren eben nicht gegen die Heyrath; aber sie setzten ihre Weiber erst drey Jahre auf die Probe, und dann umarmten sie dieselben nur so viel, als nöthig war, um mit ihnen Kinder zu zeugen. Ihr Ehebett war also keusch und unbefleckt.

Die meisten blieben jedoch unverehelicht, weil sie die Untreue ihrer Weiber bey solchem Verhalten befürchteten, und Hauskrieg bey dem Mißfallen über Untreue. Die strengsten und nicht zahlreichen Essäer schmachteten in Egyptischen Wüsten, und führten da ein stilles und hartes Leben, um Gott mit voller Fassung des Geistes zu dienen. Diejenigen hingegen, die in Judäa und Palästina wohnten, und deren Anzahl auf 4000 gieng, trugen ganz das Joch der jüdischen Zeremonien.

Ueberhaupt hatten die Essäer keinen Einfluß in die herrschende Religion und Staatsverfassung der Juden. Vermuthlich hat auch

deswegen der Heiland der Welt ihrer nie erwähnet, ob sie gleich durch ihre selbst ersonnene und zum Theil von den heidnischen Weltweisen nachgeahmte Heiligkeit die Einbildungskraft blödsinniger Menschen verleiten, sich einen Weg zum Himmel zu bahnen, der sie von dem Himmel abführte.

Essex.

Herr von Evreux, Carl of Essex, war ein Mann von ausserordentlicher Tapferkeit und Entschlossenheit, aber auch von gleich ausserordentlichem Ehrgeitze, Trotz und Ungestüm.

Er führte die Hülfsvölker an, mit denen die Königinn Elisabeth den Thron Heinrichs IV. unterstützte, und trug sehr vieles bey zu der durch den Admiral Howard, nachherigen Carl of Nottingham, ausgeführten Eroberung von Kadix, und Zerstöhrung der reichen in diesem Hafen liegenden Flotte.

Wie wohl man nun nicht ganz entscheiden kann, wie weit die Gunst sich erstreckte, in der er bey der Königinn stund, so ist doch das gewiß, daß sie gegen ihn sehr gnädig war. Allein eben daher forderte er, daß sie seinem Rath immer folgen, und nur diejenigen Männer befördern solte, die er empfahl. Da dieses nicht geschahe, brach er in die gröbsten Beleidigungen gegen die Königin aus; ja er stellte sich sogar an die Spitze von einigen tausend Edelleu-

ten,

ten, um sie mit zur Veränderung ihrer Minister zu zwingen. Man entwafnete, und verdammte ihn zu dem auf den Hochverrath gesetzten Tod — dem zufolge er im Jahre 1601 den 1sten Merz im Tower enthauptet wurde.

Die Erzählung, daß Elisabeth ihm einen Ring gegeben habe, den er ihr nur schicken dürfte, um jedesmal Gnade zu erhalten, den aber die Gemahlin Nottinghams, als welche ihn überbringen sollte, unterschlagen habe, findet heut zu Tage nicht bey allen Schriftstellern Beyfall. —

Der Eßighändler.

Herr Mercier, ein neuer körnigter Schriftsteller, der Verfasser des Tableau de Paris, des Jean Hennieux, und mehrerer schönen Geistes-Produkte hat uns auch mit dem bekannten Drama la brouette du Vinaigrier beschenkt, dessen Titel zwar anfangs sonderbar scheint, aber uns dennoch an eine bekannte Anekdote, die den Stoff dazu giebt, und unvergleichlich bearbeitet wurde, erinnert.

Da dieses Drama aus vielen Ursachen eines der vorzüglichsten ist, die wir seit einiger Zeit erhalten haben, so verdient es einer umständlichern Anzeige. Der Innhalt ist kurz dieser:

Herr Delomer, ein reicher Negoziant, hat eine einzige Tochter, dessen Glücksumstände

die

die Aufmerksamkeit solcher Männer an sich zieht, die bey der Ehe sonst nichts suchen. Herr Jüllifort ist einer dieser eigennützigen Wesen; der Begriff, den er sich von dem Reichthum der Demoiselle Delomer gemacht hat, bewog ihn, ihre Hand zu suchen.

In dem nemlichen Hause ist ein junger Mensch, mit Namen Dominique, der Sohn eines Eßighändlers, welcher mit einem Schubkarrn herumfährt, um sein Brod zu gewinnen, der sich aber durch seine Arbeit und Häuslichkeit so viel erspart hatte, daß er seinem Sohne eine gute Erziehung geben lassen konnte.

Dieser Sohn besorgt die Geschäfte des Herrn Delomer, er ist sein erster Kommis, sein vertrautester Diener; er ist jung, liebenswürdig, hat Tugenden; — er konnte die Demoiselle Delomer nicht sehen, ohne sie zu lieben; und diese junge Person konnte der Neigung, die sie zu ihm gefaßt hatte, ebenfalls nicht widerstehen.

Die Vorbereitungen zu ihrer Verbindung mit Jüllifort kränken den empfindlichen Dominique; sein Vater, der ihn oft besucht, wird seinen Gram gewahr; er will die Ursache davon wissen; er nöthiget ihm dieses Geheimniß ab; hat mit seinen Schmerzen Mitleiden; wird von den Verdiensten der Demoiselle Delomer gerührt, worunter sich vorzüglich die stärkste Liebe zu ihrem Vater auszeichnet; er tröstet seinen Sohn, und giebt ihm sogar Hof-

nung.

nung. Dieser hat alle Hofnung aufgegeben; — wie kann er sich schmeicheln, daß der Sohn eines geringen Eßighändlers die Hand der Tochter eines reichen Negozianten erhalten werde? Er beschwört seinen Vater, ihn nicht einer unvermeidlichen abschlägigen Antwort auszusetzen.

Der Alte denkt ganz verschieden; er hat seine Ursachen, die er nicht sagen will, er verläßt seinen Sohn mit diesen Worten: „Du sollst sie haben, Dominique, du sollst sie haben!“

Das stärkste Hinderniß, welches seinen Wünschen entgegen seyn könnte, nemlich die Glücksumstände, scheint sich zu heben: Herr Delomer verliert seinen Reichthum durch Bankerotte seiner Interessenten. — Sein und seiner Tochter Schicksal bringt ihn zur Verzweiflung, und die Hülfsmittel, welche es ihm eingiebt, sind eben nicht die schönsten; sein Unglück ist noch nicht öffentlich bekannt; er will sich seines Kredits bedienen, um vorher Gelder aufzunehmen, die verfallenen Summen zu bezahlen, und hernach mit Versicherung eines guten Auskommens Bankerot machen. —

Der junge Dominique zeigt ihm das Häßliche von diesem Begriffe, den die Verzweiflung allein eingeben konnte; er stellt ihm die Ehre und seine Pflichten vor Augen; es wird ihm auch nicht schwer, seinen Prinzipalen auf Gesinnungen zu bringen, die seiner würdiger sind;

er

er verirrte sich nur in dem einzigen Augenblicke, wo seine Vernunft schwieg.

Er hofte, die Verbindung seiner Tochter mit Herrn Jüllifort werde ungeachtet seines Unglücks vor sich gehen; und diese Hofnung tröstet ihn, weil er glaubt, seine Tochter werde glücklich seyn. Aber die Demoiselle Delomer hatte in den Augen des Jüllifort mit ihren Reichthümern auch alle ihre Reize verlohren, und er hat nichts angelegeneres, als mit ihr zu brechen.

Der Eßighändler, welcher das seinem Sohne gemachte Versprechen nicht vergessen hatte, kömmt mit seinem Schubkarren, worauf ein kleines Fäßgen liegt; er will damit gerade in den Saal fahren; die Bedienten setzen sich dagegen; sein Sohn stellt ihm vergebens vor, wie wenig sich dieses schicke. —

Der Alte ist eigensinnig, er besteht darauf, er begehrt vom Herrn Delomer die Hand seiner Tochter für seinen Sohn. Anfangs befremdet dieser Vortrag; aber nach den ersten Regungen der Eigenliebe findet der Negoziant, daß er nicht so sonderbar sey, als er geglaubet hatte; er gesteht, daß er Achtung für Dominiquen habe; er erinnert sich, daß dieser ihn wieder zur Rechtschaffenheit zurück geführt habe; er erkläret sich, daß er ihn vor allen andern zum Tochtermann wählen würde, wenn er nicht sein ganzes Vermögen verloren hätte, und ihm nur etwas übrig wäre, um ihn in Stand zu setzen, daß er anfangen könnte. Der alte Dominiq-

minique fragt: „wie groß die Summe seyn müßte, die er dazu für nöthig hielte?“ — Herr Delomer bestimmt 10,000 Thaler. Der Eßighändler zeigt auf sein Fäßgen, es enthält 3778 Louisdor in wohl überzählten Rollen, und 6 Säcke von 1200 Livres. — Er schlägt den Boden ein, um ihn zu überzeugen, daß alles seine Richtigkeit habe. Das Erstaunen des Herrn Delomer ist ausserordentlich; er kann sich nicht entbrechen, Dominiquen zu fragen: woher alles dieses kömmt?

„Das kömmt daher, sagte der Alte, weil ich alle Tage sehr früh aufgestanden bin. Seit 45 Jahren bin ich ungefähr immer so gekleidet, wie Sie mich hier sehen, und seit 45 Jahren hat mir die Arbeit eines jeden Tags nach und nach einen kleinen Theil von dieser Summe verschaffet. Während daß ihr andern Leute alle Tage Geld verschwendet, sammelte ich alle Tage und sparte. Seitdem ich mich kenne, habe ich mich mit dem Gedanken unterhalten, eine große Summe zu sammeln; nicht aus Geiz, sondern damit es mir in meinem Alter und meinen Nachkommen gut gehen sollte. Nie habe ich mir aus Knickerey etwas abgehen lassen. Ich war sparsam und arbeitsam, darin besteht mein ganzes Geheimniß. Ich kann es selbst nicht sagen, wie diese Summe so groß geworden ist; aber da ich eifrig meiner Phantasie folgte, genoß ich eine Menge kleiner Vor-

theile, die meinen kleinen Schatz vermehrt hatten. — Nie habe ich aus Begierde nach einem größeren Gewinn dasjenige daran gewaget, was mir das Glück einmal beschert hat; was ich einmal hatte, hielt ich fest, und folglich hat es mir der Teufel nicht holen können. Es ist wahr, daß mich nach der Zeit die Begierde, meinen Sohn gut zu erziehen, kitzelte; so wie er größer wurde, that die väterliche Liebe Wunder, oder vielmehr, der Himmel hat meinen Vorschlag gesegnet, weil mein Sohn, mein geliebter Sohn ohne dieses Geld, daß ich zu schätzen Ursache habe, unglücklich wäre."

Bey dieser Summe ist nicht ein Pfennig, der unrechtmäßigerweise erworben worden wäre; daher ist Dominik auch überzeugt, daß dieses Geld fruchten werde; er bestimmte es für seinen Sohn. — Man fragt ihn: was er mit dem Gelde gethan hätte, wenn sein geliebter Sohn gestorben wäre?

„Oh! Ich habe wohl darauf gedacht. . . Als ich in meinem 20sten Jahre zu mir sagte: ich muß mir für mich und die Meinigen Geld machen, die Summe mag so groß seyn, als sie will, um den Bedürfnissen des Lebens zu steuren, weil das Geld unter diesem Gesichtspunkt so nothwendig als meinem Schubkarren ein Rad ist; so dachte ich nicht an mein Kind, weil ich nicht verheyrathet war. Aber von dieser

ser Zeit an hatte ich einen Vorschlag im Kopfe. Jeder Mensch, er mag auch von einem noch so geringen Stande seyn, kann etwas großes thun, er darf nur wollen. Die einen sind Liebhaber vom Bauen, die andern suchen Ehrenstellen, und diese hier schicken ihre Güther über Meer. Eitle Hirngespinste! Nichts gleicht dem Vergnügen, was ich ausdachte. Es war eine That, wovon mir der Begriff stets gefiel, und der mich noch ergötzt, wenn ich daran denke. Hier ist er:

„Gesetzt ich hätte keine Kinder, ich habe also auch keinen Erben; hier habe ich eine ziemlich große Summe, wovon ich niemand etwas schuldig bin, nach meinem Tode macht niemand Rechnung darauf; man weiß nicht einmal, daß ich etwas habe. Ich höre in der Welt alle Neuigkeiten, mit denen man sich träat, ich erkundige mich; ich bin auf meiner Huth, ich höre heimlich, daß ein rechtschaffener Mann, ein Familienhaupt, entweder durch einen gähen Zufall, oder durch eine grausame Verfolgung unglücklich geworden; er soll seinen Kredit oder seine Freyheit verlieren; niemand ist reich genug, oder hat den Willen, ihm sobald zu helfen, als es seine Umstände fodern; er ist auf dem Wege zu Grunde zu gehen; er ist ohne Hülfe verloren. — Was thue ich? Ich komme an einem schönen Morgen vor seine Thür; ich klopfe an, ich verlange in Geheim mit ihm zu

reden; man führt mich hinein; ich fahre in der nemlichen Kleidung mit meinem kleinen Fäßgen und meiner Schürze hinein: er sieht mich ganz erstaunt an. Ich sage ihm heimlich ins Ohr, indem ich ihm zugleich mit dem Finger auf das Fäßgen zeige: „Unglücklicher Mann! das ist dein! nimm es, sag niemand was davon; alle Sonntage will ich mit dir zu Mittage essen, leb wohl — und in einem Huy bin ich weg.“ —

Alle diese Umstände sind äusserst interessant, und von dieser Art giebt es in diesem Stück eine Menge.

Man wird begreifen, daß Hr. Delomer seine Tochter dem jungen Dominike nicht versagte, daß dieser seine Frau durch seine getreue Liebe glücklich machte, und daß überhaupt die ganze Familie glücklich wurde.

Euripides.

Ein tragischer Dichter, geboren zu Salamin im Jahr 486 vor Chr. Geb. Er hat 75 Tragödien geschrieben; es sind uns aber nur noch 19 übrig geblieben. Josua Barnes, ein Professor zu Cambridge, hat im Jahr 1694 seine Werke in Folio herausgegeben, und alle Scholien und Fragmente, die er hat auftreiben kön-

können, hinzugethan. Er hat ausserdem seine Ausgabe mit nützlichen Anmerkungen, und einer Lebensbeschreibung dieses dramatischen Dichters bereichert.

Euripides war der Schüler des Anaxagoras und verdiente der Freund des weisen Sokrates zu seyn, wegen der Mühe, die er sich gab, das Theater den Menschen nützlich zu machen.

Seine Stücke sind voller moralischen Maximen, die wir nie lieber hören, als wenn sie Personen in den Mund gelegt werden, die das Recht haben, uns für ihr Schicksal einzunehmen. Euripides hat weniger erhabenes, als Sophokles, sein Zeitverwandter und Nebenbuhler; aber er weiß den Weg zum Herzen besser zu finden; er ist natürlich, rührend, pathetisch. Indeß wußte er doch einen hohen Ton zu nehmen, wenn es die Sache erforderte, und die gemeinsten Gedanken bekommen, wenn sie durch seine Einbildungskraft gehen, jene glücklichen Wendungen, die sie zu erhabenen Gedanken machen. Er hat die Liebe geschildert, aber eine heftige wüthende Liebe, wie sie in der Tragödie seyn muß.

Er hat ohne Zweifel Fehler, und man muß sie auf die Rechnung seiner Zeit schreiben; aber seine Schönheiten gehören ihm eigenthümlich zu. — Dieser Dichter hat den Ruhm, den berühmten

Racine begeistert zu haben. — Der Schüler hat seinen Meister übertroffen, und dennoch nicht ihn ganz in Vergessenheit gebracht.

Einige Geschichtschreiber erzählen, daß die Andromache des Euripides auf die Abderiten *) einen so lebhaften Eindruck gemacht habe, daß sie alle in eine Art von Raserey geriethen, und gleich als ob sie alle Augenblicke das Stück selbst spielten, deklamirten sie, wo sie giengen und standen, Verse aus dieser Tragödie. —

Eben diese Geschichtschreiber erzählen auch, daß, als die Athenienser unter der Anführung des Nicias eine wichtige Schlacht in Sizilien verlohren hatten, die gefangenen Soldaten ihr Leben und ihre Freyheit nicht gewisser erkaufen konnten, als wenn sie ihren Ueberwindern etwas aus dem Euripides vorsagten, weil sie die Verse dieses Dichters ungemein gern hören mochten.

Die Athenienser, die zwar nicht weniger, als die andern griechischen Völker in Verderben gerathen waren, behielten demohnerachtet ge-

*) Dieses Volk hat uns Hr. Hofrath Wieland in seinen sogenannten Abderiten auf das genaueste geschildert. Es ist eins der schönsten Produkte, womit uns dieser große Schriftsteller beschenkt, und seinen Ruhm vermehrt hat.

gegen die guten Sitten, gegen die Tugend, gegen die Wohlanständigkeit und Gerechtigkeit immer eine große Hochachtung, wie man bey Gelegenheit eines Stücks des Euripides sehen konnte. Der Dichter hatte dem Bellerophon einen prächtigen Lobspruch der Reichthümer in den Mund gelegt, den er mit diesen Worten endigte: „Die Reichthümer sind das höchste Gut des menschlichen Geschlechts; mit Recht erregen sie die Bewunderung der Götter und Menschen“ *). Alle Zuschauer murreten darüber, und man würde den Akteur vom Schauplatze gejagt haben, wenn Euripides nicht selbst zum Vorschein gekommen wäre, und die Versammlung gebeten hätte, das Ende des Stücks abzuwarten, wo der Bewunderer der Reichthümer die Strafe bekam, die er verdiente. — Seneka ist es, der diesen merkwürdigen Umstand erzählt.

Die Athenienser indessen, die sich vielleicht die Bewunderung, die sie diesem berühmten Manne erwiesen, gereuen ließen, stifteten den

*) Zweymal ward Euripides wegen zweydeutiger Ausdrücke in seinen Tragödien sogar vor Gericht gefodert. Einmal wegen leichtsinniger Brechung des Eydschwurs, und das anderemal wegen des Spottes über die zweifelhafte Existenz des Jupiters. Er half sich aber durch Aenderung der Verse wieder heraus.

Aristophanes an, daß er ihn lächerlich machen sollte; der komische Dichter nahm diesen Auftrag gern über sich. Euripides hatte auch etwas, womit er leicht lächerlich gemacht werden konnte, und zwar einen gewissen Hang, vom weiblichen Geschlechte übels zu sprechen, auf dem Schauplatze sowohl, als im gesellschaftlichen Umgange. Er hatte sich zweymal verheyrathet, und hatte sich jedesmal mit seiner Frau betrogen, woher denn auch wohl der Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht rühren mochte.

Euripides, der gegen die Spöttereyen des komischen Dichters zu empfindlich war, verließ Athen, und begab sich an den Hof des Archelaus, Königs in Mazedonien, allwo er auch sein Leben beschloß. Dieser Prinz, der ihm im Leben Gutes erzeigt hatte, ehrte ihn auch nach dem Tode, und ließ die Asche desselben in seiner Residenz Pella beysetzen.

Einigen Schriftstellern zufolge, beschloß dieser Dichter sein Leben auf eine tragische Weise. Sie sagen: er sey in einem Gehölze in tiefen Gedanken, wie er immer zu seyn pflegte, spazieren gegangen, und daselbst von den Jagdhunden des Königs angefallen und zerrissen worden, welche einige, die auf seinen Ruhm und Ansehen eifersüchtig waren, auf ihn losgelassen hatten.

An-

Andere haben vorgegeben, er sey von Weibern umgebracht und zerrissen worden, welche die Ehre ihres in seinen Schriften beleidigten Geschlechts rächen wollten. Diese Erzählung aber scheint bloß eine Kopie der Fabel des Orpheus zu seyn.

Exequien.

Diese ließ sich Kaiser Karl V. schon bey seinen Lebzeiten halten. — Nachdem er seine Krone niedergelegt, und seinem Sohne übergeben hatte, begab er sich in das Kloster des heil. Just in Estremadura, und brachte seine Tage mit Betrachtung der Schriften des heil. Augustins und heil. Bernards zu; er legte sich auf verschiedene mechanische Arbeiten, und auf den Gartenbau.

Da ihn einmal das Podagra sehr heftig angriff, entschloß er sich, sein eignes Leichenbegängniß zu halten. Er ließ in der Kapelle des Klosters ein Grabmal errichten, seine Leute giengen in einer Leichenprozession dahin, hielten schwarze Kerzen in ihren Händen, und er selbst folgte ihnen in Trauerkleidern. Man überdeckte ihn mit einem Leichentuch, sang das Todtenofizium, und verrichtete überhaupt alle bey den Exequien gewöhnliche Zeremonien. Den Tag nach dieser traurigen Zeremonie wurde er von

einem Fieber überfallen, und konnte bis an den Augenblick seines Todes nicht wieder hergestellt werden, der den 21ten September 1558 erfolgte. — In ganz Europa wurden ihm 3700 Trauergerüste errichtet.

Wer da weiß, was für Wirkungen die Einbildungskraft auf hypochondrische, oder Einsamkeit suchende Seelen zu machen fähig ist, wird sich nicht wundern, daß auch diesem großen Kaiser von dieser Zeremonie seine durch Impression vermehrte Krankheit zum Grabe führen mußte. — Ich habe einen sehr würdigen Gubernial Rath zu Brünn gekannt, der sogleich nach Beywohnung der Exequien einer großen Fürstin anfieng zu kränkeln, und bald darauf selbst den Weg alles Fleisches gieng. — Traurige Gegenstände lassen immer in der Seele des Empfindsamen traurige, ja oft tödtliche Spuren zurück.

Eyer.

„Was das für ein Lärm um einen Eyerkuchen ist!“ schrie einst der halb freygeisterische halb bigotte Despreaux, als er sich an einem Fasttage einen dergleichen von seinem Koche hatte machen lassen, von einem donnernden Gewitter aber verhindert ward, denselben zu genie-

nießen, und warf ihn voller Zorn zum Fenster hinaus. —

„Ob ein Ey die Fasten breche, war schon lange die Frage zwischen den südlichen und nordischen Katholiken. — In den nördlichen europäischen Gegenden ißt man ohne Scheu an den Fasttägen die Eyer, und in Frankreich, Portugall, Spanien und Italien würde man die Genießung desselben für grando peccato ausschreyen — und die letztern halten deswegen einen teutschen Katholiken oft für nichts anders als einen Ketzer *).

„Ein Huhn, sagt Mercier, legt den 15ten März (vermuthlich den ersten Tag in der Fasten) ein Ey. Das Parlament versammelt sich den Tag darauf, und giebt mit allem Ernst einen Befehl, welcher den Parisern den Genuß dieses Eyes erlaubt. — Der Erzbischoff, welcher behauptet, daß dieser Punkt der Kirchenzucht

*) Als Smollet einst in einem italienischen Wirthshause ein Zimmer beziehen wollte, das ihm gelegensam schien, verweigerte es ihm der Wirth deswegen, weil eben den Tag zuvor ein Catholico Tedesco, den er eine Bestia nannte, darin gestorben wäre, und er es erst wieder müßte ausräuchern und mit Weyhwasser durch einen Geistlichen besprengen lassen.

zucht von weltlichen Richtern, von Profanen nicht entschieden werden dürfe, schickt von seiner Seite einen Hirtenbrief aus, in welchem er nach vielem Donnern gegen den Unglauben des Jahrhunderts über die Nothwendigkeit seufzt, daß er den lauen Gläubigen den Genuß dieses Eyes, welcher in den schönen Zeiten der Kirche allemal verboten war, erlauben müsse. — Dieser Hirtenbrief ist mit langen Exklamazionen gegen das Verderben der herrschenden Sitten angefüllt; aber es ist nicht die Rede von dem Ueberflusse der gallikanischen Kirche, von den weltlichen Abteyen, von der Ehre und den Reichthümern, welche den Müßiggang der Geistlichkeit begleiten in demselben, und der ganze Hagelregen fällt auf die armen Philosophen, welche weder Einkünfte noch Mätressen, aber wohl viel Unverschämtheit haben möchten, dieses Ey ohne Gewissensbisse und der Beredsamkeit des Hirtenbriefs ohngeachtet zu essen.

Es ist die Philosophie, die das Böse in dieser Welt hienieden anrichtet. — Freylich ist sie schuldbar, denn sie hat, noch da man nicht einmal daran dachte, den Ehrgeiz, den Despotismus, die Politik der Priester und Bischöfe aufgedeckt.

So wie der gute Prälat seinen Hirtenbrief an alle Straßenecken hatte anschlagen lassen, und

und ihn einige zu Befehl stehende Journalisten über alle Gränzen gelobt hatten, so erschienen die Forelle, der Hecht, der Aal, sogar das Wasserhuhn auf den frommen, gewissenhaften Tafeln im Ueberflusse. — Der Hecht hat keine Erlaubniß zu seiner Erscheinung nöthig, wie das Ey, und man kann mit ruhigem Gewissen den Ozean und das mittelländische Meer ausfischen, wenn man sich nur gegen sich selbst demüthiget, und die schreckliche Freydenkerey des Weltmenschen, daß er ein frisches Ey hinterschluckt, mit Thränen bejammert.

Und hier eine der Hauptverrichtungen des Prälaten der Hauptstadt. Mit jedem Jahre und in derselben Epoke zeichnet er seinen apostolischen Eifer wegen der Eyer aus, und des Hirtenbriefs des gnädigen Herrn ohngeachtet fahren die Hühner doch fort Eyer zu legen.

Der Prälat weiß es selbst nicht einmal, daß dieses Verbot eine von den egyptischen Priestern entlehnte Sitte sey, daß er dieses Ey, als Chymiker, aber nicht als Priester, allenfalls in dem Aequinoktium des Frühlings verbieten könnte, weil dann die ganze Natur in ihrer Arbeit einer Gährung unterworfen ist, welche den Genuß der Eyer gefährlich macht.

Erklärte er sich als ein Naturkündiger, so könnte man ihn verstehen; aber er thut nichts,

als

als daß er ein Gebot der Priester von Memphis wiederholt, von welchem er weder den Sinn, noch den Endzweck begreift. — Indessen auch das Kreuz, das er an sich träat, ist ein Sinnbild, das er nicht besser zu erklären weiß.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen
Bd.: 2

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919599-2
VD18 80344054-001